ZEITSCHRIFT

FÜR

ROMANISCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON PROFESSOR Dr. GUSTAV GRÖBER †

FORTGEFÜHRT UND HERAUSGEGEBEN

VON

Dr. WALTHER v. WARTBURG

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BASEL

1953

BAND 69 HEFT 5/6



MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN

Die Zeitschrift erscheint in Bänden von 6 Heften

INHALT

VERMISCHTES, SPRACHWISSENSCHAFT

ZEITSCHRIFTENSCHAU

BESPRECHUNGEN

Über den Gebrauch des Stilmittels der Annominatio bei Rutebeuf

Eine der eigentümlichsten Dichtergestalten des französischen Mittelalters ist Rutebeuf, „der erste große Wirklichkeitskünder auf dem Gebiete der Lyrik“ [1], wie ihn Eduard von Jan mit Recht nannte. Manche Züge seiner Erscheinung sind noch wenig erforscht. Stiluntersuchungen sollten da noch allerlei klären können. So hat sich auch diese Untersuchung zur Aufgabe gemacht, einer besonderen sprachlichen Eigenart des Autors, dem Gebrauch der annominatio, einmal sorgfältig nachzugehen. Das Stilmittel der Wiederholung steigert sich nämlich in der Dichtung Rutebeufs oft zur annominatio, wie sie der antiken Rhetorik bereits bekannt ist, wo sie „Häufung verschiedener Flexionsformen desselben Wortes und seiner Ableitungen, aber auch gleichklingender und anklingender Wörter“ bedeutet [2]. Auch die mittellateinischen Poetiken empfehlen die Anwendung der annominatio und so dringt diese frühzeitig in die volkssprachliche französische Literatur ein [3]. In den chansons de geste tritt sie uns in der einfachen Art besonders enger syntaktischer Gebundenheit mit meist nur einmaliger Wiederholung in fast durchweg formelhaften Wendungen entgegen [4]. Der höfische Roman pflegt eine lockerere Form mit häufigerer Repetition und weniger strengen, oft über mehrere Verse hinweg gezogenen, durch andere Wörter jeweils unterbrochenen Aneinanderreihungen [5].

Auffälliger und allgemeiner als überall hier ist der Gebrauch der annominatio bei Rutebeuf, weswegen man dem Dichter diese sprachliche Eigenart sehr zum Vorwurf machte. P. Paris sprach von „pénibles jeux de mots“ [6], Jubinal gar von „cacophonies“ [7] und Clédat bezeichnete als den schwersten Fehler des Autors „l'abus, et souvent la puérilité des jeux de mots“ [8]. Ja, im Vorwort des erst im Jahre 1949 neu herausgegebenen Miracle de Théophile [9] findet sich noch immer jenes

[1] Französische Literaturgeschichte, Heidelberg 1949³, S. 31.
[2] E. R. Curtius, Europ. Lit. u. lat. MA, Bern 1947, S. 280.
[3] Ebenda S. 281.
[4] Gunnar Biller, Le Style des premiers romans français, Göteborgs Högskolas Årsskrift XXII, Göteborg 1916, p. 36.
[5] Ibidem, p. 37/38.
[6] In Rutebeuf, Hist. litt., t. XX.
[7] Oeuvres complètes de R., vol. II, p. 168, no. 2.
[8] Léon Clédat, R., Paris 1891, p. 187.
[9] édité par Grace Frank, Paris 1949².

Werturteil, auf dessen sachliche Bedenklichkeit und wissenschaftliche Nutzlosigkeit E. R. Curtius genau zwei Jahre vorher schon hingewiesen hatte[1].

Den Kritikern, die den Gebrauch der annominatio bei Rutebeuf in Bausch und Bogen verdammen, setzte Ulrich Leo bereits vor geraumer Zeit eine andere Ansicht entgegen[2], die er allerdings nicht durch Beweise zu stützen suchte, weil dies zu sehr am Rande der begrenzten Aufgabe lag, die er sich mit seiner besonderen Renart le Bestourné-Untersuchung gestellt. Er nahm an, die Verwendung der Wortkünsteleien bei Rutebeuf sei einem doppelten widersprechenden Bedürfnis des Dichters entsprungen: einmal dem Verlangen nach pathetischer Nachdrücklichkeit dort, wo er einem großen Inhalt auffälligen Ausdruck habe verleihen wollen, wie z. B., um den Begriff „mort" besonders stark ins Bewußtsein des Hörers zu hämmern; sodann dem Wunsch nach Dekoration dort, wo formaler Schmuck über Empfindungsleere habe hinwegtäuschen sollen.

Nun, das, was Leo in der Zweckbedingtheit der annominatio bei Rutebeuf vermutete, ein Nebeneinander zweier ganz verschiedener dichterischer Absichten, jener der Unterstreichung einer bestimmten Idee und der des Wortspiels zum Zweck sprachlicher Verschönerung wäre durchaus nichts Neues und Originelles; denn dies hatte sich bereits im höfischen Roman herausgebildet. Damit ist also noch nichts Klärendes über die Besonderheit der Verwendung jenes Stilmittels bei Rutebeuf gesagt und dem Forscher obliegt hier noch eine Aufgabe, die E. R. Curtius im Jahre 1947 folgendermaßen knapp umrissen hat: „Es wäre zu untersuchen, wie die einzelnen Dichter dieses Mittel (der annominatio) verwandt haben und welcher Wirkungen es fähig war"[3]. Nun, soweit das Werk Rutebeufs in Betracht kommt, soll im folgenden ein Beitrag zur Erhellung des einschlägigen Problems gegeben werden.

Indem die Frage, die uns hiermit beschäftigt, von vier verschiedenen Seiten her betrachtet wird, sollen deutlich werden: 1. Umfang und Ursprung des annominatio-Gebrauchs im Rahmen des Rutebeufschen Gesamtwerkes; 2. zahlenmäßige Verschiedenheit der annominatio-Anwendung in den, sei es durch zeitliche Entstehung (frühe und späte Schöpfungen), sei es durch gedankliche Ausrichtung (persönliche, marianische, satirische Gedichte, Fabliaux, Legenden, Miracle de Théophile), sei es schließlich durch das Versmaß (besonders Achtsilber und Alexandriner) voneinander abweichenden Gedichten; 3. Unterschiedlichkeit der Sinngebung des Stilmittels der annominatio; 4. Technik und äußere Formen der annominatio.

Wenn man von jenen Fällen absieht, in denen einmal die annominatio ausschließlich zur Erleichterung der Reimbildung angewendet wird, also nur am Versende gebraucht ist, sodann wo sie eine be-

[1] RF, 60. Bd., S. 276.

[2] Studien zu R., 67. Beiheft Z. R. Ph., Halle 1922, S. 107–08.

[3] RF, 60. Bd., S. 276.

sondere Abart darstellt, die man gemeinhin als Polyptote bezeichnet, indem der ähnliche Klang der gruppierten Wörter durch Verwendung verschiedener flexivischer Formen eines Verbums erreicht wird, kann man im Gesamtwerk Rutebeufs, soweit es uns überliefert ist, 439 Fälle der annominatio feststellen, die obendrein eine teilweise beträchtliche Ausdehnung aufweisen. So erstreckt sich die annominatio Rutebeufs oft über 5 und 6, nicht selten über 8 bis 12, manchmal sogar bis über 18 Glieder. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß in 12 654 Rutebeufschen Versen 2360 annominatio-Glieder (reine Reim-annominationes und Polyptoten nicht gerechnet) untergebracht sind, begreift man, daß die Dichtung Rutebeufs gar nicht recht zu verstehen ist, wenn man sich nicht über den Sinn des Gebrauchs der annominatio dort im Klaren ist.

Man fragt sich, wieso die annominatio gerade im Werke Rutebeufs eine so ausgedehnte Verwendung finden konnte. Nun, die formalen Voraussetzungen zu einer stärkeren Nutzung dieses besonderen Stilmittels in der französischen Volkssprache waren, wie erwähnt, bereits durch den höfischen Roman geschaffen worden. Bei Wace (im Rou), im Enéasroman, bei Thomas, Gautier und nicht zuletzt bei Chrétien finden sich zahlreiche Beispiele. Chrétien vor allem wußte die annominatio mit größtem Geschick und oft unter Zugrundelegung mehrerer Themen abzuwandeln[1]. Aber ihre letzte, bis zur Übertreibung gesteigerte Entwicklung konnte sie in diesem Rahmen nicht finden; denn die annominatio bietet ihre Dienste von vornherein mehr einer Literatur betonter Eindringlichkeit und Absichtlichkeit einerseits, sowie gesteigerten Gefallens am Spiel andererseits. Diese beiden Bedingungen zusammen sollte der höfische Roman im allgemeinen nicht erfüllen, da sich hier die Dichter einmal in der inhaltlichen Darstellung mehr innere Heiterkeit bewahrten und sie außerdem in der Sprache das Maß über einen bestimmten Punkt hinaus nicht gerne überschritten.

Die beiden der annominatio innewohnenden Möglichkeiten, jene zu nachhaltiger und die andere zu spielerischer Nutzung, widersprechen sich im Grunde ohnedies und ein solcher innerer Gegensatz hat zweifellos ein allzu umfangreiches Überhandnehmen dieses Stilmittels verhindert. Die ernst-betonende wie die unbeschwert-spielerische Verwendung regulierten im allgemeinen gleichsam selbsttätig seinen maßvollen Gebrauch; denn sie mußten sich in den meisten Fällen ja gegenseitig ausschließen; ist es doch schwer, das Tändelnde und das Eindringliche auf die Dauer in einem Gespann und in der Person eines und desselben Dichters zu vereinen. Aber eben dieser seltene Fall, daß sich zwei so verschiedene Stilarten, eine ernst-moralisierende und eine heiter-spielerische, in der Dichtung eines Autors zusammenfanden, findet sich im Werke Rutebeufs und in der Erkenntnis dessen liegt eine wesentliche Voraussetzung zum Verständnis seiner so oft in ihrem Wesen verkannten Sprache.

---

[1] Billar, p. 37.

Freilich, Rutebeuf war in dieser Hinsicht nicht bahnbrechend. Das Werk eines anderen, der um ein bis zwei Generationen älter war, weist bereits jenes eigentümliche Nebeneinander von kämpferischer, unerbittlicher Aufdringlichkeit und ungetrübter Heiterkeit auf: Des Gautier de Coincy nämlich. Es ist das Verdienst von Erhard Lommatzsch, bereits vor Jahren auf verwandte Gedanken bei den zwei Dichtern hingewiesen zu haben [1]. Nun, die Einwirkung des Gautier auf Rutebeuf soll in einer eigenen Abhandlung untersucht werden. Hier sei nur soviel gesagt: da Gautier im Jahre 1236 starb und Rutebeuf nicht lange vorher geboren sein dürfte, mag letzterer unter dem Ruhm des ersteren aufgewachsen sein. So mag sich ganz von selbst ein stärkerer literarischer Einfluß ergeben haben. Jedenfalls ist er im annominatio-Gebrauch unverkennbar. Sowohl, was die Intensität als auch was die Auswahl einzelner Beispiele angeht, bestehen große Ähnlichkeiten in der Behandlung der annominatio bei den zwei Dichtern [2]. Aber der zeitliche Abstand zwischen den beiden ist spürbar. Rutebeuf verwendet die annominatio sinnvoller, planmäßiger, ausgedehnter, mit mannigfacheren künstlerischen Absichten. Es möchte scheinen, als gehe er in dieser Beziehung bedachter als Gautier zu Werke. Selbst dort, wo auch er eine Vielzahl von annominatio-Gliedern massiert, läßt er es nicht zu so blindwütig dicht aneinandergereihten Lautwiederholungen kommen wie mehrfach Gautier [3]. Die längsten annominationes Rutebeufs haben um 20 Glieder, bei Gautier aber gibt es solche bis zu 36 [4]!

Neben dem Gautierschen Einfluß könnte möglicherweise ein anderer einhergegangen sein, der sich von der religiös-moralisierenden Literatur her ableitete. Rutebeuf gebraucht eine Reihe von Wortspielen, die bereits in den Vers de la Mort Helinands wie auch in den beiden überkommenen Gedichten von Renclus de Molliens eine gewisse Rolle spielen. Das Stilmittel der annominatio war dort als Ausdrucksform der Eindringlichkeit beliebt, wenn es auch bei weitem noch nicht in jenem Ausmaß gebraucht wurde, in dem es Gautier de Coincy und Rutebeuf verwendeten.

Wenn man nun untersucht, ob sich eine, sei es zeitlich, sei es inhaltlich, sei es formal bedingte Unterschiedlichkeit im Gebrauch der annominatio bei Rutebeuf feststellen läßt und sein Dichtungswerk zunächst vom Gesichtspunkt der zeitlichen Entstehung aus in Augen-

---

[1] Gautier de Coincy als Satiriker, S. 12, Halle 1913.

[2] Manche annominatorische Phrasen erscheinen bei beiden Dichtern mehrfach, wie En qui amor n'a point d'amer oder définer finement usw.

[3] So schlängelt sich etwa über zwölf achtsilbige Verse hinweg folgende a.: acointier – acointes désacointier – désacointoit – acointes acointoit – acointa cointement – acointement l'acointer désacointa – cointe acointe a, Acointe acointe – acointiez – désacointiez – cointe – acointe – acointance – cointe; die a.-Glieder machen hier zwei Drittel des gesamten Silbenbestandes aus, Comment Notre-Dame guari un clerc, v. 165–76, Les Miracles de la Sainte Vierge, Paris 1857 (Poquet), p. 346.

[4] Chansons pieuses, v. 58 – I, 12: 36 a.-Glieder über 29 8- und 6silbige Verse verteilt!, ibidem p. 12–13.

schein nimmt[1], kommt man zu folgender Erkenntnis: Jene beiden Gedichte, die sich nach dem augenblicklichen Stand der Forschung unter den frühesten, zeitlich einigermaßen sicher festlegbaren Schöpfungen Rutebeufs befinden, der Diz de l'Université de Paris[2] und die Descorde de l'Université et des Jacobins[3] weisen – wenn man von dem Gebrauch zum ausschließlichen Zweck der Reimbildung und einem Fall der Polyptote absieht – keine einzige annominatio auf. Freilich in den gleichzeitigen oder unmittelbar folgenden Gedichten, dem Dist des Jacobins, Diz des Cordeliers und der Complainte de Sergines, ist die annominatio reichlich vertreten und wir finden sie dann in Werken verschiedenster zeitlicher Entstehung, ja auch noch in solchen, die der Dichter zweifellos in hohem Alter geschrieben, wie der Vie dou Monde und der Mort de Rutebeuf.

Insgesamt könnte man immerhin den Eindruck gewinnen – wenn man einmal von dem Beispiel der Gedichte auf Jacobins und Cordeliers absieht, wo für die Verwendung der annominatio besondere Gründe bestanden haben mögen, von denen noch zu reden sein wird – als habe Rutebeuf mit der fortschreitenden Zeit die annominatio häufiger gebraucht, ein Umstand, der sich auf ganz natürliche Weise, rein äußerlich, mit einer Zunahme dichterischer Wortgewandtheit erklären ließe. Andererseits aber ist besagter Unterschied doch nicht erheblich genug, als daß man daraus andere Schlüsse ziehen könnte als diesen einen, der aber auf jeden Fall gesichert ist, daß nämlich die annominatio bei Rutebeuf keineswegs Kennzeichen einer frühen Entwicklungszeit ist, also nicht Ausdruck von Unreife oder Unfertigkeit sein kann, eine immerhin auch wertvolle Feststellung, die unserer weiteren Untersuchung dienen kann.

Nun erhebt sich die Frage, ob denn, nachdem schon vom zeitlichen Ablauf her gesehen kein wesentlicher Unterschied in der Behandlung der annominatio bei Rutebeuf festzustellen ist, ein solcher nicht zwischen den Dichtungsarten seines Werkes besteht. Um hierüber Klarheit zu gewinnen, muß man sowohl eine Gesamtbetrachtung der einzelnen, nach inhaltlichen Gesichtspunkten geschiedenen Gruppen anstellen wie auch eine Einzeluntersuchung der für den annominatio-Gebrauch besonders auffälligen Gedichte. Bei einem allgemeinen Überblick ergibt sich folgendes Bild:

---

[1] Für diesen Teil der Untersuchung bedeutet es eine beträchtliche Erschwerung, daß die Zeit der Entstehung für eine Reihe Rutebeufscher Gedichte, wie vor allem der Fabliaux, nicht festzustellen ist.

[2] Wir schließen uns der Ansicht Denkingers an, der den Diz – im Gegensatz zu Gröber – aus einer Rückwirkung auf den Pariser Studentenkrawall der Fastenzeit 1233 heraus, zu eben dieser Zeit, entstanden glaubt; Tiberius Denkinger, Die Bettelorden in der franz. didaktischen Lit. des MA.s, Münster 1915, Diss., S. 16, Anm.

[3] Sie glaubt man seit langem 1254 geschrieben; damit liegt sie zeitlich aber immer noch vor der Complainte de Sergines, die man auf 1253 datierte, bis Faral vor einigen Jahren ihre Entstehung überzeugend auf 1255/56 ansetzen konnte, Julia Bastin et Edmond Faral, Onze Poèmes de Rutebeuf concernant la Croisade, Paris 1946, p. 19.

Es trifft im Durchschnitt je eine annominatio	auf Verse[1]:
in den panegyrischen Gedichten[2]	22,8
in den Fabliaux	24
in den beiden Heiligenlegenden	28
in der persönlichen Lyrik	30
in den satirischen Gedichten[3]	31
in den lyrischen Gebeten	34
im Miracle de Théophile	44

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß bei dieser allgemeinen Zusammenstellung gewisse Feinheiten unter den Tisch fallen und innerhalb der einzelnen Gruppen wiederum bestehende Unterschiede vorläufig nicht berücksichtigt werden, wie etwa der Umstand, daß von den panegyrischen Gedichten vier auf einen innerlich zum Teil recht unbefangenen Autor schließen lassen, während man aus einem fünften, dem auf den Tod des Grafen von Poitiers, echtes Schmerzgefühl herausspüren kann. Auf derartige Verwicklungen muß später eingegangen werden. Im allgemeinen kann man aber doch in obigen Gruppen weitgehende Einheiten sehen und daher auch aus jener Reihenfolge gewisse Schlüsse ziehen, wie etwa den, daß die annominatio am stärksten in Fabliaux, panegyrischen Gedichten und den beiden Heiligenlegenden, weniger häufig in der persönlichen und satirischen und am sparsamsten in der religiösen Dichtung gebraucht wird. Was letztere angeht, muß man freilich bedenken, daß die Voraussetzungen für den Gebrauch der annominatio hier nicht ganz die gleichen waren wie sonst im Werke Rutebeufs. Die vier Gedichte auf die Madonna sind Schöpfungen der Andacht; sie folgen in ihrem teilweisen Litaneienstil und ihren großenteils althergebrachten, zahlreichen Metaphern überkommenen Mustern. Sie stellen Gebete dar, als die wir sie bezeichnet haben. Das Mirakelspiel andererseits mußte, da es ja zur Aufführung bestimmt war, gewisse technische Voraussetzungen erfüllen, die eine fast durchgängige Verwendung der annominatio von vornherein unmöglich machten. In dieser religiösen Dichtung insgesamt waren also die Bedingungen für den Gebrauch der annominatio schwerer als sonstwo und man muß sich wundern, daß die Anzahl der Fälle, in denen jenes Stilmittel dort erscheint, nicht noch weiter unter dem Durchschnitt der sonstigen Verwendung liegt, was doch wieder dafür zeugt, wie weitgehend Rutebeuf es verstanden hat, sich einen einheitlichen Sprachstil zu schaffen.

Ehe wir uns nun weiter nach den inneren und äußeren Gründen der von Dichtungsart zu Dichtungsart verschieden starken Verwendung der annominatio umtun, wollen wir eine zweite Tabelle anlegen, die

[1] Es sind in der Tabelle nicht verwertet: die sehr kurzen poetischen Adressen an Brichemer und die Ribauz, sowie der Monolog der Erberie.

[2] Wir verstehen hierunter die Gedichte auf den König von Navarra, den Grafen von Poitiers sowie die Edelleute von Nevers, Sergines und Anseau.

[3] Unter diese sind, ihrem Inhalt entsprechend, auch einige Kreuzzugsgedichte eingereiht wie Complainte de Constantinoble, Chanson und Diz de Puille, Complainte d'Outre-Mer, Voie de Tunes, Novele Complainte.

auch die Ausdehnung der einzelnen Beispiele der annominatio in Betracht zieht, was durchaus wesentlich ist und eine größere Genauigkeit des Vergleichs verbürgt:

Es trifft im Durchschnitt je ein annominatio-Glied	auf Verse:
In den Fabliaux	1,9
in den panegyrischen Gedichten	5,6
in den beiden Heiligenlegenden	6,5
in der persönlichen Lyrik	7,8
in den satirischen Gedichten	8,3
in den lyrischen Gebeten	9
im Miracle de Théophile	9

Wenn sich auch die Zahlenwerte im einzelnen etwas verschoben haben, so ist doch die Reihenfolge der Gedichtgruppen fast die gleiche wie oben. Es bestehen also, wenn auch in geringem Umfang, Unterschiede im Gebrauch der annominatio zwischen den einzelnen Gedichtgruppen. Ja, wir wagen, folgenden wichtigen Schluß zu ziehen: Der Dichter hat die annominatio dort am meisten verwendet, wo er am wenigsten innerlich beteiligt, und er hat sie am wenigsten gebraucht, wo er am meisten innerlich ergriffen war. Wir formulieren noch schärfer und sagen: Der Gebrauch der annominatio bei Rutebeuf wächst mit dem Nachlassen der inneren Anteilnahme und er geht zurück mit der Steigerung persönlichen Ergriffenseins.

Zur Unterstützung dieser Theorie seien die einzelnen Gruppen zunächst noch einmal für sich betrachtet. Die Fabliaux atmen überlegene Heiterkeit. Man spürt den Abstand, den der Dichter von den Dingen hat. Nirgends sonst steht er so unbeschwert vor uns. Die Erzählung ist breit und behäbig und an keiner Stelle durch die Hast innerer Erregung gejagt. Hinter den Lobpreisungen der panegyrischen Gedichte spürt man, wenn man von einer bereits erwähnten Ausnahme absieht, das Pathos feierlicher Distanziertheit von dem Unglück – in vier Fällen dem Tod – das die Gepriesenen betroffen hat. Mit den beiden Heiligenlegenden, jener von der ägyptischen Marie und der anderen von der thüringischen Elisabeth, befinden wir uns auf der Ebene sachlich vorgetragenen Berichtes. So kann man für diese drei Gruppen von Gedichten zusammenfassend sagen, daß hier Rutebeuf weit mehr mit kühlem Verstand als mit warmem Herzen beteiligt scheint.

Anders ist es mit der persönlichen und satirischen Lyrik des Dichters. In ersterer steht die Gestalt des Autors selbst vor uns, mit seiner Spielleidenschaft, seiner Armut, seiner Krankheit, seiner Mißheirat, seinem Hunger, seiner Verlassenheit und seinem Altersprozeß. In letzterer hat Rutebeuf mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Temperamentes an den Geschehnissen seiner Zeit teilgenommen, am Universitätsstreit, an der Werbung für die Kreuzzüge, an der Anprangerung all dessen, was ihm unaufrichtig schien – und es war nicht wenig. Und zwar möchte uns scheinen, als sei die Subjektivität des Dichters in der sati-

rischen Poesie zwar nicht größer, aber noch hitziger und ungeduldiger, ohne das täuschende Bajazzo-Gelächter der persönlichen Lyrik, welches für viele es bis heute ungeklärt gelassen hat, ob der Dichter hier im Scherz oder im Ernste spricht.

Unsere oben aufgestellte These wäre also richtig: Der Abnahme des annominatio-Gebrauchs entspricht eine Zunahme der Subjektivität und umgekehrt. Aber ehe wir uns nach den Gründen des Zusammenhangs dieser beiden Tatsachen fragen, wollen wir auf dem Weg der Einzelanalyse unsere Behauptung noch von einer anderen Seite her zu festigen suchen. Wenn sie nämlich richtig ist, müßten einerseits die Gedichte mit der geringsten Verwendung jenes Stilmittels die vom Dichter am stärksten erlebten und andererseits die mit der relativ höchsten annominatio-Zahl die am wenigsten subjektiven sein.

Welches sind nun die Werke mit der lebhaftesten inneren Anteilnahme des Autors? Ulrich Leo hat, wenn auch in einem ganz anderen Zusammenhang, Renart le Bestorné als das Gedicht bezeichnet, in dem Rutebeufsches Fühlen am erregtesten zum Durchbruch gekommen sei [1]. Emil Winkler widersprach dem [2] und meinte, er habe nicht den Eindruck, daß der Bestorné eine so hervorragende Stellung innerhalb der Rutebeufschen Dichtung einnehme. Nun, Leo ist wohl auf dem richtigen Wege, wenn er im Bestorné einen heftigen Gefühlsausbruch des Autors sieht, aber er täuscht sich – hier ist Winkler beizupflichten –, wenn er ihn für einmalig hält; denn wir glauben, die gleiche Stärke des Empfindens noch in einigen anderen Gedichten zu sehen, und zwar vor allem im Diz und in der Complainte de maître Guillaume de Saint-Amour.

Es ist kaum zu verkennen, daß in diesen drei Gedichten vom ersten bis zum letzten Verse heftige, innere Erregung des Verfassers mitspricht. Sämtliche anderen Gedichte, soweit sie überhaupt persönliche Empfindungen Rutebeufs wiedergeben, sind demgegenüber weniger einheitlich. Wie es sich aber nun in jenen Gedichten mit dem Gebrauch der annominatio verhält, soll folgende Tabelle zeigen:

Es trifft im Durchschnitt je ein annominatio-Glied	auf Verse:
im Diz de maître Guillaume de Saint-Amour	30
im Renart le Bestorné	54
in der Complainte de maître Guillaume de Saint-Amour	65

In diesen drei Gedichten haben wir – wenn wir einmal von Diz Universitei und Descorde, den kurzen Anfängergedichten, sowie den Adressen an Brichemer und die Ribaux und dem Erberie-Monolog absehen – die Rutebeufschen Schöpfungen geringster annominatio-Dichtigkeit, um nicht zu sagen weitgehender annominatio-Leere vor uns. Auch von dieser Seite her scheint demnach unsere These richtig zu sein.

---

[1] Leo, S. 93.

[2] Emil Winkler: Besprechung von Ulrich Leo, Studien zu Rutebeuf, Die Neueren Sprachen, 32. Bd., S. 102.

Ehe wir nun auf die Fälle besonderer annominatio-Konzentrierung zu sprechen kommen, fragen wir uns, was wohl der Grund gewesen sein mag, daß der Dichter dort, wo er seine Verse aus vollstem Herzen niederschrieb, die annominatio in geringerem Umfang gebrauchte als sonst. Nun, so oft und so ergiebig Rutebeuf das Stilmittel nicht nur zur Belebung seiner erzählenden Gedichte, sondern auch zur Wiedergabe tiefwurzelnder Überzeugungen, persönlicher Stimmungen, heftiger Angriffe gemacht hat, dort, wo er aus ureigenstem Erlebnis, aus innerstem Getroffensein schreibt, mochte ihm das Wortgeplänkel wie ein Hindernis vorkommen. Starke Erregung trieb ihn dann dazu, den unmittelbarsten, geballtesten, kürzesten Ausdruck zu wählen. Vielleicht war es so, daß Rutebeuf, wenn er in seinem Innersten aufgewühlt war, so lange sich des Stilmittels der annominatio bediente, als er auf die Wirkung seiner Verse nach außen bedacht war; daß er aber von einem bestimmten, allerdings selten erreichten Augenblick ab, nur mehr seiner Empörung Ausdruck geben wollte, ohne mehr auf das Publikum Rücksicht zu nehmen und deswegen auf jedes wiederholende Wortspiel verzichtete.

Aber auch soweit die annominatio in jenen stark erlebten Gedichten verwendet wird, hat sie sich vom Rhetorischen zum Lakonischen gewandelt, wie etwa an jenem Beispiel aus dem Bestorné zu ersehen ist, wo die sonstwo sinnig und launig in die Länge getriebenen Formen der annominatio um den Begriff „corde" zu einem eisigen: „S'auront la corde, Lor ouvraingne bien s'i acorde, Quar il sont sanz miséricorde"[1] zusammengeschrumpft und erstarrt ist. Hier befinden wir uns, wie auch mehrmals anderwärts, an einer Stelle, an der das Stilmittel der annominatio sich am weitesten von seinem künstlichen Ursprung entfernt hat und bereits dem Ausdruck mächtigster persönlicher Empfindungen dient, wie sie erst eine spätere Literatur wieder kennen wird, die aber dann ihrerseits sich vornehmlich anderer Hilfsmittel bedient.

Wenn wir nun jene Gedichte zusammenstellen, in denen die Beispiele des annominatio-Gebrauchs besonders stark massiert sind, ergibt sich folgendes Bild:

Je ein annominatio-Glied entfällt durchschnittlich	auf Verse:
in der Complainte de Sergines	3,4
im Diz de la Voie de Tunes	3,1
in De monseigneur Anseau de l'Isle	2
im Dist des Jacobins	1,8
im Diz des Cordeliers	1,6

Hier ist also die Konzentrierung der annominatio-Bildungen sogar beträchtlich stärker als im Durchschnitt der Fabliaux und man ist versucht zu fragen, welche Wesenszüge jener fünf Gedichte eine solch ge-

---

[1] I, 30, v. 136–38; die Belegstellen aus den Rutebeufschen Gedichten werden durchweg nach der Jubinalschen Ausgabe zitiert; Achille Jubinal, Oeuvres complètes de R., 3 vol., Paris 1874.

staute Verwendung der annominatio veranlaßt haben mögen. Nun, die Ursache scheint nicht in allen fünf Fällen die gleiche gewesen zu sein. Gewisse gemeinsame Charaktereigenschaften verbinden das erste mit dem dritten und andererseits die drei übrigen Gedichte miteinander.

Bei genauer Lektüre der Complainte de Sergines gewinnt man den Eindruck, Rutebeuf habe hier, wo ihm offensichtlich die innere Anteilnahme fehlte, vielleicht, weil er die Person Sergines, sei es auch als Gönner, nur flüchtig kannte, zu dessen Unterstützung er aber ein Gedicht von angemessener Länge zu schreiben beauftragt war, durch Wortgeplänkel seine Verse zu strecken versucht. Jedenfalls erscheint das Lob mehrfach künstlich in die Länge gezogen.

Einen noch viel krasseren Fall stellen die Verse auf das Ende des seigneur Anseau de l'Isle dar. Auch hier dürfte es dem Autor an Gedanken zum Thema gefehlt haben; denn außer dem Wissen um die Herkunft des Edelmanns aus dem Vaumondois und seine Leidenschaft als Jäger scheint Rutebeuf von ihm nichts bekannt gewesen zu sein. Das war zu wenig, um darauf einen poetischen Nachruf zu verfassen. So mußte denn Rutebeufs vokabularistische Improvisationskunst Schaum schlagen und sie tat dies so ausgiebig, daß selbst der einzige tiefere Gedanke dieses Gedichtes, die Unerbittlichkeit des Todes gerade gegenüber den Guten, nicht jene dichterische Form gefunden hat, deren Rutebeuf fähig gewesen wäre, sondern in angestrengter Wortfechterei breitgetreten wird [1].

So ist auf Grund der Betrachtung dieser zwei Beispiele anzunehmen, daß die Ursache der annominatio-Massierung hier mangelnde dichterische Inspiration eines von seinem Gegenstand nicht restlos gepackten Autors ist. Leo hätte hier also richtig vermutet. Die Sprachakrobatik als Lückenbüßerin mangelnden geistigen Inhalts könnte man verstehen als ein Sich-Zurückziehen des Dichters auf die handwerkliche Kuriosität dort, wo der Stoff ausgegangen ist oder wo sich die Eingebung noch nicht oder nicht mehr einstellt oder wo die innere Anteilnahme am Gegenstand nur oberflächlich ist. Man mag, wenn man sich die Entstehung eines solchen wortartistischen Intermezzos vergegenwärtigt, die Lage des Dichters mit jener eines Malers vergleichen, der sich, in Augenblicken der Zerstreuung oder Entspannung auf seiner Palette in der Kunst des Farbenmischens übt oder der eines Pianisten, der, wenn er sich im Spiel erhabener Akkorde ergeht, gelegentlich eine Etude der Geläufigkeit einfließen läßt.

---

[1] Dabei ist noch zu bedenken, daß die Strophe, welche vom Glücksrad handelt (v. 33–40) und welche im Ms 7615 fehlt, kaum zum ursprünglichen Gefüge des Gedichtes gehört haben wird; denn sie paßt nicht so recht in den Sinnzusammenhang, in dem offensichtlich dagegen die vorausgehende und die folgende Strophe stehen. Daß die Glücksrad-Strophe, die ein damals sehr verbreitetes Motiv zum Gegenstand hat, gerade an dieser Stelle eingeschoben wurde, vielleicht zum Zweck der Verlängerung des sonst allzu kurzen Gedichtes, mochte durch den Ansatz zu einem entsprechenden Bild in v. 30 ausgelöst worden sein. Die Sprache der Glücksrad-Strophe läßt immerhin auf die Feder Rutebeufs schließen.

Für den Fall der drei anderen annominatio-reichen Gedichte, Diz de la Voie de Tunes, Dist des Jacobins und Diz des Cordeliers, können freilich die Gründe innerlichen Unbeteiligtseins des Autors nicht gelten. Es müßte also schon noch eine andere Ursache für den konzentrierten Gebrauch der annominatio geben, welcher unsere oben aufgestellte These noch nicht gerecht geworden ist. Wenn man sich nach einem gemeinsamen Charakteristikum der drei Gedichte umsieht, erkennt man, daß alle drei in der metrischen Form des Alexandriners geschrieben sind und man ist natürlicherweise versucht, hier einen inneren Zusammenhang zu vermuten. Rutebeuf hat jenes Versmaß in insgesamt sieben Fällen verwendet. Neben den erwähnten Gedichten finden wir es noch zweimal auf je eine kurze Strecke im Miracle de Théophile, wo einmal auf einem Raum von zwölf Zwölfsilbler-Vierzeilern sieben verschiedene Reihen der annominatio aufeinanderfolgen; das zweite Mal freilich – es sind vier Strophen, kurz vor Ende des Mirakels – scheint die Notwendigkeit einer kurzen Zusammenfassung des Théophileschen Schicksals den Gebrauch der annominatio verhindert zu haben. Auch der Diz de Puille und die Vie dou Monde sind in Alexandrinern abgefaßt. Hier zeigt zwar die Verwendung der annominatio nicht ganz die gleiche Häufigkeit wie in jenen oben genannten drei Gedichten, ist aber doch auch noch recht umfangreich. Es kommen im Diz fünf, in der Vie sechs Verse auf je ein annominatio-Glied.

Aus der Tatsache, daß Rutebeuf seine Alexandrinerverse in sechs von sieben Fällen überdurchschnittlich reich mit annominationes spickte (und daß im siebten Fall naheliegende Gründe für eine Notwendigkeit rascher Zusammenfassung bestanden, die den Gebrauch der annominatio nicht wünschenswert erscheinen lassen mochte), darf man wohl den Schluß ziehen, daß die annominatio-Verwendung Rutebeufs, soweit sie in Alexandrinern erfolgt, unter besonderen Bedingungen steht, und zwar nicht nur durch innere Erregtheit des Dichters nicht verhindert wird, sondern überhaupt in jenem Versmaß eine besonders günstige metrische Prädisposition gefunden hat. Es ist, als ob der Zwölfsilbler den Dichter geradezu verleitete, einem Übermut der Sprachbeherrschung, einem Vollgefühl des Vergnügens am Handwerk, einem schier humanistisch anmutenden Stolz auf lexikalische Wendigkeit, auf diese Weise Ausdruck zu verleihen. Es ist kaum anzunehmen, daß Rutebeuf den Alexandriner gebrauchte, um seine Wortkünsteleien besser unterzubringen. Wir möchten eher annehmen, daß er dort, wo er sich des wogenden Rhythmus des Alexandriners bediente, um seinen Gedanken eine feierlichere Form zu geben, zur annominatio griff, um die Geräumigkeit der Verse bequemer möblieren zu können. Aber statt einer Gewißheit können wir hier nur diese Vermutung aussprechen.

Bei aller Unterschiedlichkeit in der Verwendung des Stilmittels der annominatio kommen wir auf die Tatsache zurück, daß dasselbe eine bedeutende literarische Rolle im Werke Rutebeufs spielt. Wo immer es auch in Rutebeufscher Dichtung seinen Platz erhielt, nirgends ist es Fremdkörper oder sinnlose Verzierung. Stets empfängt es inneres

Leben und äußere Formung von einem gedanklichen Inhalt her, der freilich sehr verschiedener Art sein kann, je nachdem er spielerischer, humoristischer, satirischer, moralisierender oder Stimmung malender Absicht entspringt.

Eine rein spielerische Abwandlung, um mehrere Beispiele herauszugreifen, hat Rutebeuf zweimal dem annominatio-Gebrauch des Wortes „fin" gegeben. Beide Male geht er vom Sinn des Begriffes aus, indem ihm die Bedeutung „Ende" fest vor Augen zu stehen scheint. Ja, er nimmt diese geradezu zum Anlaß des Gebrauchs jenes Wortes, einmal am Anfang eines Gedichtes[1], wo er den Todesgedanken zum Ausgangspunkt einer Ermahnung zur Unterstützung des Hl. Landes macht. Das andere Mal[2] am Schluß einer Legende. Im ersten Falle wird in allgemeiner Betrachtung die „fin fine", ein schönes Ende im Wohlgefallen Gottes, als Ideal akustisch moduliert, im zweiten soll gleichsam die Freude über den Abschluß eines sehr langen Gedichtes, des umfangreichsten, das Rutebeuf geschrieben, zum Ausdruck gebracht werden. Dabei klingt das Schlußmotiv zunächst erst in einem wie unauffällig hingeworfenen „afin" auf, um sich dann in den folgenden Versen in vokabularistischer Zusammenballung klanglich zu verdichten und schließlich in einem zweifach perlenden „fin fine" den Schlußakkord einer über 2000 Verse umfassenden Legende zu bilden, an die sich nur noch ein kurzes Gebet anschließt[3].

Nicht weniger als drei Namen hat Rutebeuf, zum Teil mehrmals, in tändelnder annominatio verherrlicht. Der erste, den er auf diese Weise verewigte, ist ein gewisser Benoiz, für den er das Fabliau vom „secrestain et de la femme au chevalier" niederschrieb. Gleich zu Beginn seiner Erzählung[4] spielt er mit dem Namen seines Auftraggebers, wobei ihm die sprachliche Verwandtschaft des Wortes mit dem Begriff „beneir" sehr zustatten kommt. Das Ganze ist wie eine schnörkelhafte Initiale, als sinnvoller Zierat gedacht und als Umschmeichelung des Gefeierten, dessen behäbiges Vergnügen, seinen Namen im literarischen Scherz festgehalten zu sehen, wohl erreicht werden sollte.

Ein ähnliches, launiges, wenn auch weniger gelungenes Spiel treibt Rutebeuf in seiner „Vie Sainte Marie l'Egyptianne" mit dem Namen der Titelheldin. Hier muß er freilich schon auf sehr abwegige und bei den Haaren herbeigezogene Wörter zurückgreifen, die einen drolligkomischen Sinnzusammenhang ergeben, um in sechs Versen zehnmal den Klangkörper „mari" einzuschieben[5].

---

[1] I, 11, 1–11. [2] II, 25, 2169–76.

[3] Die annominatio zum Abschluß eines Gedichtes mit „fin" gebraucht übrigens auch Gautier de Coincy einmal, Première Chanson, XI, XII, p. 14.

[4] II, 15, 1–7.

[5] II, 24, 1126–31; die lautliche Aufspaltung versuchte Rutebeuf auch bei anderen Namen, wie etwa bei Brichemer und Elysabel. Aber hier vermochte selbst seine vokabularistische Findigkeit nicht, genügend ähnliche Lautformen herbeizuschaffen, um sie zum Mittelpunkt einer annominatio zu machen. So reichte es nur zu einem ernüchternden „*Brichemer* Que jue de moi à la *briche*, II, 1, 1–2, und einem geradezu kalauerisch wirkenden

Mehr Glück hat er dort, wo er mit seinem eigenen Namen Schabernack treibt[1]. Dies geschieht vor allem am Ende seines Gedichtes von der hl. Elisabeth[2], das er durch Vermittlung des connétable Erart de Valery der Königin Lysabel, der Gemahlin Thibauts von Navarra, zugestellt sehen wollte. Gleichsam entschuldigend weist er hier auf die Holprigkeit seiner Reime und die Klobigkeit seines Wesens hin, nicht ohne, mit deutlicher Nahelegung entsprechender Anerkennung, auch der Härte seiner Arbeit zu gedenken. Hier fügen sich die Begriffe so gut zusammen, daß die Lautformen rud, rus und bu innerhalb von 14 Versen 23mal wiederholt werden können. In der Anstauung so vieler dumpfer Laute fängt er die Vorstellung vom Trutz seiner Seele und der Gedrücktheit seines Daseins ein, eine lautmotivische, wenn auch witzig-beiläufige Selbstportraitierung im 13. Jahrhundert, dazu angetan, aufhorchen zu lassen.

In einer Reihe von Fällen kommt es Rutebeuf offensichtlich darauf an, gerade eben nur e i n e n bestimmten Begriff in seiner Wichtigkeit herauszustellen, so, wenn er davon spricht[3], daß Edelleute, die beauftragt waren, sich an die Stätten zu begeben, an denen Elisabeth lebte, um Berichte ihres heiligmäßigen Daseins zu sammeln, da und dort sich trafen und er hier nun Begriffe wie „assembler" und „ensemble" orchestriert.

Die Härte der Selbstkasteiung, der sich Elisabeth in Opfern und Entbehrungen unterwarf, um das ewige Leben zu erringen, wird durch ein mehrfach wiederholtes „dur", das sich in endurer – endurers – endure dure – dura – dure – endura fortsetzt, unterstrichen, aber durch ein zuletzt aufleuchtendes „vie perdurable" in einer höheren Harmonie aufgelöst[4].

Das arbeitsame Leben der hl. Elisabeth wird zu einem einzigen Dienst Gottes[5]: „Sa serve fu; bien le servi". Und aus dem Dienst geht das Ve r dienst hervor. „Par bien servir le déservi." Nachdem der Ball zwischen servir und déservir, kurz aufgehalten durch asservir, noch mehrere Male hin und her gespielt worden ist, schließt das Ganze mit einem allgemein gehaltenen Ausblick auf die Zukunft: „Quar qui de cuer le servira Bien sachiez qu'il déservira."

Nachdem der Dichter gezeigt, wie Elisabeth auf all ihren Besitz, von dem sie sich gerne trennte, verzichtet hat, um sich ganz unbeschwert der Nächstenliebe hinzugeben, verleiht er der Beschreibung dieses Vorgangs in lautmalerischem Spiel einen tieferen Sinn[6]: Reichtum ist eine Last; nur wer sich von ihr freimacht, schreitet leicht dahin. Auf der einen Seite entwickelt Rutebeuf eine Begriffsreihe charge, char, eschar, auf der anderen eine jene überwindende déschargie, décharge, deschar-

---

„Si com l'en tient le *lis à bel*, Doit l'en tenir *Elysabel*, II, 25, 31–32. Auch vor „Eve" mochte seine Sprachkunst versagen und er belebte dafür den Gebrauch dieses Namens durch ein Spiel mit der in der Worteinheit gegebenen Trias der Begriffe (Eva, fließendes Wasser, Taufwasser), II, 27, 33–40.

[1] Während Rutebeuf seinen eigenen Namen 31mal in seinem Werke nennt, hat er ihn nicht weniger als 7mal mit einer annominatio umgeben.

[2] II, 25, 2145–58.
[3] II, 25, 90–94.
[4] II, 25, 1385–91.
[5] II, 25, 451–70.
[6] II, 25, 1073–86.

giez. Nur das Sich-frei-gemacht-haben von jeder Last wird die Seele dereinst in den Himmel aufsteigen lassen. Und so klingt das Motiv des Beschwertseins in einer letzten höher weisenden Gegenüberstellung noch einmal auf: „Chargiez ne puet voler en haut."

Nicht immer versteht es Rutebeuf so wie hier, seine vokabularistische Tändelei zu einem wenigstens andeutungsweise abgeschlossenen Ganzen abzurunden. Manchmal liegen die Wörter, die er im Übereifer herbeiträgt, begrifflich und gelegentlich auch lautlich zu sehr auseinander, um einen nur einigermaßen sinnvollen Zusammenhang darzustellen. Dies ist etwa der Fall dort[1], wo er mit dem grundmotivischen ouvrier ein recouvrier, oevre, ouvrir, descouvrir zu verbinden sucht. Hier sind Verlegenheitssätze entstanden, wie „Por l'ouvrier vueil la bouche ouvrir", die einen peinlichen und – hier hat Jubinal recht – kakophonen Eindruck hinterlassen.

Der entsprechende Gebrauch von papelart, wenn auch mit satirischer Absicht unternommen, ist ebenfalls nur Spiel geblieben und dabei noch recht mißglückt. Hier mußte es von vornherein ganz aussichtslos erscheinen, zu einem solchen, in der Gesamtheit französischen Wortschatzes sich recht seltsam, ja fast fremdartig ausnehmenden Begriff Anklänge zu finden. So sind denn auch Paarungen entstanden wie pueple ardent – papelardent, de l'art – papelart[2]. Der Sinn ist hier dem Gleichklang zum Opfer gefallen.

So war es auch schwer, die an die Madonna gerichtete Innigkeitsformel „Por toi" über den anaphorischen Gebrauch hinaus zu einer annominatio auszuweiten. Indem Rutebeuf dies gleichwohl unternahm[3], mußte er Begriffe wie portière und porte in einen auf diese Weise recht gesuchten Sinnzusammenhang hineinpressen.

Nur selten hat Rutebeuf die Ausdrucksmöglichkeiten der annominatio in den Dienst heiteren Humors gestellt. Am besten ist ihm dies einmal in einem Fabliau gelungen[4]. Er schildert hier, wie die Teufel sich verschwören, in den beiden andächtigen Kirchenbesuchern, dem Sacrestain und der Femme au Chevalier, die alle zwei in der Verehrung Gottes völlig aufgehen, eine sündhafte Liebe zueinander zu entflammen. Ehe noch dem Hörer das Unheil sich anbahnender Entwicklung zu Bewußtsein kommen kann, wird es in einem Wirbel ähnlicher Klangkörper, die zwischen zwei offensichtlich zu symbolhafter Veranschaulichung gewählte Begriffe gepreßt werden, angedeutet. Vom „saintement vivoient" bis zum „déchéoir" geht es in einem tollen Bergab über ein in 10 Versen 15mal lautlich abgewandeltes „voie", das zweimal, Böses verkündend, mit „desvoier" gekreuzt wird, hinweg, steil nach unten, gleichsam, um wie mit einem nicht aufzuhaltenden Rutsch in einem Graben zu enden. Mit einem „Or est vaincu, or est conclus Nostre religieus reclus" stehen wir auf dem Boden des Abgrunds des Gefallenseins. Wie aus einer bereits sich einstellenden Reue heraus geht der Blick noch einmal, mit „cil de la relegion Et la dame relegieuse",

---

[1] II, 25, 1005–22. [2] II, 15, 399–410. [3] II, 24, 284–92. [4] II, 15, 151–98.

hinauf zu der reinen Höhe, auf der man sich vorher bewegt. Aber unmittelbar darauf glotzt einem doch wieder mittels eines um den Begriff „obscure" konzentrierten Taumels dumpf klingender Wörter die Düsterkeit jähen Gestürztseins entgegen. Wie ein Reflex des einst in ahnender Betrachtung geschauten Himmelreiches leuchtet ein „Dieu le glorieux" nochmals herein, zugleich aber auch als verheißungsvolles Zeichen für die bald darauf erfolgende Überwindung des Satanas und die Rettung der einer Versuchung Erlegenen.

Einem weit weniger geistreichen Humor, sondern der derben Fabliau-Witzigkeit dient die annominatio dort, wo das Leibweh jenes Bäuerleins veranschaulicht wird [1], welches sich, das Bäuchlein durch reichlichen Genuß von Ochsenfleisch mit Knoblauch und fetter Tunke prall wie eine Zithersaite gespannt, Befreiung suchend, vor Schmerzen windet: A cest effort forment s'efforce, A cest effort met-il sa force; Tant s'efforce, tant s'évertue.

Öfters als unbeschwertem Humor diente Rutebeufs annominatio seiner Satire. Dabei war es, als ob sich diese an bestimmten Wortbegriffen erst entzündete. Zu diesen gehörte etwa „corde". Nicht immer zwar löste sein Gebrauch einen satirischen Erguß aus. Zuweilen nutzte der Dichter auch hier nur die Möglichkeiten neckischen Spiels, welche die zahlreiche Wortfamilie bietet, die sich um „corde" schart. So läßt er etwa in der Voie de Paradis wie im Dist Nostre-Dame die auf „corde" abgestimmten Lautkörper im ersten Fall 11-, im zweiten 13mal abrasseln. Aber meistens scheint er doch den Begriff „corde", der nicht nur den Lendengurt mönchischer Orden, mit dessen Anlegung eine eingreifende und unwiderrufliche Lebensentscheidung gegeben ist, sondern auch den Strick, mit dem der Henker sein Opfer zur Strecke brachte, darstellt, als doppelt inhaltsschweres Wort empfunden zu haben, ein Wort, symbolischen Gehaltes schwanger, einmal den freiwilligen Verzicht auf ein weltliches Dasein, zum anderen das erzwungene Ende eines verwirkten Lebens bedeutend. Dabei mag der unmittelbare Anlaß, jenes Wort satirisch zu gebrauchen, die Tatsache gewesen sein, daß es eben auch gerade den Stand der Mendikanten versinnbildlichte, der Cordeliers und Jacobins, denen er besonders gerne am Zeuge flickte und namentliche Bezeichnungen liebte er, bedeutungsmäßig und lautlich zu zergliedern [2], nicht nur, wie gezeigt, zu heiterem Spiel, sondern auch zu ernster Anklage.

Ein andermal mischt er die Begriffe lerres, larron, lobéors, robéors in fünf Versen zu einem verwirrenden Hin und Her sich gegenseitig Betrügender [3]. Oder er nimmt die Begriffseinheit „Hof" und „kurz" in „court" zum willkommenen Ausgangspunkt einer Polemik gegen den römischen Hof, an dem er Recht und Rechtschaffenheit „gekürzt" glaubt [4].

[1] II, 11, 41–43.
[2] Eine im MA sehr beliebte literarische Sitte, die besonders im moralisierenden Predigtstil verbreitet war (Renclus de Moiliens!).
[3] II, 4, 43–46.
[4] II, 22, 129–36.

Mit der satirischen Absichtlichkeit Rutebeufscher annominatio ist die moralisierende oft verknüpft. Da gibt es einige Wörter, die ihn zur Sittenbelehrung geradezu ermuntert zu haben scheinen. Die Tatsache, daß er sich mit der Pflege des Wortes ausgiebigst beschäftigte, mag ihm einen besonders feinen Sinn für die Erfassung der leisesten Schattierungen in der Wirkungsmöglichkeit eines Begriffs verliehen haben. So machte er [1] das Wort „marchiez" einmal zum Mittelpunkt einer annominatio und bildete um diesen Begriff durch das Spiel variierender Nuancierungen eine Vorstellung des Feilschens, Überlistens, eitler Geschäftigkeit und Betriebsamkeit, die seine These untermalen sollte: Cist siècles n'est mès que marchiez.

Den unbestrittenen Vorrang aber in der Zahl der Schlüsselwörter moralisierend-lautmotivischer Gruppierungen nimmt der Begriff des Todes ein. Ihn gebraucht Rutebeuf mit Vorliebe. Der üppigen mortuarischen Phantasie des Mittelalters hat er die Kunst seiner annominatio zur Verfügung gestellt. Wenn jedoch Rutebeuf mit seinen Wortspielen vom Tode den Hörer zweifellos beeindrucken und erschüttern wollte, so war er selbst dabei nicht immer in gleicher Weise ergriffen, wie etwa dort, wo er, zu Anfang seines Gedichtes auf das Ende des monseigneur Anseau de l'Isle, gleichsam einen Fluchgesang auf den Sensenmann anstimmt und tonal variiert [2]. Das Überwiegen des Begriffes „mordre" über den des „mort" verhindert das Aufkommen eines Stimmungsbildes und gibt dem Ganzen mehr den Charakter dramatischer Bewegtheit, der eben recht ist, um einer Strophe mit dem Losungswort „monde" Platz zu machen und den Weg ins Innere des Gedichtes freizugeben.

Mehrmals wächst die moralisierende Absicht der Verwendung des Todesmotivs aus der Satire heraus, wie dort [3], wo abschließend, durch Hinweis auf den Opfergang des Heilands, zum Gebet übergeleitet wird und die Forderung zu einem In-sich-gehen vor den Hörer tritt. Die lautmalende Reihe, die hier mit „mort" beginnt, findet in „remordre", zugleich dem letzten Wort des ganzen Gedichtes, ihr bezeichnendes Ende. Ein andermal wird das Motiv des Todes angerührt, um jenen vorgehalten zu werden [4], welche Reichtümer zusammenraffen und doch von ihren Schätzen nichts ins Jenseits hinüberretten können.

Im Gespräch zwischen Kreuzzugsanhänger und -gegner darf die Todesgedankenvariation nicht fehlen [5]. Über einen Raum von insgesamt 16 Versen hinweg wird zunächst mit der üblichen mort-ordre-Kombination auf das Ende als unerbittlich eintretendes Ereignis hingewiesen; dann wechselt das Lautspiel zu einer demorra-morra-Verbindung hinüber, wobei „demorra" den Sinn des Zuhausebleibens, Nicht-das-Kreuznehmens hat. Der Tod ist nun gleichsam aus der Sphäre allgemeiner Begrifflichkeit in die individueller Bezogenheit eingetreten. Der Gedanke endet schließlich mit der Folge plorront-plorra als der Vorstellung eines beim Tode nicht zu erwartenden Beweintwerdens.

[1] II, 15, 16–25.
[2] I, 14, 1–9.
[3] I, 26, 61–64.
[4] II, 5, 53–56.
[5] I, 18, 201–16.

Mit besonderer Absichtlichkeit scheint der Dichter im Diz de la Voie de Tunes mit dem Wort mort umzugehen. Der Zweck dieses Diz ist, die Barone aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln, sie zur Teilnahme an jenem Kreuzzug zu ermuntern, als dessen Opfer Louis IX sterben sollte. Daher kommt es ihm darauf an, jene Ritter gleichsam vom Metaphysischen her, über die Erweckung der Furcht vor Gott und den letzten Dingen, zum Aufbruch zu verpflichten. Es mochte also eine Orchestrierung des Todesbegriffs nicht unangebracht erscheinen und tatsächlich ist diese offensichtlich wohlüberlegt und wirkungsvoll durchgeführt [1]. Zunächst klingt erstmals und wie ganz zufällig ein „morir", mit „porrir" gepaart, auf. Das Bild des Todes ist damit bereits heraufbeschworen, hier noch als unaufhaltsamer Abschluß eines unnütz, ohne Opfer vertanen Lebens gespenstisch drohend. Die Anhänger eines geruhsamen Daseins, die ihren Leib den Fährnissen eines Kreuzzugs nicht aussetzen wollen, versucht Rutebeuf nun zu treffen, indem er auf die Kürze des Lebens hinweist, auch jenes, das in feiger Zurückgezogenheit verbracht wird. Es steht dem Menschen frei, die Zeit, die ihm gegeben, auszukosten, aber am Ende wird der Tod stehen. Und dann? „Or est mors." Zum zweiten Male huscht der Schatten des Todes vorüber. Aber nach diesem zweiten kurzen Hinweis schiebt sich erst nochmals eine ganze Strophe ein, welche den Gedanken bringt, nur der könne ins Paradies eingehen, der es sich erobert hat. Danach bricht nun der Todesgedanke in hauptmotivischer lautlicher Abwandlung zum ersten Male über eine ganze Strophe hinweg durch: Unnütz, dem Tode widerstehen zu wollen. Er überwältigt den, der ihn flieht, und meidet den, der ihn sucht. „Des biaux, des fors, des sages fait la mort sa despance; La mors mort Absalon et Salomon et Sance." Und nach zwei weiteren Strophen zieht Rutebeuf noch einmal nach. Der vorher angedeutete Gedanke der Macht des Todes erfährt nun einen deutlicheren Hinweis auf das Schicksal des Einzelnen und legt den Schluß nahe, daß der Mensch Reue und gute Vorsätze nicht bis zum Augenblick des Todes aufschieben soll – „tant que la mors le mort".

Eine dichterisch besonders wertvolle Form ihrer Verwendung hat die annominatio dort bei Rutebeuf gefunden, wo sie offensichtlich dazu dient, einen subjektiven Stimmungsgehalt verstärkt und eindrucksvoll wiederzugeben. Zur Kennzeichnung sichtlich erlebter Empfindungen gebraucht, kommt einem diese Art Wiederholung als angemessener Ausdruck vor, dem nichts mehr von bombastischer Aufgeblasenheit rhetorischer amplificatio eignet. Nun scheint es einige Wörter zu geben, in denen Rutebeuf gewisse Erscheinungsformen der sein Los beherrschenden Schicksalsmacht gleichsam zu symbolhaftem Ausdruck gesteigert fand. Zu diesen gehört etwa der Begriff „vent", mit dem der Dichter in wörtlichem und übertragenem Sinne gerne spielt. Neben jener der Vergänglichkeit alles Irdischen scheint er mit ihm vor allem die Vorstellung des Durchkältenden, Eisigen, Grimmigen, Vereinsamen-

[1] I, 19, 87–108.

den verbunden zu haben. Es ist, als ob er in der beißenden Schärfe des Windes seine ganze Not, Armut und Verlassenheit verkörpert sähe: „Ce sont ami que vens emporte, Et il ventoit devant ma porte[1] oder „Li vens me vient, li vens m'esvente, Et trop sovent Plusors fois sent le vent[2].

Der Gedanke eigener Besessenheit durch die Leidenschaft des Würfelspiels, sollte man meinen, mußte ebenfalls bei Rutebeuf gesteigerten Ausdruck finden, nachdem der Dichter schon versucht war, so viele Begriffe in der annominatio zu intensivieren. Auf den ersten Blick hin möchte es nun überraschen, daß das Wort „dé" nur ein einziges Mal eine solche lautliche Untermalung gefunden hat, obwohl doch das Würfelspiel lange Zeit im Leben des Dichters eine beherrschende Rolle spielte, auf die er selbst mehrfach verweist und die im übrigen ihren sprachlichen Niederschlag in der Aufnahme von Metaphern usw. gefunden hat. Vielleicht ist der Grund in dem Umstand zu suchen, daß es sich bei „dé" um eine recht einspännige Wortform handelt, zu der ähnliche, sinnvolle Lautbildungen auszudenken, schwer war. So wird auch diese Ungeselligkeit es mit sich gebracht haben, daß in jenem einzigen Fall der „dé"annominatio weitgehend die Unterstützung einer Anapher in Anspruch genommen werden mußte[3]: „Li dé qui li détier ont fet M'ont de ma robe tout desfet; Li dé m'ocient, Li dé m'aguetent et espient, Li dé m'assaillent et desfient."

Stärkere vokabularistische Anlehnung fand Rutebeuf freilich in einem zweiten Fall, da er seine Spielleidenschaft zum Gegenstand einer annominatio machte[4]. Hier gelang es ihm, Begriffe des Spiels (enviail, enviaus) an jene Wortfamilie um voie anzuschließen, deren er sich so gerne bediente und die ihm so viele Verwendungsmöglichkeiten (voie, avoié, forvoié, desvoié, envoié) bot. Durch das wiederholte Anschlagen des Begriffs „voie" und seiner verschiedenen Ableitungen sollte hier wohl im Hörer der Eindruck des schicksalshaften, unaufhaltsamen Dahingleitens des Geldes und vielleicht sogar des Lebens überhaupt erweckt werden, eine Annahme, die um so berechtigter erscheint, als kurz darauf in einer Anapher eben dieses Motiv aufklingt: „tout va, tout vient: Tout venir, tout aler covient."

Die Bewußtheit, mit der Rutebeuf das Stilmittel der annominatio handhabte, offenbart sich auch in der Technik äußerer Mittel, die er dabei anwandte. Man kann vier Formen der annominatio-Gestaltung bei Rutebeuf unterscheiden. Wir bezeichnen sie kurz als die der Einreihigkeit, der Zwei- und Dreigipfeligkeit sowie der logischen Folge.

Die einfachste Form der annominatio ist die monotoner Einreihigkeit. Sie ergibt sich dort, wo das Lautspiel in einer eintönig durchgeführten mehrmaligen Wiederholung oder auch Abwandlung der gleichen Begriffe besteht, so daß dieses eine Wort immer vorherrschend bleibt. Sie eignet sich vorzüglich zum Ausdruck einer von allen Seiten her eindringenden Allgewalt, eines übermächtigen, oft peinigenden und

[1] I, 3, 122–23. [2] I, 5, 14–16. [3] I, 5, 52–56. [4] I, 5, 43–47.

einen unablässig verfolgenden Gedankens. Als solche gibt sie etwa die fixe Idee einer zu begehenden Sünde wieder, von welcher der Verführer besessen ist: pensee – penser – pensse – penssée – pensse – penssée – pensse – penssant – pensez – pens – pensaisse – penssez – pensse[1]. Oder in einem anderen Fall bezeichnet sie, bei achtmaliger Wiederholung des Stammes trousse innerhalb von vier Versen, das ganze gedankliche Ausgerichtetsein eines Diebes, der die Schätze eines Klosters geraubt hat, auf sein „trousseau", das er in fieberhafter Hast und Aufregung lichtscheuen Tuns zusammenpackt: troussiau – troussiau – trousse – troussiau – trousse – troussiau – troussé – estrous[2]. Oder in der Mahnung des Aristoteles an den jungen Alexander soll wohl in der Einreihigkeit einer innerhalb von sechs Versen sechsmaligen Verwendung des Wortstammes „juge" die Hervorkehrung des Ernstes und der Schwere der Verantwortung liegen, die dem unbestechlichen Richter zufällt: juge – juges – Juge – Juges – jugerres – jugiez[3].

Hier wären auch jene Fälle zu nennen, wo eine ganze Wortfamilie in einen Sinnzusammenhang gebracht wird und die Komposita eines Stammwortes sich an eben dieses wie Perlen an einer Schnur aufreihen, wie dort, wo sich dem „voie" ein avoier, – s'avoier – ravoier – desvoier – convoier zugesellen. Dabei kann es freilich auch vorkommen, daß sich verwandte Lautgruppen wieder mit einer bestimmten Wortfamilie mischen, so daß etwa einmal eine solche Folge entsteht[4]: croit – recroit – croire – recroire – acroistre – croient – recroient – Créator – crient – s'escrient – créator – créance – croi – criz – escriz – acroient – crut – acrut. Dann wieder wird die annominatio zum Spiel der Zerlegung des dominierenden Wortes in seine einzelnen Teile: trésorier – trésor ier – trésoriers – trésor – trésor[5] oder Rutebuef – rude – buef[6] oder Rustebuef – rude – buef[7] oder Rustebués – rude – buef – Rustebués – rudes – bués[8] usw.

Während der Sinn des annominatio-Gebrauchs in allen diesen Fällen mehr oder weniger der Unterstreichung eines bestimmten Begriffes dient, ist bei einer anderen Variation – wir nannten sie die der Zweigipfeligkeit – alles auf die Annäherung oder Unterscheidung zweier verschiedener Begriffe abgestellt. Dabei kann das Zweierlei der Idee bereits in ein und derselben Wortgestalt gegeben (corde = Lendengurt und Henkerstrick) oder auch auf zwei getrennte Ausdrucksformen verteilt sein. Je nachdem, wie es das inhaltliche Bedürfnis erfordert, werden letztere im Zusammen- bzw. im Widerspiel aufeinander zugeführt, so daß sich einmal hinter der Klangähnlichkeit ein Dualismus verbirgt (anemis – ami)[9], ein andermal gegenseitige Erhellung und Verstärkung der Begriffe erreicht wird (lobéors – robéors)[10]. Zuweilen auch verstärkt sich der Dualismus zu einer Zweipoligkeit mit kontrastierenden Lautformen (tort – droit)[11].

---

[1] II, 9, 95–118.
[2] II, 15, 333–36.
[3] II, 12, 55–60.
[4] II, 25, 235–52.
[5] II, 15, 385–89.
[6] II, 22, 45–46.
[7] II, 24, 1286–91.
[8] II, 25, 2157–58.
[9] II, 24. 273–74.
[10] II, 4, 43–46.
[11] I, 27, 53–56.

In einer weiteren Abart des annominatio-Gebrauchs, die wir als jene der Dreigipfeligkeit bezeichneten und welche freilich wesentlich seltener ist, kreist das lautliche Spiel um ein Dreieck von Begriffen (corde – acorde – descorde)[1].

In einem vierten Fall schließlich, dem der logischen Reihe, werden die lautähnlichen Wörter so gruppiert, daß sie begrifflich in ihrem Aufeinander eine gewisse gewollte Folgerichtigkeit ergeben. Da bietet sich uns etwa einmal folgendes Bild[2]: Envie hat zusammen mit anderen Lastern ein Übergewicht (enviaus) über die Lebenden (cels qui sont en vie). Da sehen die Neidischen (envieus), daß sie obenauf sind (lor est la renvie); denn Charité geht von dannen und Larguesce verschwindet (dévie). Die Vorstellung von der Macht der Envie, gleichsam mehrmals unterstrichen durch die Wiederholung desselben oder eines doch sehr ähnlichen Klangkörpers, muß notwendigerweise zum Gedanken des „dévie“ führen. So stehen Anfang- und Endpunkt dieser Lautreihe bewußt im Verhältnis von Ursache und Wirkung. Auf ähnliche Weise werden ein andermal die Begriffe „passage“ und „trespas“ als Vorstellung vom Übergang in ein Jenseits und völligem Dahinscheiden, allmählich über ein lasser hinweg auf die Begriffe lessier und lesse hingeführt[3], in die des alles Irdische Im-Stich-lassen-müssens.

Mit dem Gebrauch des Stilmittels der annominatio bei Rutebeuf ist häufig ein Vorgang verbunden, den wir als annominatio-Ankündigung bzw. annominatio-Abklang bezeichnen wollen. Wir verstehen darunter die Tatsache, daß manchmal einige Verse vor Beginn der annominatio das Schlüsselwort bereits für sich allein gebraucht bzw. andererseits, gelegentlich mehrere Zeilen nach der Verwendung der annominatio, der lautliche Kernbegriff nochmals flüchtig auftaucht. Im ersten Falle ist es, als ob eine Tonart zum ersten Male sacht angeschlagen werde, gleichsam als präludienhafte, kurze Andeutung eines bald zu behandelnden Themas. Im zweiten Fall mag man darin ein nachhallendes Echo sehen, die flüchtige Wiedererweckung des durch die vorausgegangene Wortspielerei verursachten Eindrucks.

So tippt der Verfasser gegen Schluß eines Fabliaus seinen Namen gleichsam bescheiden zweimal an[4], um erst mehrere Zeilen später ihn zum Gegenstand einer ausgiebigen annominatio zu machen[5]. Aber häufiger als diese Art der annominatio-Ankündigung ist jene des annominatio-Abklangs. So klingt, nachdem in 9 Versen 13mal das Motiv marchié angeschlagen wurde, 5 Zeilen nach dieser Homonymen-Massierung nochmals ein „marchié“ auf. Für dieses Nachtropfen eines noch zur annominatio gehörigen Wortes in einem gewissen Abstand ließen sich noch eine Reihe weiterer Beispiele anführen.

Wenn man nun einmal die Wörter, die Rutebeuf zum Mittelpunkt seiner annominatio-Bildungen gemacht hat, für sich betrachtet, stellt man fest, daß sie sich in zwei sehr ungleiche Gruppen einteilen lassen. Auf der einen Seite stehen Begriffe mit durchwegs mehr oder weniger

[1] I, 24, 61–72. [3] II, 25, 1953–62. [5] II, 15, 751–56.
[2] I, 26, 5–8. [4] II, 15, 745–46.

starker Affektwertigkeit; d. h. entweder geben sie überhaupt Gefühle wieder oder aber, und das ist bei den meisten der Fall, sie sind über das Begriffliche hinaus, um mit Emil Winkler zu reden [1], mit „gefühlsmäßigen Obertönen" ausgestattet. Sie besitzen gleichsam einen dröhnenden Resonanzboden und eine stärkere Wirkung überträgt sich von ihnen auf den Hörer. Da können wir wieder unterscheiden: Abstrakta, die allgemeine Lebensvorgänge wiedergeben, z. B. vie, mort, fin, tréspas, départ, dolor, songe; Abstrakta, welche Begriffe des Geistes- und Seelenlebens bezeichnen und zum Teil auch das Verhältnis von Mensch zu Mensch widerspiegeln, so etwa âme, cuers, droit, tort, ami, anemi, amors, parent, juge, envie, orgueil, francisse, confort, larron,lobéor, robéor, trayteur, baraz, pensse, obéisse, foloie; sodann Begriffe, denen durch mehrfachen, z. T. auch gleichnishaften Gebrauch in der Sprache von Bibel und Kirche eine gewisse Feierlichkeit eignet, wie créator, merveille, péchéor, sainte, voie, chemin, fondement, marchié, semence, rose, ordure, charge, char, proie, prison, corde, orer, croire, bénéisse, erré, moissonna, gariz, chandelier, couvent, cloche; schließlich Begriffe, die im Geschehen der eigenen Zeit und im eigenen Erleben des Dichters von gewichtigerer Bedeutung waren wie court, bailli, papelars, dé, vens, pailliz [2].

Diesen Begriffen, die weitgehend als Affektwörter gebraucht werden, steht eine andere Gruppe gegenüber, die sich zum größten Teil aus sachlichen Bezeichnungen zusammensetzt oder aus solchen, für die sich, soweit sie Konkretes oder Abstraktes bedeuten, ein Gefühlswert zum mindesten nicht mit Sicherheit annehmen läßt. Hier wären zu nennen: espicerie, norreture, troussiau, trésor, merrien, recet, cheval, pelice, glay, faucille, tavernier, ouvrier, maint, nuiz, paier, sanbler, s'efforce, devise, achate, armeiz, rendront, fort, mesurer, mengier, porprendre, oste, destorne, conseille, demanda, enchanté, règne.

Die Zahl der Wörter mit der Möglichkeit zu starkem affektischen Nachempfinden ist gut doppelt so groß als die jener anderen, von denen sich dies entweder gar nicht oder nur in geringem Grade annehmen läßt. Wenn man sich nun vor Augen hält, daß die Sprache Rutebeufs sich insgesamt durchaus nicht in ätherischen Gefilden bewegt, sondern – man denke nur an den starken Anteil der Fabliaux an seinem Gesamtwerk – kräftig im Diesseitigen wurzelt, daß sich also jenes oben angegebene Verhältnis nicht etwa aus dem Gesamtcharakter einer mehr zum Würdevollen, Feierlichen neigenden Sprechweise erklären ließe, muß man besondere Gründe für dieses Mißverhältnis annehmen und die Ursache vielleicht darin erblicken, daß Rutebeuf zwar nicht versäumte, sämtliche Wörter, soweit sie sein lautspielerisches Talent ver-

[1] Das dichterische Kunstwerk, Heidelberg 1924, S. 28.

[2] Der kirchliche Gebrauch mochte auch die Autorität bereits genannter Begriffe, wie droit und tort, und anderer erhöhen, vielleicht auch, weil man damals noch ein deutlicheres Empfinden für ihre Herkunft aus der Sphäre des Christlich-Kirchlichen hatte; siehe Eugen Lerch, Der Einfluß des Christentums auf den französischen Wortschatz, Neuphilologische Monatsschrift, 4. Jahrgang, S. 65 und 108!

lockten, und sich, vielleicht durch eine größere lautähnliche Nachbarschaft unterstützt, willig darboten, zu klanglicher Abwandlung zu benutzen, daß ihm die annominatio aber grundsätzlich ein Mittel darstellte, um – auch in seinen erzählenden Gedichten – die Affektwirkung seiner Sprache zu steigern. Mit anderen Worten, er ging das eine Mal mit mehr positiven, das zweite Mal mit mehr negativen Voraussetzungen an die Gestaltung der annominatio, indem es ihm einerseits vor allem darauf ankam, die Emotionskraft, welche bestimmten Begriffen eignet, durch die annominatio stärker zur Geltung zu bringen, andererseits aber widerstrebte, klangliche Möglichkeiten, die sich auch außerhalb der Affektwirkung boten, unausgenutzt zu lassen.

Aber die Absichtlichkeit der Affektwirkung Rutebeufscher annominationes kann noch durch eine weitere Überlegung bewiesen werden. Am häufigsten von allen Wörtern werden die Begriffe ,,Tod'' (als mort, fin, départ und trespas), ,,Strick'' (corde) und ,,Weg'' (voie) im Spiel der annominatio abgewandelt, ersterer nicht weniger als 35mal mit einem Aufwand von insgesamt 194 in die Kette der jeweiligen Lautreihen einbezogenen Wörtern (Wiederholungen eingerechnet); zweiter 8mal mit 69, dritter 8mal mit 60 Wörtern. Nun verfügen zwar alle drei Begriffe über eine ausgedehnte Verwandtschaft klangähnlicher Wörter und mancher möchte versucht sein, hierin den eigentlichen Grund ihrer häufigen Verwendung zu suchen. Aber man sehe sich einmal jene annominatio-Familien an, die in den drei Fällen gebildet werden.

Zum Begriff ,,Tod'': a) mort, s'amordre, mordre, remordre, mortel, mors, mordi, amordre, s'amort, remort, morir, amort, morront, morra, porront, porra, plorront, muerent, plorra; b) fin, finement, defineroit, afineroit, definer, finer, fine, afine; c) partira, part, partie, départie, départ, partir, départi, départiz; d) trespas, trespasse, trespasser, pas, passer, passage.

Zum Begriff ,,Strick'': corde, acorde, miséricorde, s'acorde, descordé, recordé, descorde, concordé, accordei, s'encordent, cordée, cordons, descorderons, descordance, acordent, recordons, descordent, Cordelier, recordaisse, descort, recorder, recorde, accort, racorder, descordons, cor Dé, concorde, cors Dé.

Zum Begriff ,,Weg'': voie, avoie, enviail, voi, véoie, avoié, forvoié, fors de voie, desvoié, enviaus, envoié, desvoiai, va ta voie, avoiez, forvoiez, convoiez, desvoiez, voiez, ravoia, avoier, avoiera, convoiera, convoié, envoièrent, avoièrent.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, trägt dieses mächtige Aufgebot von Klangähnlichkeiten nur noch mehr dazu bei, den jeweiligen Begriff, um den es geschart, in dem ihm eigenen Stimmungsgehalt zu unterstützen und zu verstärken. So werden im ersten Fall verschiedene Bilder ins Bewußtsein des Hörers gerufen, die sich gerne mit der Vorstellung vom Tode verbinden: Beißendes Angefallenwerden (als Symbol der Plötzlichkeit und Gewaltsamkeit des Lebensendes), Gewissenspein, Unausweichlichkeit des Sterbens, Tränen, Fäulnis, Abschließen und Zu-Ende-gehen, Scheiden und Abschiednehmen, Teil und Teilung (als

Symbol der Trennung von Leib und Seele [1]), Verscheiden und Vorübergleiten – ein fast erschöpfender Reichtum von Todesmotiven und dies von künstlerischer, origineller Hand auf vier kleine, lautliche Generalnenner gebracht.

Im zweiten Fall, in dem mit dem Grundwort bereits ein Dualismus gegeben ist, der des „Lendengurt“ und „Henkerstrick“, streben die Teile wesentlich mehr auseinander. Auch dies dürfte in der Absicht unseres satirischen Dichters gelegen haben und so diente auch die annominatio um „corde“ vor allem der Satire, die den Gebrauch jenes Wortes zum Anlaß kleiner Variationen zur Kontrapunktik Ideal und Wirklichkeit nahm. Die in „corde“ enthaltenen beiden Begriffe finden gleichsam eine Verlängerung, der eine ins Religiös-Harmonische in der Reihe s'acorde, acorde, miséricorde, cor Dé, concorde, recordé usw., der andere in das Widersacherisch-Disharmonische in der Folge descorde, descordance, descorderons, descort, descordent.

Das Bild des Weges schließlich mochte Rutebeuf aus dem christlichen Glauben her in seiner symbolschwangeren Bedeutung besonders vertraut sein. Die Gegenüberstellung einer rechten und einer falschen Straße begegnet gelegentlich in seinem Werk und so dient ihm auch die annominatio, die sich um diesen Begriff rankt, in ungefähr dazu, ein Auf-dem-rechten-Wege-bleiben, ein Sich-leiten oder Geleiten-lassen auszuspielen gegen ein Vom-richtigen-Pfade-abkommen, einem Sichverlaufen und -verirren, einem desvoier und forvoier.

So kann man die Verwendung der drei ergiebigsten Begriffe zum Zweck der annominatio-Bildung bei Rutebeuf zusammenfassend dahin kennzeichnen, daß man sagt, der Dichter, mochte er nun spielerisch-humoristisch, satirisch, moralistisch oder stimmungmalend an seine Aufgabe herantreten, war sich stets des geistigen Inhalts der Wörter bewußt, mit denen er jonglierte. So war ihm die Handhabung der annominatio nicht wie die Bedienung eines nur nach äußeren Gesichtspunkten zusammengefügten Lautapparates, nicht wie die Inbetriebsetzung eines auf Homonymität eingestellten mechanischen Klangkörpers, sondern die eigensinnige und eigenwillige Einordnung verschiedenster, großenteils geistiger, sittlicher, eindrucksfähiger Begriffe in eine auffällige Tonverwandtschaft zum Zweck mannigfacher dichterischer Wirkungen.

Freilich, die Technik der annominatio ist vor allem abhängig von der Verwendungsmöglichkeit der Wörter zu dieser besonderen Bestimmung, von ihrer begrifflichen und klanglichen Anpassungsfähigkeit, von ihrer doppelten Soziabilität sozusagen. Was Rutebeufscher Wortkunst in dieser Hinsicht eine Grenze setzte und was seine annominationes gelegentlich zu Mißgestalten sprachlichen Ausdrucks machte, ist gerade die Tatsache, daß seine Bemühung, die annominatio zur Vertiefung oder Erweiterung oder einfach inhaltlichen Belebung zu nutzen, manchmal in Gegensatz geriet zur Unzulänglichkeit sprachlicher Mit-

[1] Die Periphrase vom Tod als der Trennung von Leib und Seele begegnet sehr häufig, wie im gesamten MA, so auch bei Rutebeuf.

tel. So mochte es ihn, da er besonders gerne die Grundbegriffe seelischer Kräfte und Ausdrucksformen variierte, verlocken, ein Wort wie cuer zum Gegenstand einer annominatio zu machen. Er versuchte dies mehrmals. Aber es gelang ihm kaum, eine ähnliche Lautform dazu aufzuspüren. Innerhalb von sieben Versen gebraucht er etwa an einer Stelle[1] 6mal „cuer" und weiß daneben an Klangähnlichem nur ein verloren und blaß wirkendes „defuer" aufzubieten.

Eben, weil es die Begriffe waren, die ihn vor allem veranlaßten, bestimmte Wörter zum Mittelpunkt einer annominatio zu machen, und erst in zweiter Linie klangliche Möglichkeiten, weil ihn inhaltliche und nicht so sehr formale Beweggründe beherrschten, konnte er in einer Reihe von Fällen, wo sich die klangliche Kombination ohne gewaltsame Verbiegung eines naturgegebenen Sinnzusammenhangs erreichen ließ, nachhaltige Wirkung erzielen, mußte aber dort, wo dies nicht möglich war, in seinem Bestreben jäh scheitern. Fast scheint es, als habe man um dieser Fehlschläge willen bis heute am Sinn der Rutebeufschen annominatio gezweifelt, während doch – selbst wenn man jene anderen Beispiele, in denen sich eine bewußte dichterische Absicht offenbart und auch, wie gezeigt, zum Erfolg gekommen ist, einmal außer acht läßt – sogar sie noch dafür zeugen, daß hier ein anderer Zweck angestrebt wurde als der einer sprachlichen Idiotie, dessen Verhängnis es jedoch war, daß er sich an der Enge des sprachlichen Raumes stoßen mußte.

Aber diese an Hand des Gebrauchs der annominatio, was immer sonst Rutebeufscher Geist an Schönem, Gefälligem und Eindrucksvollem ihm zu entlocken verstand, doch auch gemachte Erfahrung sprachlicher Unzulänglichkeit mochte unserem Autor nicht als Erstem begegnet sein. Wenn sie aber in seinem Werke besonders – von dem Gautiers de Coincy abgesehen – mehr als anderswo vor und nach ihm, stark in Erscheinung getreten ist, so mag dies daran liegen: dieser merkwürdige Mann, in dem Rabelais sowohl wie Savonarola einen kleinen Vorläufer hätten erblicken können, der die ausgelassenste Schalkhaftigkeit mit der bissigsten und bittersten Sittenstrenge verband, bedurfte in seiner saturnisch-apokalyptischen Doppelnatur, sozusagen von beiden Seiten seines Wesens her, jenes, so gegensätzlicher Verwendung fähigen Stilmittels. Der Gaukler und der Moralist in ihm brauchten es in gleicher Weise. Daß der Dichter Rutebeuf gleichwohl dort, wo er Letztes und Tiefstes zu sagen hatte, ganz im Gegensatz hierzu, seiner entriet oder, öfter noch, es nur sparsam und in knapper Form gebrauchte, diese Tatsache soll nicht nur eine der neuen Erkenntnisse sein, um die sich dieser Aufsatz bemüht, sie ist zugleich geeignet, die Grenzen der Ausdruckskraft jenes Stilmittels der annominatio anzudeuten.

---

[1] II, 25, 451–57.

Würzburg ALBERT JUNKER

Etymologische Randbemerkungen zu neueren iberoromanischen Dialektarbeiten und Wörterbüchern

Seit dem Erscheinen von Meyer-Lübkes dritter Auflage seines REW (1935) ist eine stattliche Reihe von Arbeiten über die spanischen Mundarten und von regionalen Wörterbüchern und Wortlisten herausgekommen, die zusammen mit dem umfangreichen katalanischen und portugiesischen Material unsere Kenntnis der iberoromanischen Sprachen und Mundarten und vor allem die ihres Wortschatzes erheblich zu erweitern geeignet sind.

Vor allem besitzen wir jetzt ein recht ansehnliches Material über die nordspanischen Mundarten, die bisher nur lückenhaft bekannt waren und die eine besondere Bedeutung haben, da sich in diesen Provinzen, die von ihren Bergen nach Süden hin abgeschlossen sind und daher bisher weniger den nivellierenden Einflüssen ausgesetzt waren, die alten Sprachverhältnisse am besten erhalten geblieben sind; sie haben denn auch viele Reste eines archaischeren Wortgutes erhalten als es das des Allgemein-Spanischen ist. Da auch diese Dialekte neuerdings immer mehr von der ausgleichenden Gemeinsprache beeinflußt werden und in starkem Rückgang begriffen sind, war die Sammlung des sprachlichen Materials besonders verdienstlich, da es auf diese Weise der Wissenschaft noch gerettet wird, bevor es dazu zu spät ist.

Besonders hat sich der Consejo durch die Herausgabe solcher Arbeiten verdient gemacht; sie bieten meist eine vollständige Darstellung der betreffenden Mundart mit einem einleitenden Kapitel über die örtlichen Verhältnisse, die Verkehrswege, eine eingehende Behandlung der lautlichen Gegebenheiten, oft auf Grund experimenteller Untersuchungen mit Wiedergabe der kymographischen Kurven und mit Palatogrammen, einem Abschnitt über die historische Lautlehre, die wichtigsten morphologischen Erscheinungen und ein gewöhnlich etwas knappes Kapitel über die Syntax und zum Schluß ein je nach dem mehr oder weniger umfangreiches Glossar, wobei die etymologischen Ergebnisse, soweit sie durchsichtig sind, meist in die Lautlehre hereinverarbeitet werden, gelegentlich auch mit kurzen Angaben in den Wortlisten oder in eigenen Abschnitten.

Man hat den Madrider Arbeiten vorgeworfen, daß sie stark nach einer vorgeschriebenen Schablone vorgehen[1], und ganz unberechtigt mag dieser Einwand nicht sein; diese Eigentümlichleit ist nun einmal bei den Arbeiten einer ,,Schule" nicht gut zu vermeiden; doch hat eine solche Gleichförmigkeit auch ihre Vorteile, und zum Teil ist sie von selbst gegeben, da man sich nun einmal in solchen Arbeiten vor die gleichen Fragen gestellt sieht.

Ich will mich nicht bei den lautlichen Fragen aufhalten, zumal sie schon von anderer Seite genügend beleuchtet worden sind; jedenfalls sind durch diese Untersuchungen die Einzelverhältnisse der nordspanischen Mundarten, ihre Abgrenzung, Verteilung und Zusammenhänge in einer bisher nicht geahnten Reichhaltigkeit in die Erscheinung getreten.

Mein Interesse gilt hier den lexikalischen Problemen. Wie gesagt, werden gewöhnlich die etymologischen Fragen in diesen Arbeiten mehr gestreift als vertieft. Malkiel, z. B. tadelt in seinen Besprechungen der Abhandlung von María Concepción Casado Lobato, El habla de la Cabrera Alta (,,Language" XXV [1949], 291–307, 437–446), daß die Verfasserin den etymologischen Problemen zu wenig Beachtung angedeihen ließ (,,problems... which the author has either omitted or mentioned only incidentaly, without adequate discussion", p. 437), wie er auch sonst an dieser Arbeit, die zweifellos zu den besten und verdienstlichsten der Madrider Schule gehört, alles Mögliche auszusetzen hat. Ich finde, man soll von keinem Verfasser etwas verlangen, was nicht in seiner Absicht lag. Man kann es bedauern, wenn die etymologischen Fragen in einer Arbeit zu kurz wegkommen oder überhaupt nicht behandelt werden, aber es muß dem Verfasser überlassen werden, nach Gutdünken zu handeln. Wenn ein solcher und noch dazu vielfach ein Anfänger diesen schwierigen Problemen ausweicht oder keine Lust und Befähigung dazu fühlt, ist das immer noch besser als wenn Unberufene und Dilettanten an Etymologien herumstümpern. Das Wörterbuch ,,El lenguaje popular de las montañas de Santander" von G. Adriano García-Lomas, Santander 1949 (vollkommen umgearbeitete Neuausgabe des ,,Estudio del dialecto popular montañés" desselben Verfassers, San Sebastián 1922) ist z. B. eines der reichhaltigsten und wichtigsten Dialektwörterbücher der neuesten Zeit, wird aber leider durch ganz unmögliche Etymologien entstellt, wie etwa *coloño* ,,haz de leña o de yerba" del lat. *caulis* ,,tallo" o de *calo, calonis* ,,portador de leña", wobei abgesehen von der Unmöglichkeit der Ableitung *calo* im Lateinischen gar nicht diese Bedeutung hatte, sondern die von ,,Troßknecht" (s. Walde-Hofmann, s. v.). Dasselbe ist

[1] Yak. Malkiel, in: ,,Language" XXV (1949), p. 292 (Besprechung der Arbeit von Casado Lobato). – Im übrigen verfahren nicht alle Arbeiten nach demselben Schema. Erst kürzlich hat F. Krüger (NRFH V [1951], 432–440) mit vollem Recht die Originalität der Untersuchungsweise von A. Llorente Maldonado de Guevara in seinem ,,Estudio sobre el habla de la Ribera" (Salamanca 1947) lobend hervorgehoben.

von den Etymologien in dem ebenfalls überaus wertvollen „Dialecto vulgar salmantino" von José de Lamano y Beneite (Salamanca 1915) zu sagen, in dem man eine Menge ganz unhaltbarer etymologischer Angaben findet, wie die Ableitung von *bazo* „Milz" von *vasculum*, oder von *bascujo* „escobajo" von *vascus* „krumm" (p. 279), usw. Und so ist in dem aragonesischen Wörterbuch von José Pardo Asso, das sich „Nuevo diccionario etimológico aragonés" (Zaragoza 1938) nennt und das äußerst nützlich ist, da es sowohl die von Borao als von anderen verzeichneten Wörter und noch manche andere enthält, gerade der etymologische Teil wissenschaftlich wertlos und für das größere Publikum geradezu irreführend; fast jede Seite enthält unmögliche „Etymologien", wie, um nur einige bezeichnende anzuführen: *mardano* „macho de ganado lanar para padrear" von *maritare; nantarse* „apresurarse" von *nanciscor; paniquesa* „comadreja" von *pánico* „miedo"; *güembre* (das natürlich *vomer* ist) von *cuitre* „buey" o también *acutus*, por su forma de punzón", und noch komischere Ungetüme wie *musicaire* „músico en general, pero más precisamente el que toca un instrumento de aire", von *música* und *aire; bolomaga,* Name der Hauhechel (Ononis spinosa), wozu der Verf. sagt: „La arzolla (die übrigens eine andere Pflanze ist) llámase vulgarmente *matagallegos,* de aquí *bolomaga* (*bolo* „dolor", *ma* „mata" y *ga* „gallego", por eliminación." Eine etwas weitgehende „Elimination"! Doch das genügt, um die etymologischen Kunststücke des Verf. zu kennzeichnen, dem natürlich die ganze Fachliteratur fremd ist; aber es ist doch schade, daß in einem für die Allgemeinheit bestimmten Wörterbuch solche Enormitäten stehen.

Es ist, wie ich schon öfters zu bemerken Anlaß genommen habe, immer gefährlich, isolierte Wörter aus irgendwelcher Mundart etymologisieren zu wollen, ohne daß man sich vorher umsieht, ob das betr. Wort nicht auch in den übrigen Dialekten vertreten ist und ohne daß man sich vergewissert, wie der in Frage kommende Begriff sonst ausgedrückt wird.

Selbst namhafte Forscher haben sich bei einem solchen Verfahren oft aufs Glatteis begeben. Spitzer z. B. hat einmal (Bibl. Arch. Rom. II, 1, p. 37) aragon. *fergenal* „campos que se comprenden a la redonda de un pueblo" (Borao 172) als *virginalis* deuten wollen; hätte er das port. *ferregial* „campo semeado de ferrã ou de cereais, pastagem" gegenwärtig gehabt, würden ihm gewiß Bedenken gekommen sein; die zahlreichen Dialektformen, die Krüger, Hochpyr. C II, 220 zusammengestellt hat, erlauben keinen Zweifel an der Herkunft von *ferragine*. Neuerdings will García de Diego, RFE XXXIV (1950), p. 120 *desga* „amasadera" in den Encartaciones von *depsere* über **depsicare* herleiten. In Santander bedeutet *desca* oder *desga* „masera donde se amasa la borona" (García-Lomas [2], 117); anderwärts bezeichnet das Wort einen Freßtrog oder runde Holzteller (Krüger, Hochpyr. A II, 239), und an der Zusammengehörigkeit der Wörter und ihrer Herkunft von *discus* (REW 2664) kann nicht der geringste

Zweifel sein. Schon daß *depsere* sonst in der Romania nicht vorzukommen scheint (das REW 2576 führt nur ein auch von Meyer-Lübke mit einem Fragezeichen versehenes rumän. (siebenbürg.) *dipsi* an) und daß von einem **depsicare* stammende Verba in Spanien nicht vorhanden sind, hätte den Verf. stutzig machen müssen.

Mit dem Aufstellen von lateinischen Grundformen, soweit sie nicht belegt sind oder sich aus interromanischen Übereinstimmungen erschließen lassen, kann man nicht vorsichtig genug sein.

Spitzer (RFH VII [1945], 160–162) hat das altspan. *enaziado, anaziado,* das sich in den Zeiten der Mauren auf Christen bezog, die des Arabischen mächtig waren und bald den Arabern, bald den Spaniern Spionage- und Dolmetscherdienste leisteten („tornadizos" nennt sie das Dicc. de Autor.) mit Aufwand großer Gelehrsamkeit und unter Berufung auf das alte *nación* im Sinne von „soldado no-español del ejército español desde Carlos V" als Ableitung von einem mittelalterlichen **nacia* < *natio* erklärt. Lautlich würde das schließlich gehen, und begrifflich würde Spitzers Erklärung sogar ansprechend sein. Aber Spitzer hat dabei ein Moment außer Acht gelassen, das er selbst verschiedentlich in den Vordergrund gestellt und als wichtig angesehen hat, nämlich die Rücksichtnahme auf die kulturellen Umstände und die Umwelt, in der ein Wort entstanden ist und lebt. Nun ist es leicht ersichtlich, daß dieses Wort derselben Sphäre angehört wie *elche,* das Pedro de Alcalá (*ailch*) dem „enaziado o tornadizo" gleichsetzt, und so wie *elche* arabischen Ursprungs ist, wie längst erkannt ist, ist *anaziado, enaziado* das arab. نازع *nāzie* „transfuge" (Dozy, Suppl.), wie A. Steiger, Vox Rom. X [1949], p. 20 nachweist, ohne Spitzers Einfall auch nur zu erwähnen. Und die arabische Grundlage ist in der Tat so gesichert, daß sich ein Eingehen auf Spitzers Gedankengänge erübrigt. Freilich hat die Angleichung in Bildung und Endung das Wort so „romanisiert", daß für jemanden, der nicht wie Steiger im Arabischen ganz und gar zuhause ist, der arabische Ursprung nicht ohne weiteres ersichtlich sein konnte. Das zeigt aber auch wieder einmal, daß selbst wenn ein Wort scheinbar lautlich und begrifflich allen Anforderungen genügt, damit noch nicht gesagt ist, daß eine solche Etymologie, zumal wenn sie sich auf einer erschlossenen Grundform aufbaut, die endgültige zu sein braucht.

Malkiel fand bei Casado Lobato, p. 136 die Formen *bermiyones, mermiyones, murmiyones* „travesaños en la parte anterior y posterior de la cama que sobresalen de la" pjértiga"; son perpendiculares a la lanza y tienen en sus extremos unos agujeros donde se colocan las „pernjélas"; in Sanabria: *berbiyones, bermiyones;* Ribera de Orbigo: *verbiones* (Garrote[2], 343); trasm. *barbião* (Aug. C. Moreno, RL V, 30); Bragança: *berbião* (Figueiredo). Malkiel, p. 439 bemerkt: „F. Krüger's attempt to trace all these forms to *barba* „beard" is singularly infelicitous". Nach Malkiel würde es sich in Hinsicht auf die übrigen (wirklichen oder vermeintlichen) Animalisierungen, von denen er spricht, um ein Fortleben eines lat. *vervella* „lamb, young sheep" (recorded

in glosses), an offshoot of *ueruēx, -ēcis* „wether" handeln. Aber auf der ganzen Halbinsel und auch in der gesamten Romania sind keine Überlebsel von *vervella* bekannt (das zudem spärlich belegt ist), und wenn dieses Wort wirklich auf der iberischen Halbinsel vorgedrungen wäre, müßte man doch annehmen, daß Spuren seiner ursprünglichen Bedeutung irgendwo nachweisbar wären. Daß aber ein Wort, das nirgends in der Bedeutung „Lamm" vorkommt, in den nordspanischen Dialekten in einer übertragenen und eigenartigen Bedeutung, und noch dazu in einer Ableitung **vervellio* fortleben soll, ist unwahrscheinlich. Die *bermiyones* sind, wie die Abbildungen bei Casado Lobato deutlich zeigen, hervorstehende Balken oder Planken. Ob Krüger's Annäherung an *barba* (Gegstsk. San. 222) gar so „infelicitous" ist, wie Malkiel behauptet, kann man bestreiten. Ich wenigstens finde, daß Malkiels Einfall viel mehr dieses Prädikat verdient. Krüger hat, was Casado Lobato wiedergibt, Malkiel aber unter den Tisch fallen läßt, an altprov. *sotzbarba* „support de bois", neufranz. *barbes* (d'un vaisseau, parties du bordage de l'avant", etc.) nach FEW erinnert. Jedenfalls bezeichnen Ableitungen von *barba* häufig irgendwelche Auswüchse am Halse der Tiere und Menschen, die Wamme der Rinder, die Halslappen der Hähne und Truthähne, das Doppelkinn der Menschen. v. Wartburg, FEW I, 244 führt z. B. an: franz. *barbillon,* zentralfranz. *barbignole* „caroncules des dindons"; in Italien gibt es zahlreiche Ableitungen von *barba* in diesem Sinne: mail. *barbella* (Cherubini); bologn. *barbîs* (Ungarelli); röm. *barbaglia, barbaglione;* nap. *varvazzale;* kalabr. *barbalici,* usw., alle für die „bargiglioni" (carne rossa come la cresta che pende sotto il becco ai galli); so astur. *barbadella* „parte carnosa que las personas un poco gruesas presentan debajo de la barba" (Acevedo-Fernández 31); port., galiz. *barbela* „pele pendente do pescoço do boi", auch „saliência adiposa por baixo do queixo"; port. *barbilhão* „saliência carnosa por baixo do bico de algumas aves", „excrescência na pele interior da boca dos bovídeos"; katal. *barballera* „marmella, papada", usw.

Daß nun die Bezeichnung der *berbiyones, bermiyones* etc. auf einem Bilde beruhen kann, mit dem die hervorstehenden Planken des Wagenbodens mit den Auswüchsen, den Halslappen der Hühner, verglichen werden, mag zunächst befremdlich erscheinen, liegt aber ganz im Bereich der ländlichen Vorstellungen. Ich erinnere an das port. *mexilho, meixil* „travessa que prende a rabiça às aivecas do arado", von *maxella* (das REW 5443 führt die port. Formen nicht an, wohl aber orens. *meisillo* im gleichen Sinne, und kat. *maixella;* vgl. Krüger, Gegstk. 194), an port. *titela,* eig. „parte carnuda do peito da ave", in Trasos-Montes „parte dianteira das chedas, onde estas se curvam para se unirem à cabeçalha" (Gomes Pereira, RL XII, 127 und danach Figueiredo), das Krüger, Gegstk., p. 199, n. 3 zutreffend mit dem *marmela* von Braga „Stück von der Vereinigung der Gabeln bis zur Deichselspitze" = *mamilla* vergleicht, und an das sard. *ĝinĝibas* u. ähnl., als Bezeichnung für die Balken, die die Mühlsteine tragen und natür-

lich hervorstehen (LLS, p. 43). Andere Übertragungen von Namen von Körperteilen auf Teile der Mühle ebendort und bei Krüger, Hochpyr. D. 183 und n. 6. Solche Bilder mögen dem Städter oder Gebildeten sonderbar vorkommen, aber die bäuerliche Bevölkerung zieht ihre Bilder aus dem ihr Nächstliegenden, dem Aussehen und den Eigentümlichkeiten der Menschen und der Tiere.

So bin ich denn der Ansicht, daß das *berƀiyones, bermiyones* usw. der nordspanischen Dialekte auch nur ein ähnliches Bild ist und daß es genau dem port. *barbilhões* ,,Halslappen der Vögel" entspricht wobei die Formen mit *-rm-* auf eine Einmischung von *bermejo*, bzw. der betr. Dialektformen weisen, und wenn man feststellt, daß in Babia-Laciana *merméičus* oder *berméičus* die ,,apéndices que tienen las cabras en el cuello" sind (Álvarez 314), so wird unsere Annahme noch wahrscheinlicher. Die Bezeichnung der ,,Halslappen" und anderer Auswüchse als ,,rote" erklärt sich von selbst, wird aber auch dadurch gestützt, daß im Spanischen *corales* auch die ,,carúnculas del pavo" sind (Peq. Lar.), was wieder mit italienischen Benennungen übereinstimmt: Pitigliano: *koralli* (V. Longo, ID XII, 121); metaur. *corai* (Conti 157); Subiaco: *koroal'a* (Lindsstrom, StR V, 287, der allerdings ein unmögliches **corrugalia* konstruiert); vgl. auch Battisti-Alessio, II, 1101, s. v. *coralli* ,,bargigli del gallo".

Eine weitere Animalisierung sieht Malkiel, (l. c. 439) in *sobrellobo, solobo, llobacho* ,,pieza situada sobre el eje del carro": (Casado Lobato 135), das nach ihm von *lobo* kommen soll, ,,suggestive of the wolf's sharp, penetrating teeth", was zu der Bezeichnung von Haken, Zinken, Zangen (hooks, tongs, prongs and similar pricking and enveloping objects) führe. Nun ist es richtig, daß solche Bilder vorkommen: Krüger, Gegstk. 131 und ZRPh LIII, 670 erwähnt gal. *lobato* ,,parte superior del eje de un rodezno que se une a la inferior" und andere von *lupus* abgeleitete Werkzeugsnamen; auch in Vila Real (trasm.) ist *lobête* ,,peça de madeira que encaixa na haste do rodízio" (Gomes Pereira, RL XIII, 108). Weitere derartige Bildungen ebenfalls bei Krüger, AIL (Mendoza) IV (1950), p. 273 (Rez. von Canellada) und ibd., pp. 281–282 (Rez. von Casado Lobato). Wenn man aber wieder bei Krüger, Gegstk. 212 liest, daß der verstärkte Teil der Achse zwischen Rille und Innenseite des Rades in Braga (Portugal) *lombos* (*do eixo*) heißt und daß die Rillen der Achse in Galende *l'umbéiro*, in Viana *u ómbru du éi̯šo* sind (ibd. 205), die natürlich auf *lombo* = *lumbu* beruhen, so kommt die Annahme einer ursprünglichen Animalisierung etwas ins Wanken. Auch in Trabadelo (Sanabria) sind *lombos* ,,die starken Querhölzer, die unter dem Wagenboden die seitlichen Gabeln verbinden" (Krüger, Gegstk. 203). Daß man diese Querhölzer mit einem anthropomorphen Bilde als die ,,Lenden" bezeichnete, ist jedenfalls naheliegender als das der ,,Wölfe". Man hat den Eindruck, daß das ursprünglich anthropomorphe Bild dann auf Grund des lautlichen Anklangs als ,,lobos" umgedeutet wurde.

Malkiel zieht zur Stütze seiner Annahme einen anderen Ausdruck

für einen Teil des Wagens heran: *pasteiras* „travesaños de madera, situados a ambos lados del *sobrel'obo,* paralelas a él y que también unen las „pjértigas" y sujetan las tablas del *estrau*" (Casado Lobato 135). Von diesen sagt Malkiel: „*pasteiras,* which is related to Sp. *pasto* ‚pasture-ground' literally could signify ‚sheep or lambs grazing in the pasture-ground" und er fügt dann noch die geradezu rührende Bemerkung hinzu: „Wolf" and „lambs" have here been facetiously contrasted to bring out the notable difference in size between the central and the lateral cross-bars; the more obvious contrast between the dreaded beast of prey and the meek animals on whom he feeds is irrelevant in this context". Das Betrübliche ist dabei nur, daß nicht der geringste Anhalt dafür besteht, in *pasteiras* „Lämmer" zu sehen und daß, soviel ich weiß, eine derartige Benennung nirgends vorkommt. Dagegen ist in Portugal *pasteira* in der Bedeutung „cada um dos esteios que forman os muros chamados de pasta" (Figueiredo) bekannt; Caldas-Aulete führt es als charakteristisch für den Minho an, also für eine Gegend, die auch sonst mannigfache Berührungen mit dem nordspanischen Wortschatz hat. Die „muros de pasta" sind im Minho „muros formados por quadriláteros de granito unidos por argamassa de pedra e cal" (*pasta* bedeutet eine beliebige „massa achatada"). Die Bedeutung von *pasteira* ist also im Minho „Stütze, Stützpfahl", und daß das Wort in dieser Bedeutung auch auf Holzteile des Wagens angewendet werden konnte, ist jedenfalls denkbar, während die „Lämmer" Malkiels eine durch nichts gestützte Annahme sind (daß das Wort in der Cabrera eine etwas andere Bedeutung als in Portugal hat, will nichts besagen; das Wortgut Nordspaniens und Nordportugals hat viele Gemeinsamkeiten, wobei häufig die Bedeutungen in den einzelnen Gegenden schwanken, bzw. sich erweitern oder verengern).

Gewiß spielen Animalisierungen in der Sprache eine große Rolle; eine solche wohl bekannte Benennung ist z. B. *corza,* das vielfach eine Art Schleife (narria, rastra) bezeichnet, wie auch *corça* in portugiesischen Dialekten (Krüger, Hochpyr. C I, 226f.). Auch Casado Lobato, p. 139 verzeichnet das Wort, das in der Cabrera eine Schleife „en forma de horquilla" bezeichnet, wie die von García Rey, p. 102 besprochene *horqueta* des Bierzo. Hier ist die Animalisierung ohne weiteres ersichtlich, und gerade die besondere Bedeutung „horquillas" beleuchtet schön den zugrundeliegenden Gedanken an die beiden hörnerartigen Deichselstücke der Schleife. Bekanntlich hat auch *zorra* dieselbe Bedeutung, aber hier ist der Grund der Benennung nicht recht ersichtlich; wahrscheinlich handelt es sich nur um die Benennung des Gegenstandes mit einem Tiernamen, der mit seiner Zweisilbigkeit und seinem Tonvokal *ó* und Ausgang auf *-a* an *corza* anklingt; ein solches „Weiterspinnen" eines Fadens ist, wie man weiß, nichts Seltenes.

Wenn man Animalisierung annimmt, muß man sie auch zu begründen wissen. Gewöhnlich ist ja die Beziehung zwischen der ursprünglichen und der übertragenen Bedeutung leicht ersichtlich, mag sie auch dem Sprechenden, was nur natürlich ist, nicht immer bewußt sein. Die

verschiedenen Anwendungen von Tiernamen auf alle möglichen Gegenstände, Werkzeuge usw. ergeben sich bei einigem Nachdenken gewöhnlich als völlig durchsichtig; manchmal beruhen sie aber auch auf besonderen Umständen. So hat man nachgewiesen, daß franz. *robinet* von *robin* „Hammel" herkommt, da oft den Wasserhähnen die Form eines Hammelkopfes gegeben wurde (REW 7349 nach Sainéan, Sources I, 76, und so schon bei Scheler), und auch das deutsche *Hahn* verdankt einem ähnlichen Umstande seine übertragene Bedeutung[1]. So kann natürlich die ursprüngliche Bedeutung verblassen oder vollkommen vergessen werden, vor allem wenn besondere Lautentwicklungen oder Wortvermischungen von der ursprünglichen Form abführen. Malkiel, p. 439f. spricht z. B. von *anas*, *-ătis* (und *-ĭtis*) „duck", das „has also been preserved in secondary meanings, as has been demostrated by A. Thomas and, quite recently, by M. L. Wagner". Aber in diesem Falle haben die heutigen Fortsetzer von *anaticula*, wie z. B. kat. *nadilla*, astur. *nadexa*, leon. *ñadea* (Garrote); Bierzo *nadea* (García Rey 119); galiz.-astur. *anía*, *ahía* (Acevedo-Fernández 8), port. *adelha* jeden Zusammenhang mit dem Grundwort verloren; diese Animalisierung ist also nur im Lateinischen lebendig gewesen, im Romanischen dagegen ist sie nicht mehr erkenntlich und wird infolgedessen auch nicht mehr gefühlt.

Eine weitere Animalisierung soll nach Malkiel *pollouco* „grumo, parte pequeña de masa" (Casado Lobato 44, 116) sein, von *pollo ouco* „akin to **auca* „bird", „goose"; als Vergleich diene sanabr. *zurrollu* „little fox" > „small piece of dough". Zunächst vermißt man eine Begründung so merkwürdiger Benennungen, und dann sind Zusammenrückungen wie die angenommene von *pollo* und einem hypothetischen **ouco* selten und ihre Ansetzung deshalb gewagt. Für diese vermeintliche Ableitung von **auca* sieht Malkiel eine Parallele in span. *oqueruela* („lazadilla que forma sola a veces la hebra de hilo al coser", nach dem Peq. Lar. „p[oco] us[ado]). Die Annahme der Herkunft von *oqueruela* „Knoten am Nähfaden" von **auca* stammt aus REW 826. Bedenklich stimmt, wie auch Malkiel bemerkt, daß *oca* im Iberoromanischen kein gebräuchliches Wort ist, aber – so fährt Malkiel fort –: „its remnants, disguised beyond easy recognition as parts of compounds, linger on in figurative meanings, no doubt facetious at the outset, such as ‚knot, clot', a position from which they could not be dislodged by the powerful rival word (*ganso*)". Was *pollouco* betrifft, habe ich schon meine Zweifel angedeutet, diejenigen hinsichtlich *oqueruela* sind nicht minder stark.

Ich selbst sehe in *pollouco* eine Ableitung von *pella* „masa apretada de forma más o menos redonda", mit Labialisierung des *e* durch den Einfluß der umgebenden Labiale.

Das *zurrollu* (Krüger, Gegstk. 142) muß in einen weiteren Zusammenhang gebracht werden. Der Vergleich mit astur. *gorollu* (Rato y

[1] Vgl. G. Rohlfs, Romanische Philologie, Bd. I, Heidelberg 1950, p. 63.

Hévia 67), den Krüger, l. c., n. 4 heranzieht, kann höchstens für den Ausgang gelten (doch steht daneben *gorullo* mit zahlreichen Dialektformen wie Mérida: *borullo* „apelotamiento pequeño, gránulo" (Zamora Vicente 69); salm. *gorrullo* „la parte de líquido que se coagula, grumo" (Lamano 475), etc). – *Zurollu* ist dagegen sicher identisch mit dem *zurullo, zorrullo* der Schriftsprache, das der Peq. Lar. verschleiernd mit „cilindro blando" wiedergibt, das aber einen länglichen Teig und vor allem eine Kotwurst bedeutet; vgl. arag. *zurrullón* „zurrullo, excremento humano en forma de zurrullo" (Coll 59); salm. *zorollo* „tierno, blando" (Lamano 670). Im Bierzo ist *cerullo* „excremento" (García Rey 66) und ebenso in Andalusien und vielfach in Amerika (Toro-Gisbert, Voces andaluzas 388). Da man in der älteren Sprache *cera* für „excremento" sagte (Fontecha 79) und Ableitungen von *cera* dieselbe Bedeutung haben, wie auch westastur. *cerayo, ceroyo* „cagajón" (Acevedo-Fernández 55), andal. und amerik. *cerote,* so dürfte die Etymologie nicht fraglich sein und begrifflich ist sie leicht verständlich. Wenn neben den Formen mit *cer-* solche mit *zur-, zor-, zurr-, zorr-* stehen, so erklären sich diese durch Anpassung des vortonigen Vokals an den betonten und wohl auch z. T. durch Gedankenverbindung mit *zurrar* „peerse"; Alta Ribagorza: *surrera* „diarrea" (Ferraz y Castán 99); salm. *zurreta* „diarrea" (Lamano 671); usw.

Den Fuchs kann man ruhig in Frieden lassen.

Span. *oqueruela* hatte Schuchardt, ZRPh XXXIV, 214 zu gleichbedeutendem *coca* („vuelta de un cabo o hilo enredado"), port. *coca* als Marineausdruck „cada uma das dobras que fazem os cabos enquanto estão novos e não amaciam" und zu ital. *cocca* („attorcimento vizioso che una corda prende su sé stessa e impedisce il suo libero scorrere nella carrucola"), bologn. *cucarola* „grovigliola, quel ritorcimento che fa in sé il filo quando è troppo torto" (Coronedi-Berti, Voc. bologn.-ital., p. 347) gestellt, die alle nach ihm zur Sippe *cochlea* gehören würden, was jedoch fraglich sein kann. In Spanien bedeutet *coca* vielfach auch den Spindelkopf oder die Spindelkerbe (Krüger, Hochpyr. D, p. 29) und ebenso vereinigt ital. *cocca* die beiden Bedeutungen: 1) „Spindelkopf", 2) „Kink, grovigliola" in sich. Im Sardischen heißt der Spindelkopf *kúkkura,* dessen Zugehörigkeit zu *kúkkuru* „Scheitel" nicht zweifelhaft sein kann (LLS, p. 128), um so weniger als man auch *konka dessu vušu* (*fušu*) dafür sagt, und da ital. *cocca* und span. *coca* ebenfalls „Kopf" bedeuten, ist es wahrscheinlich, daß die Ausdrücke für „Spindelkopf", „Spindelkerbe" mit ihnen identisch sind und daß auch diejenigen für den Knoten im Faden sich davon herleiten.

Ob aber span. *oqueruela* wirklich, wie Schuchardt wollte, mit ital. *cocca, cucarola* zusammenhängt, ist trotz der lautlichen Ähnlichkeit und der z. T. vollkommenen begrifflichen Gleichheit nicht so sicher; das Fehlen des anlautenden *c-* und die scheinbare Isoliertheit des Wortes im Iberoromanischen mahnen zur Vorsicht. Ich halte eine Ableitung von *hueca* „muesca que se hace en la punta al huso para sostener la hebra que se va hilando" (salm. *hueca, güeca* „muesca (del huso)

hendida en espiral" (Lamano 479 und 492); galiz. *oca* (García de Diego, RFE XI [1924], 341; Krüger, Gegstk. 254) für wahrscheinlicher, zumal auch im ital. *cocca* sowohl die Spindelkerbe, als die „grovigliola" bezeichnet, und daß sich zwischen diesen beiden eine begriffliche Verbindung einstellte, erklärt sich wohl daraus, daß sich der Faden gerne an der Kerbe verfängt und hier Knötchen bildet [1].

Neben den Formen *hueca, oca* usw., gibt es astur. *güezca* (Munthe, Anteckningar 77), galiz. *osca,* kat. *osca,* bask. *oska* port. trasm. *osca* (Gomes Pereira, RL XII, 112), alle für „Kerbe" und insbesondere „Spindelkerbe" mit zahlreichen Nebenformen, wie Bierzo: *buezca* „vuelta de espiral que tiene el huso en la parte superior"; „gargantas del manal, porro y manueca" (García Rey 56) neben *muesca* „agujero que se hace en las orejas del ganado lanar y cabrío para distinguirlo" (ibd,. p. 117); Babia-Laciana: *buéθka* „tarja que tienen las ruecas para introducir en ellas el hilo" (Álvarez 279); dazu span. *muesca* „Kerbe"; astur. (Cabranes): *mozqueta, -e* „mella que se produce en un corte" (Canellada 274) neben *muezca* „mella en un filo" (ibd.) und anderen Formen, die Krüger, Gegstk. 254, aufzählt. Vgl. auch noch arag. (Jaca): *osqueta* 1) „señal que se hace en la oreja de los corderos para distinguirlos", 2) „cada uno de los brazos de la rueca" (Alvar 217), mit einer merkwürdigen Ausdehnung auf einen anderen Teil des Spinnrockens. Die Typen *huesca, osca* gehen auf eine Grundform *osca* zurück, die nach Jud, Vox. Rom IX (1947) gallisch sein muß; *muesca, muezca* wird gewöhnlich auf *morsicare* zurückgeführt (REW 5690a; Yak. Malkiel, „Hispanic reflexes of Latin *morsicare*", in: Philol. Quarterly XXIV [1945], 233f.); doch ist, wie ich glaube, diese etymologische Frage noch nicht genügend abgeklärt; jedenfalls haben sich zwischen diesen Gleiches oder Ähnliches bedeutenden Wörtern Kreuzungen ergeben. Die *hueca, oca*-Formen wurden bisher gewöhnlich mit den *huesca, osca*-Bildungen zusammengeworfen, ich glaube mit Unrecht, denn *hueca, oca* erklärt sich aufs beste als substantivierte Bildung von *hueco* „hohl" aus, was für eine ausgehöhlte Kerbe gewiß passend ist; allerdings könnte es auch Umdeutung des begrifflich für den Sprechenden nicht durchsichtigen *huesca* sein und würde dann eine volkstümliche Auslegung („Volksetymologie") sein.

Mir kam es hier nur darauf an, den Zusammenhang von *oqueruela* mit *hueca, oca* (vgl. auch *oquedad* als Ableitung von *hueco* mit *o* in unbetonter Silbe) im Gegensatz zu Malkiels (oder vielmehr Meyer-Lübkes) **auca* wahrscheinlich zu machen. Von einer Animalisierung kann m. A. in diesem Falle keine Rede sein.

Daß Cabrera *gorgoyo* „ovillo" mit sanabr. *gorgul'o, gurgul'o, gerguyo,* auch *gorguto, gurguto* (Krüger, Gegstk. 258) einem *curculio* entspreche, hat Lobato Casado, pp. 153–154 angenommen, und Malkiel, p. 440 nimmt das natürlich freudig als eine weitere Animalisie-

---

[1] Nachträglich sehe ich, daß auch J. Corominas, AIL (Mendoza) I (1941), p. 140 *oqueruela* von *hueco* ableitet, allerdings mit der Bemerkung „por la forma hueca de las lazadas", was mir weniger einleuchtet.

rung auf. Krüger hat sich wohlweislich gehütet, das zu behaupten. Es ist vor allem zu beachten, daß neben diesen Formen andere stehen, wie schriftsprachlich *gorullo* „bulto, pelotilla" (*gorullo de lana*); astur. *gorollu* „la fariña al fazer les farrapes apiégase y fai bolines y ansina en to lo q'se amasa queden *gorollos* „(Rato y Hévia 67); Cabranes: *boruyu, buruyu* „astillitas y virutas de trabajar la madera que se echan en la lumbre" (Canellada 124, 126); *gorollu* „grumo" (ibd. 237); Mérida: *borullo* „apelotamiento pequeño, gránulo" (Zamora Vicente 69); salm. *gorrullo* „la parte de líquido que se coagula, grumo" (Lamano 475); Babia-Laciana: *grošu* „grumo" (mit regelmäßigem *š* < *ll, y:* Álvarez 298). Alle diese Wörter bedeuten „Klümpchen, Knäuel", und dazu auch schriftsprachlich *borujo, burujo* „bulto". Daß diese Wörter *voluculum* entsprechen, ist höchst wahrscheinlich; das REW 9435 führt unter diesem Stichwort nur in der Klammer (*b*)*orujo;* salm. *gorullo* „Weintrester" nach Parodi, Rom. XVII, 57 an (Lamano 299 hat nur *brujo* „el orujo de la uva y de la aceituna", das allerdings dasselbe Wort ist). Unter 1411: *burra* wird dagegen (*b*)*orujo* „Trester" mit Baist, ZRPh V, 329 mit *burra* zusammengebracht (wobei *-r-* statt *-rr-* auffalle); unter 1726 wieder wird dieses als eine Kreuzung von *carilium* und *burra* angesehen. Schon García de Diego, Contr., no. 652 hat span. *borujo, burujo* „bulto" mit anderen Dialektformen für *voluculum* über eine dissimilierte Grundform **voruclu* erklärt, hat aber hinsichtlich der Ableitung von (*b*)*orujo* „hollejo de la uva" von *caryon, carilium* seine Zweifel und meint, vermutlich gehen alle Formen auf *voluculum* zurück; „en tal caso *borujo* sería el tipo normal, y *orujo* habría nacido por su relación semántica con *hollejo*". Es ist merkwürdig, daß Meyer-Lübke diese auf jeden Fall erwägenswerten Vermutungen nicht einmal erwähnt oder diskutiert.

Ob die Wörter für „Weintrester" identisch mit denen für „Klumpen, Knäuel" sind, ist in der Tat fraglich. Diego Catalán Menéndez Pidal, der sich in RDTP V (1949), 415–419 mit den „Derivados españoles de *caryon*" beschäftigt hat und zahlreiche Formen wie *garullo, -a, gar*(*r*)*ojo* usw. anführt, die „Nuß-, Mandel- und Kastanienschalen", „entkörnter Maiskolben" u. ähnl. bedeuten und tatsächlich *carulium* entsprechen mögen, hält auch das Problem von *gorullo, gorujo, borujo, orujo* „Weintrester" für schwierig und betrachtet eine Mischung von *voluculum* und *caryon* für das Wahrscheinlichste.

Für unsere gegenwärtigen Zwecke hat nur Bedeutung, daß zahlreiche spanische Wörter, die „Klumpen, Knäuel" bedeuten, zweifellos von *voluculum* herkommen und daß die Formen von Cabrera Alta und Sanabria von ihnen nicht getrennt werden können. Daß in diesen *gorg-* statt *gor-* erscheint, ist allerdings auffällig. Ich halte eine Einmischung der sich aus *gurga* ergebenden Wörter, wie arag. *gorga* „olla o remolino" span. *gorgorita* „burbuja", *gorgotear* „burbujear" und zahlreiche Formen in den Dialekten, die alle „sprudeln", als Substantive „Strudel, Brodeln des Wassers, sich dadurch bildende Blasen" u. ähnl. bedeuten, für wahrscheinlich, wobei das Vergleichsmoment das Durch-

einanderwirbelnde, das Verworrene ist, das ebenso auf einen Strudel wie auf einen Knäuel oder einen aus verschiedenen Stoffen bestehenden Klumpen anwendbar ist, denn daß es sich bei den mannigfachen Formen dieser Wörter um alle möglichen Kreuzungsprodukte auf Grund verschiedener sich einstellender Vorstellungen handelt, dürfte kaum bezweifelt werden. Jedenfalls scheint mir eine solche Einmischung wahrscheinlicher als die von *gorgojo* „Kornwurm", da zwischen einem solchen und einem Knäuel keinerlei Ähnlichkeit besteht. Der Kornwurm ist eine Art Rüsselkäfer und keineswegs eine sich zusammenrollende Kellerassel oder ein ähnliches im zusammengerollten Zustand einen Knäuel bildendes Insekt. Daß es sich also um eine Animalisierung im Sinne Malkiels handle, ist zu bestreiten, denn wie ich schon sagte, setzt die Annahme einer Animalisierung plausible Vergleichsmomente voraus, und solche sind in diesem Falle nicht ersichtlich.

Wenn ich mich gegen die Annahme des Fortlebens des kümmerlich bezeugten und nirgends im Romanischen in seiner Grundbedeutung vorkommenden *vervella*, **vervellio* ausgesprochen habe, so ist es neben den im Texte aus anderen Gründen geltend gemachten Bedenken der Umstand, daß ich nicht daran glaube, daß man in den spanischen und portugiesischen Dialekten noch viele bisher nicht aufgetauchte lateinische Grundwörter finden wird. Spitzer sagte einmal irgendwo – die genaue Stelle finde ich zur Zeit nicht – daß die Zeiten vorbei seien, wo man alle Augenblicke auf lateinische Etyma stieß und daß man fortan der romanischen Wortschöpfung mehr Raum gewähren müsse. Es sind vielleicht nicht gerade seine Worte, aber dies war jedenfalls ihr Sinn. Und ich glaube, daß er vollkommen Recht hat. Der lateinische Wortschatz war nicht unbegrenzt, auch wenn man alle Möglichkeiten der Ableitung in Betracht zieht. Unbegrenzt aber ist die innere Wortschöpfungsmöglichkeit des Romanischen und sie ist noch weit davon entfernt zu versiegen. Allzu viel wird noch immer mit den berüchtigten Sternchenformen operiert; solche sind berechtigt bei Wortformen, die vielleicht im Lateinischen nicht belegt sein mögen, die aber nach ihrer Bildung den lateinischen Ableitungsmöglichkeiten gerecht sind, und dies besonders wenn solche Bildungen mehreren romanischen Sprachen gemeinsam sind[1]. Wenn man aber Bildungen wie **modiaeca* oder **cumbolotteus, -a* (für altport. *comborça*, span. *combleza:* Joaquim da Silveira, RPF III (1949–1950. p. 50) für lateinische Grundformen ansetzt und hält, so mutet man damit dem Lateinischen merkwürdige Auswüchse zu.

Daß die iberoromanischen Sprachen manches lateinische Wort bewahrt haben, das im übrigen Romanischen nicht belegt ist, ist bekannt und auch nicht verwunderlich, da sich auf der Halbinsel schon in römischen Zeiten eine Differenzierung einstellte, wie übrigens überall. Zudem enthalten insbesondere die nördlichen Dialekte der Halbinsel

---

[1] Gegen den Unfug der willkürlichen Sternchenformen hat auch schon Jaberg, Vox Rom. IV (1939), p. 168, n. 1 Bedenken erhoben.

(einschließlich des Baskischen) manches altertümliche Reliktgut. Wörter, die direkt aus dem Lateinischen stammen, sind aber auch gewöhnlich leicht zu erkennen, wobei es selbstverständlich ist, daß sie den jeweiligen Lauttendenzen angepaßt sind und daß sie nicht selten durch sinnverwandte Vorstellungen sich mit anderen vermischen und dadurch volkstümlich entstellt werden.

Im Asturischen gibt es ein Wort *dimir* „varear con largas pértigas los nogales, castaños y otros árboles para echar abajo el fruto" (Rato 46), z. B.: „Las mujeres arreglan sus asuntos judiciales, aran los campos, *dimen* las castañas, cuidan sus ganados..": Aurelio Llano Roza de Ampudia, Vocabulario de la Tixileira, Oviedo 1924, p. 4); in Cabranes: *llimir* „varear, quitar con pértigas alguna fruta del árbol" (Canellada 253). García de Diego, Manual de dialectología española, p. 141 erkannte darin das lat. *demere*, das schon in der Grundsprache in diesem speziellen Sinne gebraucht wurde (*demere pomum ex arbore* bei Cato). So viel ich weiß, ist dieses Wort sonst im Romanischen nirgends belegt.

In Aragon ist *concieto* „apetito semejante al de las mujeres preñadas" (Borao 143); in Bielsa: „señal que aparece en la piel de ciertas personas, y que se atribuye a un capricho no satisfecho de sus madres durante el embarazo" (Badía Margarit 250); in der Alta Ribagorza: *consieto* „capricho de embarazada" (Ferraz y Castán 42), in Plan und Gistain (Hocharagon): *concieto* „desig (tara): Casacuberta i Coromines, BDC XXIV [1936], 165). Dasselbe Wort lebt im Judenspanischen als *končéntu* fort („*eya tiene* (*el*) *končéntu*" oder *eya 'stá končentađa*"), wahrscheinlich als Aragonesismus (Wagner, RFE XXXIV, 70); es setzt das lat. *conceptus* „Empfängnis" fort (Festschr. Jud., p. 561) und scheint volkstümlich sonst nirgends zu bestehen.

Meyer-Lübke hat für sein Wörterbuch die damals bekannten Wörterbücher benutzt, vor allem Rato, Borao, Baráibar und Valladares, doch mehr gelegentlich als systematisch, natürlich auch die etymologischen Artikel, besonders die von Menéndez Pidal und in der 3. Auflage auch die von García de Diego, auch dessen „Contribución" und Krügers „Gegenstandskultur Sanabrias" aber man kann nicht sagen, daß er sie ganz ausgeschöpft hätte. García de Diegos Aufstellungen weist er häufig zurück (nicht immer mit Recht, wie wir glauben); eine gründlichere Durcharbeitung seiner Materialien und deren Auslegung würde auf jeden Fall noch manches beigesteuert und verbessert haben. Nur ein paar Beispiele: Unter 9144: *vannus*, findet man als einzigen Vertreter: asp. (?), pg. *abanar* „Getreide worfeln". Abgesehen davon daß *abanar* auch heute noch durchaus üblich ist, versteht man nicht, weshalb M.-L. die von García de Diego, Contr., no. 622 gemachten wichtigen Ergänzungen nicht berücksichtigt hat; denn das von ihm angeführte astur. *vañu* „Art Sieb" (Rato 122) entspricht doch genau der Bedeutung des Grundwortes und stimmt lautlich aufs beste mit ihm überein. So astur. *bañu* „especie de criba sin agujeros, hecha de una piel tirante sobre un aro"; sirve para *bañar* el grano, o sea, moverlo

y separarlo de la „ponxa“, echándolo al aire“ (Canellada 113); Abl. *abañicar, abanigar, aballicase* „menearse, moverse sobre la base, como los juncos o como los dientes que se van a caer“ (ibd. 69); Bierzo: *baño* „criba sin agujeros usada en los molinos del país, para echar el grano a la trimoya“ (García Rey 33); astur.-galiz. *bano* „id.“ (Acevedo-Fern. 31); Babia-Laciana: *banu* „id.“; Verb. astur.-galiz. *banar* „voltear dentro de un ‚masoiro‘ la masa de maíz para dar forma a las hogazas“ (Acev.-Fern. 30); galiz. *banear* „mover“ (Valladares 57): port. *abanar, abano.* Dieses letztere und die galiz.-astur. Formen entsprechen mit *-n-* der lateinischen Basis wie *ano* < *annu; cana* < *canna*, usw. Dagegen ist das *abanar, abano, abanico* der span. Schriftsprache mit seinem *-n-* statt des zu erwartenden *-ñ-* auffällig; diese Wörter müssen aus den nördlichen Mundarten eingedrungen sein, wobei sich die erweiterte Bedeutung „fächeln, Fächer“ erst aus der ursprünglichen ländlichen „worfeln“ ergeben hat. Über die mundartliche Gemischtheit des Kastilischen werden wir uns später äußern.

Unter 3560: *fullare* hat Meyer-Lübke die Ergänzungen von García de Diego, no. 30 nicht berücksichtigt, und doch kann santand. *ajollar, ajuellar* „abollar“ (García-Lomas [2], 18) nicht gut davon getrennt werden, und ob das cast. *abollar* nicht doch auch mit García de Diego dasselbe ist, wäre immerhin zu erwägen, da die Ableitung von *bollo* in der Bedeutung „chichón“ höchstens als Einmischung in Frage kommt. Auf jeden Fall gehört hierher das andal. *ajollar* „pisar las uvas“ (Alc. Vencesl. 11). – Bei 5691: *morsus* fehlt span. *mueso,* früher „bocado“, heute „rebaje en el yugo“ (García de Diego, no. 413); kantabr. *mueso* „der vordere Querbalken, der in die Gabel (des Wagens) eingreift“ (Krüger, Gegstk. 222). – 7768: *sector:* galiz. *seitor* „segador“ (García de Diego, no. 535), usw.

Da das REW den iberoromanischen Wortschatz nicht genügend berücksichtigt und in der damaligen Zeit auch nicht berücksichtigen konnte, hat es oft den Anschein, als ob Wörter, die in Italien sehr verbreitet sind, im Westen gar nicht bekannt wären, und wenn man sich auf die Angaben des REW allzu sehr verläßt, entsteht leicht ein vollkommen falsches Bild.

„La pobreza del caudal recogido y la lentitud de los esclarecimientos etimológicos hace que el castellano aparezca ausente en muchas reprentaciones románicas, en las que tiene derecho de presencia. Hay multitud de ejemplos, como es el caso de *fiscina* en Italia, que perdura en el santanderino *jezna*“, sagt García de Diego, RFE XXXIV (1950), p. 115.

Aus den heute verfügbaren Quellen ergibt sich vor allem die Tatsache, daß viele Wörter, die für den auf Ackerbau und Viehzucht und überhaupt auf das primitive Leben bezüglichen Wortschatz Italiens, besonders Unteritaliens und Sardiniens charakteristisch sind, auch auf der iberischen Halbinsel existieren, vor allem in ihren altertümlicheren nördlichen Mundarten.

meridiare (REW 5530), das in Rumänien, Italien und Sardinien

stark vertreten ist und ein charakteristisches Wort der Hirtenkultur ist, lebt nicht weniger auf der iberischen Halbinsel weiter: astur. (Caravia): *miriar* „estar el ganado en el ‚mosquil' (sitio donde se reune el ganado para *miriar* y librarse de las moscas)" (Llano Roza, Caravia, p. 237); Cabranes: *miyar* „dormir las ovejas reunidas a la sombra cuando en la siesta hace mucho calor" (Canellada 269); Babia-Laciana; *mičar* „acarrarse el ganado lanar", „situarse el ganado vacuno en época de calor en sitios elevados donde corre el viento" (Álvarez 315); santand. *mediar, midiar* „sestear el ganado vacuno"; *mediaju* „lugar donde sestea el ganado" (García-Lomas [2], 202), letzteres genau in Form und Sinn dem sard. *meriayu* entsprechend (LLS 116).

Meyer-Lübke hat bei diesem Worte in der Klammer nur den Zusatz: „salm. *marizar* ‚Mittagsruhe halten', ‚bespringen (von Schafen)' ist lautlich nicht verständlich". Es ist richtig, daß *marizar* sich lautlich nicht mit *meridiare* übereinbringen läßt, obwohl die Bedeutung damit übereinstimmt; die zweite Bedeutung ist dagegen wieder mit der der „Mittagsruhe" unvereinbar. Das salm. *marizar* „cubrir el morueco a las ovejas" und daneben gleichbedeutend *morecer* (Lamano 544) und *amorrecerse* „estar en celo las ovejas" (ibd. 220) ist weiter verbreitet, so Cespedosa de Tormes: *se amorece la oveja* (en celo): Sánchez Sevilla. RFE XV, 279); Segovia: *amorrecerse* „estar en celo las ovejas" (Vergara Martín 14); Ribera: *amarecer* „fecundar el carnero a las ovejas" (Llorente Maldonado 228); aragon. *amarecer* (Pardo Asso, s. v.), in Híjar (Teruel) *amanecer* (Félix Monge, RDTP VII, 212). Diese Wörter gehören zu leon., salm., alav. *marón* „todo animal de sexo masculino; macho de las ovejas" (Lamano 532; Garrote [2], 262; Baráibar 166); Bierzo: *marón* „macho de la oveja" (García Rey 113); santand. *id.* (García-Lomas [2], 199); port. *marão* „carneiro de cobrição"; *marel* „padreador" (animal que padreia" (Fig.); salm. *maroto* „carnero que se deja para padre en los rebaños" (Lamano 532); alav. *marote* „carnero padre" (Baráibar 167); arag. *marueco* (Tilander, Fueros de Aragón, Lund 1937, p. 471) und so noch heute (BRAE II, 348) und davon schriftspan. *morueco;* port. (alent.) *marouco* „id." (Fig.); vgl. auch Ribera: *marionda* „oveja en celo, cachonda" (Llor. Mald. 240), anderwärts *morionda, murionda* (García de Diego, Contr. no. 392). Einige dieser Formen sind im REW 5374 unter **marro* aufgeführt; dieses wird als vorrömisch angesehen, auch wegen des Nebeneinanders von *-rr-* und *-rd-* (arag. *mardano,* usw.); Meyer-Lübke meint dazu: „Die Formen mit *-r-* dürften durch *mar, maris* beeinflußt, nicht unmittelbar davon abgeleitet sein (García de Diego, RFE VIII, 410)". Aber wenn eine solche Beeinflussung angenommen wird, muß doch logischerweise *mas, maris* nach der Halbinsel gedrungen sein, und man sieht deshalb nicht ein, warum die *-r-* Formen nicht direkt von *mar* kommen sollen, zumal García de Diego, Contr. no. 392 zutreffend auf Isid., Orig. XII, 1, 11 verweist: *„Apud nos in gregibus* (*ovibus*) *mares dicuntur*", nämlich die Widder. Daß dann die von *mas, maris* abgeleiteten Wörter sich mit denen vom einheimischen Stamme *marr-* ge-

kreuzt haben, ist unschwer zu sehen, und das Nebeneinander von Formen wie *marizar, amarecer* und *morecer,* (*am*)*morrecer* spricht gerade auch dafür.

Zur Ableitung auf *-ecer* vgl. arag. *abuquecer* „el acto de cubrir el macho cabrío a la hembra" (Coll 1) und salm. *verrecer* „en el ganado de cerda, fecundar el macho a la hembra" (Lamano 663). Das Suffix *-izar* in *marizar* kommt einem zuerst etwas sonderbar vor, erklärt sich aber daraus, daß Ableitungen von *castizo* eine ähnliche Bedeutung haben, wie santand. *castiza* „res muy fecunda" (locución de ganaderos: García-Lomas [2], 87); port. (Barroso): *castiça* (vaca) „que cobre cedo"; *castiçar* „cobrir o animal" (Braga Barreiros, RL XX, 151); alent. (*en*)-*castiçar* „ter o macho cópula com a fémea" (emprega-se sómente referido a animais): Pombinho Jún. RL XXXIV, 276; auch in den Wörterbüchern von Figueiredo und Caldas-Aulete.

Dieses leon. *marizar* „decken" (vom männlichen Tier) hat offenbar den ursprünglichen Reflex von *meridiare* (der ähnlich gelautet haben wird wie in den übrigen Mundarten) in sich aufgesogen, wozu nicht nur die lautliche Ähnlichkeit beigetragen haben wird, sondern auch der Umstand, daß es sich um Hirtenausdrücke handelt.

So kommt es, daß im Salmantinischen (*a*)*marizar* auch für das Mittagsruhehalten des Viehes verwendet wird und *amarizo* der „sitio o paraje en donde se *amariza* el ganado" ist (Lamano 216). Diese leonesischen Ausdrücke sind auch in das benachbarte portugiesische Tras-os-Montes eingedrungen, was kein vereinzelter Fall ist, denn gerade Ausdrücke aus dem ländlichen Leben haben häufig Eingang in die Grenzprovinzen des Nachbarlandes gefunden und verraten sich oft auch durch Laute und Bildung als Abkömmlinge spanischer Herkunft, und so haben wir trasm. *amariçar* „juntar-se o gado lanígero à soalheira do verão, com as cabeças escondidas na sombra feita pelo conjunto apinhado"; *amariço* „lugar onde o gado amariça", „acarradoiro" (Tavares da Silva, Vocabulário agrícola, Lisboa 1947, p. 48; Augusto C. Moreno, RL V, p. 26).

Unter REW 7826: *separare-seperare* werden keine iberoromanischen Formen aufgeführt. Aber die Dialekte bieten: astur. *xebrar* „separar (as oveyas)"; *xebre* „lindero que separa las fincas" (dícese también de la separación hecha en el peinado): Acev.-Fern. 226; Babia-Laciana: *šjebrar* „apartar el ganado de la vecera" (Álvarez 330); Sisterna: *šebrar* „separar o separarse el ganado cabrío o lanar perteneciente a varios dueños, cuando vuelve todo junto del pasto" mit anderen ähnl. Bedeutungen (Menéndez García, RDTP VI, 394). Diese Bedeutungen decken sich genau mit denen, die *seberare* im Sardischen hat, in dem es zwar „trennen, aussuchen, auswählen" im allgemeinen bedeutet, aber besonders auch „separare le madri (pecore, capre) dai figli durante la notte" (da Muttertiere und Jungtiere nachts in verschiedene Hürden eingeschlossen werden).

REW 6817: *pulicare* „Flöhe fangen" führt neben rum. *purecа,* log. *puligare* auch astur. *pulgar* „Bäume putzen", „Früchte schälen'

auf. Das rumänische und das sardische Wort bedeuten „Flöhe fangen" oder besser „flöhen", d. h. anderen (Kindern oder Hunden) die Flöhe absuchen; man sagt sard. *puligare sos pitsínnos.* Die Frage ist, ob das astur. Wort wirklich, wie Meyer-Lübke will, von diesem *pulicare* „flöhen" herkommen kann. Menéndez Pidal, Rom. XXIX, 362 hatte es von *purgare* abgeleitet, was begrifflich sehr gut entsprechen würde; M.-L. meint aber, diese Basis erkläre das *l* nicht. In der Tat ist ein Übergang von *r*+ Kons. > *l*+ Kons. in den spanischen Mundarten verhältnismäßig selten und jedenfalls regional begrenzt (Krüger, Westspan. Mundarten, §§ 378–380). Astur. *pulgar* „pelar o mondar algo, como fruta o patatas", *pulga* „mondadura, pellejo" bringt Canellada 307 (auch schon Rato 101); westastur. (*a*)*pulgar* „quitar el *pulgo* a las castañas, patatas y frutas que tienen pellejo, mondar"; *pulgo* „corteza de manzana, patata, castaña, etc." Acevedo-Fernández 19, 180; dazu astur. *repulgar* „echar pellejo nuevo después de haber caído el antiguo" (Rato 106); port. (Guarda) *espurgar as batatas* „estonar, descascar" (A. Gomes Pereira, Trad. pop. da Guarda, Esposende 1912, p. 57).

Im Sardischen hat (*is*)*puligare, -ai* genau dieselbe Bedeutung, „Früchte, Äpfel und besonders Kartoffeln schälen" (*i*)*spuligare una méla:* S. Lussurgiu, AIS 1268, Legg.; (*i*)*spuligare, -ai patata* an vielen Orten); bei Spano „levare il guscio"; doch bedeutet das Wort auch „reinigen" im allgemeinen, und daher nennt man den Zahnstocher *ispuligadente.* Eine Ableitung davon ist *ispuligittare,* was von den Haustieren gesagt wird, wenn sie sich erholen und wieder neue Haare bekommen (LLS 117). Letzteres hat Meyer-Lübke, mir folgend, REW 6635 b, von *polire* abgeleitet.

Angesichts der Klarheit der sardischen Lautverhältnisse dürfte die Ableitung von *polire* sicher sein; doch hat *purgare* ähnliche Bedeutungen; in erster Linie bedeutet es „das Korn von den Unsauberkeiten, insbesondere kleinen Steinchen reinigen" (LLS 34), was schon eine der Bedeutungen des Wortes im Lateinischen war, so katal. arag. *porgar* „das Getreide sieben"; „cribar, pasar grano por el cedazo o tamiz"; auch „aventar los granos de trigo en la era, después de trillar" (Badía Margarit 319 für Bielsa (Hocharagon); Ariège *purgá* „Sieben des Getreides" (Günter Fahrholz, Wohnen und Wirtschaft im Bergland der oberen Ariège, Hamburg 1931, p. 103; gask. *pourgo* „Unreinlichkeiten im Saatkorn" (Rohlfs, AStNSp 169 [1936], 158); kalabr.. *prugare* „purgare, scegliere il grano" (Rohlfs, DTC II, 167). Im Katalanischen hat *esporgar* die Bedeutung von „cortar ramas, cortar árboles" (Dicc. Aguiló), „ausästen, lichten" (Vogel), im Galizischen *esbrugar* „desnudar de la hoja a las espigas del maíz y poner éstas a un lado" (Valladares); im Portug. *esburgar* „tirar a casca", „separar da carne (os ossos) (Figueiredo), im Minho *purgar* „diz-se da videira quando começa a largar a flor" (was man auch *limpar* heißt: Oscar de Pratt, RL XIV, 165), was wieder mit einer Bedeutung des arag, *esporgar* „caer o desprenderse naturalmente parte del fruto verde" (García de Diego, Contr. no. 235) übereinstimmt.

Auch sard. *ispurgare, isprugare, -ai* hat ähnliche Bedeutungen; man wendet es ganz im Sinne von *ispuligare* an, und sagt *sprugare una mèla* (Baunei) „sbucciare"; camp. *sprugai* „limpiai fà, bogai su granu de sa tega", „sgranare, sbacellar le fave" (Porru, Nachtrag), überhaupt „reinigen", daher auch *ispurgaorígas* „pulisciorecchie" (Ohrlöffel).

Obwohl im Sardischen die Formen lautlich genau geschieden sind, berühren sie sich in den Bedeutungen, was ja leicht verständlich ist.

Wir möchten annehmen, daß auch im Iberoromanischen beide Wörter vertreten sind, was sich für *purgare* von selbst versteht, und was für **policare* bezüglich des astur. *pulgar* anzunehmen ist, wenn ein Übergang von *-rg-* > *-lg-* in dieser Mundart, wie es scheint, ungewöhnlich wäre [1].

Die Ableitung von *pulicare* „flöhen" ist jedenfalls aufzugeben.

extenuare ist im REW 3085 durch log. *astenare* „imbozzacchiare delle frutta quando vengono a maturare" (was Meyer-Lübke mit „verbutten, verkümmern" wiedergibt) vertreten; die Bedeutung ist richtiger „zusammenschrumpfen" (von Früchten) und sie paßt, da das lateinische Wort besonders von den Medizinern für „abmagern, zusammenschrumpfen (des Körpers, usw.) gebraucht wurde.

Ich glaube, daß auf dieselbe Basis zurückgeht leon. (Laciana) *estenar* „despejarse el cielo" (Álvarez 290); leon. adj. *esteno* „claro, despejado" (*el cielo está esteno*): Garrote [2], 224); westastur. *estenar* „cesar de llover" (Menéndez García, RDTP VI, 385), daneben in schon galiz.-port. Form: *estiar* (ibd.); port. *estiar* „serenar el tiempo", „cessar de chover"; „abaixar a água da cheia" (Caldas Aulete), „tornar-se sereno ou seco (falando-se do tempo)" (Figueiredo), davon *estiagem* „o tempo sereno que sucede à chuva ou trovoada, tempo seco", auch „máximo abaixamento das águas de um rio, lago, canal, etc.". Das port. Wort wurde bisher von Coelho und auch vom REW 248 von *aestivus* abgeleitet, aber dieser Ableitung widersprechen die spanischen Dialektformen mit ihrem *-n-;* sie dürften *extenuare* in der Bedeutung „verdünnen" (von den Wolken, vom Regen) entsprechen, und es ist kaum nötig, darauf hinzuweisen, daß die lautliche Behandlung sowohl im Sardischen, wie im Spanisch-Portugiesischen die regelmäßige ist (sard. *manna* < *manua; yanna* < *ianua;* span. *enero,* port. *janeiro* < *ianuarius*) [2].

---

[1] Menéndez Pidal, l.c. berief sich auf das volkstümliche galiz. *pulgatoriu* für *purg-,* was aber nichts für das Asturische beweisen dürfte; er erwähnt dann noch das gask. *pourgá,* das allerdings ohne Zweifel *purgare* ist, aber auch kaum für das asturische Wort ins Feld geführt werden kann. Munthe, Anteckningar, p. 85 hatte in dem astur. Worte **piluccare* sehen wollen, doch eine solche Basis verbietet sich schon wegen der Bedeutung.

[2] Hinsichtlich port. *estiar* im Sinne von „abaixar a água da cheia" und dem davon abgeleiteten *estiagem* kann man im Zweifel sein, ob diese nicht doch von *estio* herkommen oder wenigstens davon beeinflußt sind, denn auch das Spanische kennt *estiaje* „nivel más bajo que tienen las aguas de un río en el verano; calor del estío", und es ist nicht

acĭna, ursprünglich kollektiv „Traube, Beerenkomplex" (Sommer, Handb. [2], 334) ist das übliche Wort für „Traube" in Sardinien (nuor. *ákina*, log. *ágina*, camp. *ážina:* Wagner, RLiR IV, 58). Rohlfs, ZRPh LII, 68 und Don. Natal. Jaberg 63 hat es als *àcina, àcęnę* „Traube" auch für Süditalien (nördl. Kalabrien) nachgewiesen; aber auch im Portug. bedeutet *ázeo* „cada um dos grupos de uva que formam o cacho" (Fig., Caldas Aulete) und so schon in der älteren Sprache [1] und gleichermaßen im Galiz. *acio* „racimo de uvas" (Dicc. de la Acad. Gallega, p. 410; Carré Alvarellos, p. 45).

termes „abgeschnittener Zweig"; das REW 8666 bringt nur tarent., molfett. *términe* „wilde Olive". Das latein. Wort bedeutete nach Festus 505, 10: „ramus desectus ex arbore, nec foliis repletus nec nimis glaber" (s. Vitt. Bertoldi, Questioni di metodo, Napoli 1938, p. 223 und Linguistica Storica, Neuauflage des vorigen, p. 180); diese Bedeutung scheint dem apul. *términe* „oleastro, ulivo selvatico" (für Manfredonia: Pascale 112, für Tarent: De Vincentiis 210) zugrunde zu liegen.

Das Wort scheint besonders auf die Ölzweige angewendet worden zu sein, und daraus zog man in Korsika *trama, trámula, trámbula* „fiore dell'ulivo", „fiore del castagno", „fiore a rappe del leccio, del noce e sim." (Falcucci, 359), ein Wort, das auch in der Gallura und in Nordsardinien in gleicher Bedeutung bekannt ist und sich auch hier von der korsisch sprechenden Gallura aus verbreitet hat (*a* > *é* vor *r* Kons. ist im Korsischen und Galluresischen die Regel: Guarnerio, AGI XIII, 138). Auch auf der iberischen Halbinsel begegnen wir beiden Bedeutungen, in der altertümlichen „Baumzweige" in der Montaña: *tarmas* o *tarmaos* „estaquillas, varas de esquilmo secas" (Campoo); „ramas de

---

anzunehmen, daß das spanische Wort aus dem Portugiesischen kommt. Aber im Falle von *estiar* „aufheitern, aufhören zu regnen" verbieten die spanischen Dialektformen eine solche Ableitung; doch ist es begreiflich, daß man bei dem port. *estiar* an *estio* denken mag. Im Tras-os-Montes kommt neben *estiar* auch *estinhar* in gleicher Bedeutung vor, und im Minho ebenso „deixar de correr a água" (Figueiredo)*; in diesen Grenzgegenden sind spanische Eindringlinge häufig, und wir glauben, daß die Form *estinhar* nichts anderes ist als das leones. *estenar*, wobei man, da port. *ano:* span. *año*, usw. entspricht, das spanische Wort noch spanischer gestalten wollte, indem man umgekehrt *ñ* (*nh*) sprach.

Es gab im älteren Spanischen auch ein Wort *estiar* im Sinne von „pararse, detenerse" (Autoridades). Nach dem Wörterbuch von Terreros ist es eine „voz de boyerizos". Américo Castro, RFE V (1918), p. 26, no. 247, der davon spricht schwankt zwischen einer Ableitung von *estío* und einer von bask. *estí* „voz con que se incita a retroceder al ganado" (Azkue). Aber *estenar* verlangt eine Basis mit *-n-*, kann also mit diesem *estiar* kaum identisch sein.

[1] „*Hũa borda de pedra, de que pendiam feguras d'azeos d'uvas doradas*" (Inéditos de Alcobaça III, p. 14); „*Avia as cepas de prata, e as vides d'ouro, e os azeos de pedras preciosas*„ (ibd. III, p. 147); s. J. J. Cortesão, Subsídios, p. 20 und Viterbo, Elucidário [3], 110.

* So auch in Vinhais bei Bragança: *estinho* „clara de bom tempo"; *estinhar* „amainar"; *estinhar-se* „esgotar-se" (Pe. Firmino A. Martins, Folklore do Concelho de Vinhais, Coimbra 1928, p. 341).

árbol, arbolito con sus ramos'': García-Lomas[2], 286, dazu *entarmar* ,,hacer 'tarmaos' o haces de hoja o serojo'' (ibd. 133); in der sekundären im Gemeinspanischen: *trama* ,,flor de olivo'', doch dürfte das Wort vermutlich auch aus dem Norden stammen, vgl. Magallón (arag.): *tramilla* ,,flor de olivo'' (Lázaro Carreter, El habla de Magallón, Zaragoza 1945, p. 23).

Zu den Gemeinsamkeiten des alten ländlichen Wortschatzes in Sardinien und Süditalien einerseits und der iberischen Halbinsel andererseits gehören auch die Fortsetzer von *subiugia:* sard. *sušúya, sišúya* (WS II, 209; LLS 21, REW 8370; sanabr. *šišuguéiro* = *subiugarium* (Krüger, RFE X, 153f., Gegstk. 180), vgl. auch katal. (Camprodón *sojou* ,,correig ample i fort que reté afermada la targa al jou dels bous'' (Dicc. Aguiló VII, 294); auch die berberischen Dialekte weisen Ableger auf: *ašbíyo,* bei den Aït Bou Zemmour: *ašbúyo* (Wagner, Restos de Latinidad en el Norte de África, p. 37; La Lingua Sarda, p. 129 (mit Literatur).

Caetra, cetra ist die Basis von sard. *čèrda,* das nicht nur eine ,,specie di treggia fatta di stuoie'' ist, sondern auch ein Binsengeflecht, das gleichsam einen Korb bildet und in den Wagen gestellt wird, um das Herausfallen von Stroh, Getreide, Trauben usw. zu verhindern (LLS 71). Und auch in Asturien ist *zarda, zardu, sardu* ein ,,tejido de mimbres que se coloca sobre el llar, para abrigar la cocina y donde se ponen las avellanas para turrar'' und zugleich ,,el tejido que cierra los lladrales en la parte trasera del carro'' (Rato 110 und 125). Die Entwicklung von *é* > *á* vor *r* ist in den Norddialekten normal (Wagner, ZRPh LVIII [1943], 197, n.). Auch dieses Wort hat eine Entsprechung im Berberischen: *azerϑil,* usw. ,,grande natte de laine et d'alfa'', wie Bertoldi, Quisquiliae Ibericae (Romance Philology I [1948], 201) erkannt hat; vgl. Lingua Sarda, p. 129).

Auch abgesehen von diesen spezifisch der ländlichen Sphäre angehörigen Wörtern gibt es nicht wenige Übereinstimmungen, die durch die neuen Quellen erschlossen werden.

Empano ist im Bierzo ein ,,grano maligno, de gran tamaño, que sale a las personas o animales en diferentes partes del cuerpo'' (García Rey 83). Dieses entspricht offenbar lat. *panus* ,,Geschwulst'' (,,*panus... est tumor quoque inguinum'':* Non. 149, 17), wie das sard. *pana* ,,trächtiges Tier, Wöchnerin'', in dem die bei Plinius, den Medizinern und in Glossen vermerkte Nebenform *pana* zu sehen ist (LLS 158 und n. 4; REW 6185a): *panucula* ,,Geschwulst'' ist in nordital. Mundarten vertreten (venez., comask. *panoča:* REW 6209), das, wie Jaberg, ,,Krankheitsnamen, Metaphorik und Dämonie'' (Schweiz. Archiv f. Volkskunde XLVII [1951], p. 95, no. 42) bemerkt, in der spez. Bedeutung ,,venerische Leistengeschwulst'' in Oberitalien weiter verbreitet ist als das REW 6209 erkennen läßt.

Von *esurire* ,,hungern'' sind im REW 2918a nur nordital. Formen in der übertragenen Bedeutung ,,kränken, ärgern'' verzeichnet; anzuführen war in erster Linie das log. *ešurídu, ašurídu, išurídu* ,,affamato,

ingordo, avido", das die lateinische Grundbedeutung schön bewahrt hat, dann auch für „avaro, gretto" verwendet wird, mit Ableitungen. Dazu gehört auch arag. *azurirse* „desvivirse por una persona o cosa", also „heftig nach etwas verlangen", *azurido* „se dice a quien muestra una inclinación extraordinaria hacia una persona o cosa" (Coll. 5).

Appellare, das im Sardischen vom Bellen des Hundes gesagt wird, hat im port. (algarv.) *apilar* (termo venatório) „latir o cão ao descobrir a caça" (Nunes, RL VII, 107 [1]; fehlt in den Wörterbüchern) eine schöne Entsprechung; man erkennt daraus auch, wie das Wort zu der Bedeutung „bellen" gekommen ist; es bezog sich ursprünglich offenbar auf das Bellen des Hundes, der beim Aufspüren des Wildes anschlägt und damit seinen Herrn „herbeiruft". In Cabranes hat *apellidar* eine ähnliche Bedeutung, nämlich „voz de cerdo cuando chilla" (Canellada 92), dazu *apiellar* „llamar al cerdo" (ibd. 93).

Pedegosa ist im Salmantinischen eine Art Harz („especie de pez, que echa de sí el pino: Lamano 567). Man erkennt darin leicht eine umgestellte Form von **picĭdus*. Auch im Sardischen existiert *pígiđu* (im nördl. Logudoro) neben nuor. *píkiđu;* fonn. (*nịẹ́ḍḍu*) *píiđu,* und auch in Korsika (Balagna) lebt *pècitu* „nero come la pece" (Alfonsi 108). Das REW 6480 erwähnt unter **picĭdus* nur franz. Dialektformen, aber sard. *pígiđu, píđigu* findet man unter 6553: *pix*.

Infulcire: REW 4413 ist nur durch ital. Dialektformen vertreten; hinzuzufügen sind salm. *enfusir* „embutir la carne de cerdo convenientemente adobada"; *enfusido* „embutido de carne picada y adobada con especias"; daneben *enfusar* (Lamano 417), wobei die Konsonantenverbindung *-ulc-* behandelt ist wie in *duce, duz* = *dulce* und in anderen Wörtern (Menéndez Pidal, Manual [6], p. 410) oder im volkstümlichen port. *úcera* = *ulcera* (und so schon im Altportug.; Fr. Fortunato de S. Boaventura, Colecção de Inéditos Portug. dos séculos XIV e XV, Coimbra 1829, Vol. III, p. 230).

Nachdem in der 1.–2. Auflage des REW keine hispanischen Formen von *vespertilio* (9275) angegeben waren, hat M.-L. für die 3. Auflage nach García de Diego, Contr., no. 635 das galiz. *espertello* aufgenommen; es hätte aber auch gesagt werden müssen, daß *esperteyo* auch im älteren Spanischen vorkommt (García de Diego, l. c.), und es ist hinzuzufügen, daß *esperteyu* auch astur. ist (Rato 55; Canellada 204) und daß in Varianten des Montañ. (in Camargo) Formen wie *pistruello, pipistruello* vorkommen (García-Lomas [2], 321), die den italienischen gleichen. Außerdem erscheinen Formen mit Einmischung von *barba* (wie in ital. Mundarten), so kat. *barbastella* (Vogel) und port. *barbastela* „género de morcego" (Fig. 11).

Álvarez 284 verzeichnet für Babia-Laciana: *emfeřiau* „el que está aterido". In Sardinien bedeutet im Logudoro *ferrare* „congelarsi, prender consistenza" (Spano), ebenso in Kampanien: Ischia *ferrá* „gelare"; *ferrámmẹ* „ghiaccio" (Ilse Freund, Beiträge zur Mundart von Ischia,

[1] Nunes denkt allerdings an Herkunft von *pila*.

Leipzig 1934, p. 36); auch ich habe es in Barano d'Ischia gehört und ebenso auf Capri: *farrẹnéllẹ* „brina"; für Montefusco: *fẹrrattsọ́nẹ* „ghiaccio", im Cilento: *ferrattsa* „brina" bei Rohlfs, ZRPh LVII, 438. Offenbar handelt es sich um eine alte, vielleicht schon auf das Lateinische zurückgehende Übertragung von „in Eisen, in Ketten legen" auf den gefrorenen Zustand, in dem gewissermaßen das Wasser gebunden ist (Kluge erwägt, ob nicht auch die germanischen Wörter für „*Eis*" irgendwie mit „*Eisen*" zusammenhängen).

Mergĕre hatte schon im lateinischen auch die Bedeutung „hinabsenken, versenken, tief stürzen", die im engad. *smerdscher* „precipitare in un abisso", bregagl. *žmerǧar* „cadere, precipitare" (Guarnerio, RIL XLIII, 384) vorliegt und im rum. *merge* „gehen", alban. *mεrgóń* „entfernen" durchschimmert. In „Lingua Sarda", p. 111 habe ich dazu das log. *imbérĝêre, impérĝere* „spingere a rompicollo, urtare, fare andare avanti" gestellt. Die iberische Halbinsel schließt sich an mit dem altport. *amerger* „mergulhar, afundir, abismar, lançar ao fundo, sepultar ou sofocar nas águas" (Viterbo, Elucidário², p. 75), auch „abaixar, inclinar" und übertragen„ abater, humilhar" (Fig., Caldas Aulete). José Pedro Machado, Bol. de Fil. VII, 103 führt für die Bed. „curvar-se, dobrar-se" ein gutes Beispiel aus der Crónica de D. Alfonso Henriques von Duarte Galvão (1456–1517), cap. 32, p. 106 an: „*...foi por cima de caza de um oleiro, ao muro a poer a escada, em uma aste a fundo, deu no telhado fazendo grande som; do que D. Mendo havendo grande pezar de pela ventura, espertarem as velas amergeu-se, e de hi a pouco fez assentar curvo um mancebo, e por cima delle poz a escada mais entregue ao muro*".

Auch auf die Bedeutungsgeschichte mancher iberoromanischer Wörter fällt durch die Dialekte gelegentlich neues Licht.

Span. *mesar* „arrancar el cabello o la barba con las manos" und so im älteren Port. *messar* geht, wie schon Diez gesehen hat, auf die Bedeutung von lat. *barbam forcipe metere* u. ähnl. zurück; es ist aber beachtenswert, daß die nordspanischen Mundarten das Verbum noch in einer der ursprünglichen „mähen, Gras oder Blumen abreißen, abpflükken" näherstehenden Bedeutung gebrauchen: astur. *mesar* „arrancar algo con la mano" (se mesa la hierba de una „facina", las avellanas, la paja, el pelo, etc.): Canellada 266; *exmesar* „tirar pe les greñes, pe la yerba, sacándola de los balagares" (Rato 47); Babia-Laciana: *mesar* „arrancar la hierba del pilón con el ‚gabitu' o con las manos" (Álvarez 314); Bierzo: *mesar* „sacar cuidadosamente del pajar la hierba que se le da al ganado como pienso" (García Rey 114); santand. *mesar* „sacar la hierba de la ‚peña' o ‚pella' con el ‚mesador' o herramienta terminada en forma de agalla" (García-Lomas², 204).

A. Steiger hat in seinem bedeutsamen Artikel „Zur Sprache der Mozaraber" (Festschrift Jud „Sache, Ort und Wort" [Romania Helvetica 20], 1943, pp. 624–714) darauf hingewiesen, daß viele Arabismen durch die aus dem arabischen Gebiet im Süden nach Norden gezogenen Mozaraber dorthin verpflanzt wurden, da diese Mozaraber insbesondere

in das leonesische Staatengebilde eingegliedert wurden (pp. 627 ss.). Vor allem hat sich die arabische Sprache bei der Benennung gewisser Sachobjekte im alten Königreich Leon verbreitet (ibd., p. 628). Steiger bringt dafür zahlreiche Belege.

Es ist daher nicht verwunderlich, daß in den Norddialekten Arabismen in einer der arabischen Grundform lautlich näherstehenden Form begegnen. Das gemeinspan. *celemín* hat im Port. (*celamim*) das zweite *a* von arab. ثماني *ϑamānīj* bewahrt; es kommt daneben übrigens auch *salamim* vor („nem vestígios dos alqueires de oiro, nem um salamim secquer": Camilo, Vinte Horas 23, nach Figueiredo[11]); aber auch im Asturischen hat das Wort seinem ursprünglichen arabischen Vokalismus bewahrt. *zalamín* (Rato 125; Acev.-Fern. 233; Canellada 369).

Vielleicht darf man auch das *almaraduz* „planta olorosa parecida a la hierbabuena" der salmantinischen Ribera (Llor. Maldon. 228) anführen, das dem *almoraduj* „mejorana" der Schriftsprache entspricht, aus dem maghreb. Arabischen: *mardadūš* (Dozy, Suppl.)[1]; doch kann das erste *a* natürlich auch dem zweiten assimiliert sein.

Altspan. und altport. *altamía* „especie de taza" = arab. طعامية *ṭaʿāmîja* (Steiger, Contr. 286) lebt in Santander heute noch in einer altertümlicheren Form: *antamilla* (García-Lomas[2], 29).

Während das Altspanische *alizace* „cimiento" hat und das Port. *alicece* (ant. e pop.), in der Schriftsprache *alicerce*, die auf arab. اساس *acîç* „fundamento" (Pedro de Alcalá 256, 24) beruhen (Steiger, Contr. 217), hat das Hocharag. *alacé* „vall o fossat en els fonaments d'una casa" (für Plan: Casacuberta-Coromines, BDC XXIV, 159), Alta Ribagorza: *alasé* „cimiento" (Ferraz y Castán 19); Alquézar: *alaced, alacetes* (Arnal Cavero 6); *alacet* „fundamento de un edificio" bei Borao[2], 154. Diese Formen spiegeln die in Nordafrika herrschenden wieder: اس *âss*, plur. اساس *âssâs* „fondement" (Beaussier[2], p. 10; Marcel 257), *lessás* „fundamento, cimiento" (Lerchundi 369).

Man ist erstaunt, eine so ursprüngliche Form wie *zaica* „acequia" im Hocharagon. (Híjar) anzutreffen (bei Félix Monge, RDTP VII, 230), und der Verf. betont, daß in Híjar ausschließlich diese Form angewendet wird, nicht *ceca*, das Casacuberta-Coromines, BDC XXIV, 165 für Caspe und Puebla de Híjar angeben; sie beruht auf arab. ساقية *sâquija* (Steiger, Contr. 301); *a*-Formen begegnen sonst nur in der alten Sprache: *azacaya*, s. Steiger, l. c. und in Westsizilien: *saia, dzákya* (Avolio 94; Steiger, l. c.). Auf spanischem Boden findet sich sonst eine *a*-Form noch in Lorca: *saque*, m. „acequia, o cauce de riego" (García Soriano 118) neben murc. *cequia*, rust. *cieca* (ibd. 29, 30), *sequia* in Orihuela und Elda (ibd. 119).

---

[1] Die klassische Form war *mardakūš* (ägypt.-arab. *bardaqôš*) (C. A. Nallino, L'arabo parlato in Egitto, Milano 1913, p. 260); maltes. *merdqux* (A. E. Caruana, Voc. della lingua maltese, Malta 1903, p. 309). das Wort stammt aus dem Persischen: *marza(n) gūš* „Mäuseohr", wie G. S. Colin in „Hespéris" XII (1913), p. 18, n. 3 gezeigt hat.

Auf arab. شفيرة *šafira* ,,cuchillo de zapatero" führt Asín Palacios, Al-Andaluz IX (1944) das gleichbedeutende span. *chaira* zurück (die Akademie hat شفيرة *chufaira,* d. h. *šufaira,* Dim. von *šifra* ,,tranchete de zapatero" (Pedro de Alcalá), ,,navacula" (Vocab. in Arab.) nach Eguílaz 372 angesetzt; bei Steiger fehlt das Wort). Jedenfalls ist dieses Wort auch in den span. Dialekten weitverbreitet: westastur. *chaira* ,,hierro cilíndrico para afilar los cuchillos" (Acev.-Fern. 70); astur. *cheira* ,,navaja", (Canellada 162). leon. *cheira* ,,navaja. cuchilla" (Garrote[2], 193); salm. *id.* ,,afilón" (Lamano 371); Babia-Laciana: *šéira* ,,utensilio cortante, generalmente una navaja" (Álvarez 310). Daneben finden wir aber im Asturischen von Cabranes auch *cháfara* ,,navaja" (Canellada 161) und im Port. *chifra* ,,instrumento de ferro para rapar e adelgaçar o coiro"; vb. *chifrar* ,,adelgaçar com a chifra" (Fig., Caldas Aulete) mit erhaltenem *-f-*[1].

Wie das santand. *antamilla* ein altspan. Relikt ist, so ist z. B. das westastur. *alfaremes* ,,enseres, trastes" (Acev.-Fern. 9) ein in der Bedeutung herabgesetzter und verblaßter Fortsetzer des altspan. und altport. *alfareme,* das ein Kleidungsstück, eine Art Haube oder Kopfschleier bezeichnete: arab. حرام *ḥarâm*: (Steiger, Contr., 256).

Wenn, wie natürlich, die Arabismen im Süden von Spanien und Portugal zahlreicher sind als im Norden (und insbesondere Südportugal besitzt einen Stamm von sich auf Ackerbau und Viehzucht beziehenden Arabismen, die für das Algarve und den Alentejo charakteristisch sind und sich nur z. T. weiter nach Norden hin fortpflanzen)[2], so haben doch auch wieder die übrigen Gegenden ihre eigenen Arabismen; dies ist z. B. für das katalanische Gebiet klar ersichtlich, und auch Aragon hat seinen eigenen arabischen Einschlag (Wörter wie kat. *fardaix;* (Onda) *fardatxo,* arag. *fardacho* ,,Eidechse" zu arab. حرذون *hardûn*[3] (wie schon Schuchardt, ZRPh XLI [1922], 701 sah; in Murcia wieder hat sich *charate* für eine ,,kleine Heuschrecke" erhalten (Sevilla 69; García Soriano 37), in dem leicht arab. جرادة *ǧarâda* (P. de Alc. 289, 20: langosta de tierra: *jaráda, jarád*), Marcel 502: ,,sauterelle": *djeradéh;* Lerchundi 463: ,,langosta": *yerada* (*y* = *ǧ*) zu erkennen ist.

In der Montaña von Santander gibt es ein Wort *acil, arcil* oder *yacil* ,,cuérrago para recoger el orín y el estiércol líquido del ganado vacuno en las cuadras" (García-Lomas[2], 10; daneben Abl. in Campoo: *cilera* ,,id." (ibd., p. 91). García-Lomas schwankt zwischen lat. *incile* ,,Abzugsgraben" und arab. *aç-çil.* Das lat. *incile* darf man, glaube ich, ausschalten, da es sonst nirgends vorkommt und sich auch nicht auf

---

[1] Das *i* der port. Form beruht auf Imela (cf. Steiger, Contr., p. 331 s.)

[2] s. einstweilen Wagner, Sôbre alguns arabismos do português, Coimbra 1934 (= ,,Biblos" X, 427–452).

[3] Sehr verbreitet in Hocharagon (Híjar) *fardacho* (Félix Monge, RDTP VII, 218), *fardazo* bei Casacuberta-Coromines, BDC XXIV, 170). Das *-acho* stammt wohl von kat. *llangardaix,* wie denn zahlreiche Mischformen existieren.

Ställe bezieht; auch deutet das anlautende *as-* eher auf arabischen Ursprung, und arab. سايل *sâil, sîl* ,,courant d'eau" von der Wurzel سال *sâl* ,,couler" (Gasselin I, 362), nordafrik. ,,courant, cours d'eau" (Beaussier [2], 508) paßt begrifflich ausgezeichnet und ist auch lautlich einwandfrei. Die Nebenform *yacil* wird von *yacer* beeinflußt sein.

García de Diego, RFE XXXIV, 121 macht auf Wörter aufmerksam, die nach ihm Fortsetzer des lat. *siliqua* wären: alav. *ceruca;* sant. *seluga, siluga, saluga, aluga, jaluga;* Burgos *jeruga, jeruva;* dazu andal. *jaruga* ,,vaina de la haba" (Alc. Venc. 228 ohne genauere Ortsangabe). Nach García de Diego würde das Wort nach Andalusien aus dem Norden gedrungen sein. Weitere Formen sind: astur. *seruga* ,,semilla" (Rato 111); Palencia *gerruga* ,,vaina de las legumbres"; *geruca* (Norte de la provincia): RDTP I, 671; Rioja *seruga* ,,vaina del garbanzo", anderwärts *zoruga, ciruga* (José Magaña, RDTP IV, 297). Alle diese Formen zeigen nicht die vom Lateinischen her zu erwartende Lautgestalt; sie sind offenbar arabischer Vermittlung zu verdanken und entsprechen dem im Vocab. in Arab. verzeichneten شلوكة *šuluka* ,,faba silica" (ed. Schiaparelli, p. 126), und vgl. hierzu Simonet, Glos. 603. Auch port. (trasm. Barroso) *saluga, saruga, charuga, çaruga* ,,envólucro da espiga do centeio que na parte superior tem a *argâna*" (Braga Barreiros, RL XX, 152) gehört hierher [1]. Daß die andal. Form aus dem Norden eingewandert sei, ist wenig wahrscheinlich; sie ist ebenso mozarabisch wie die nordspan. Formen und die trasmontanische. Bezeichnend aber ist, daß sich die mozarabischen Formen besonders im Norden eingeschlichen haben.

Canellada 110 verzeichnet für das Asturische von Cabranes: *azón* ,,cría del piojo", ,,cualquier animal muy diminuto"; bei Rato 19: ,,especie de sarpullido de granitos chicos que molestan mucho" (also offenbar die die Krätze erzeugenden Milben). Dieses sonst, so viel wir wissen, auf spanischem Boden nicht bezeugte Wort ist zweifellos identisch mit dem port. *açã*, masc. (trasm., beir.) ,,bicho que aparece no queijo e na carne do porco"; ebenso für Valpaços (trasm.): *sãs* (Castro Lopes, RL II, 258) ,,id."; Vila Real: *açãs* ,,bichos que aparecem na carne do porco e no queijo" (Gomes Pereira, RL XI, 287); Barroso: *açães* ,,id." (Braga Barreiros, RL XX, 137); auch bei Fig. und Caldas Aulete, s. v. *açã, assã, assan;* daneben *oução,* masc. ,,pequenino ácaro" (Acarus sirus), que se encontra nos queijos, na farinha, etc."; in der alten Sprache auch ,,lêndeas" (Fig.); ,,um dos mais pequenos ácaros, que mal se distingue à vista e que se acha nos queijos, na céra, na farinha e em outras substâncias" (Caldas Aulete). Ich habe mich mit die-

---

[1] Man sagt daher in Tras-os-Montes (Vila Real) auch *pão de saluga* ou *saruga* ,,pão só de centeio, trigo ou cevada, sem mistura de outro cereal" (Gomes Pereira, RL XII, 122). In Elvas (Alentejo) bedeutet *saruga* ,,semente de gramínea brava, das espécies Avena sterilis L., Avena Ludoviciana, Avena fatua" (J. A. Capela e Silva, Estudos Alentejanos. A linguagem rústica no Concelho de Elvas, Lisboa 1947, p. 181).

sen Wörtern schon in meinen „Aditamentos às notulas sôbre alguns arabismos do português" („Biblos" XVII, tomo II, [1941], 601–612) beschäftigt (pp. 606 ff.) und Riegler's Ableitung von *oução* aus *auditione* (WS III [1912], 190–191), die ins REW 778 b übergegangen ist, abgelehnt, da das Wort nicht, wie Riegler annahm, den Ohrwurm bezeichnet und zudem durchgängig mask. ist, und da außerdem die übrigen und häufigeren Formen berücksichtigt werden müssen, die Riegler nicht kannte. Ich glaube es wahrscheinlich gemacht zu haben, daß diese „Milben" bezeichnenden Wörter dem arab. Plur. سيسان *sisân*, von سوس *sus* „mite" entsprechen, d. h. dem arabischen Namen der Milben.

Bemerken will ich noch, daß Alves Pereira, RL XIX, 188 für den Minho (Valdevez) noch *assem, assens* „os vermes da carne do porco no salgadeiro" und in RL XXVI, 287: *senjas* (pron. *sêinjas*). „certos bichos brancos ou larvas de insectos que se encontram na carne do porco, quando foi mal curada" (ouvido em Sabadino) verzeichnet[1]. Es mag auffällig erscheinen, daß das Wort für die sich im Schweinefleisch, im Käse usw. bildenden Milben ein Arabismus ist, aber es hat sich sicher als Ausdruck der Fleischer verbreitet, denn gerade in Portugal sind viele auf das Handwerk des Fleischers bezügliche Ausdrücke arabischen Ursprungs, wie *alcatra* „Lendenstück" (lugar onde acaba o fio do lombo do boi ou vaca" (häufig auf portugiesischen Speisekarten zu lesen) = arab. قطرة *qaṭra* (Steiger, Contr. 151); *acém* (oder *assém*) „parte do lombo do boi ou de vaca, entre a pa e a extremidade do cachaço" = arab. سمن *semn* „Fett" (Wagner, Biblos X, 446); *febra* „carne limpa de osso e gordura, para alimento" = arab. خبرة *habra* (Gonç. Viana, Apost. I, 442 ss.; Steiger, Contr. 270). Auch *açogue* für den Fleischerladen (matadoiro, talho) ist immer noch volkstümlich, wenn es auch früher einen beliebigen Lebensmittelladen bedeutete = arab. سوق *sûq* (Steiger, Contr. 139); ebenso macht das volkst. *magarefe* „aquele que mata e esfola reses", dem span. *matarife* entspricht, den

[1] In diesen Formen mit *e*, die natürlich mit den vorher erwähnten identisch sind, könnte man die Wirkung der Imela sehen; doch ist es viel wahrscheinlicher, daß wir es mit der im Portugiesischen so häufigen Verwechslung von *ã* und *ẽ* zu tun haben. Selbst in der Gemeinsprache wird *lenha* „Holz" genau so gesprochen wie *lanha* von *lanhar*, d. h. beide *läñä*. Und in den Mundarten geht diese Erscheinung noch viel weiter; neben *inhenho*, steht *inhanho*, neben *redanho: redenho;* trasm. *fano* „o mesmo que *feno*" (RL XIII, 116); trasm. *zembro* = *zambro* „torto das pernas" (Tavares Teixeira, RL XIII, 126). prov. *sertém* = *sertã, sartã* (Fig. 11). Der beiranische Schriftsteller Virgílio Godinho schreibt in seinem Roman „O Calcanhar do Mundo" (3. ed., p. 112): „*sáfara onde não reverdeça a tenchoa*" antatt *tanchoa* und so öfters; andererseits (p. 156): *mantéus de estamanha* statt *estamenha*, und Romeu Correia läßt seine den Dialekt der Costa de Caparica sprechenden Personen beständig *tanho* für *tenho* sagen („Calamento", Lisboa 1950), p. 50, 52, 70, usw,); so auch im Norden (für Barroso, Tras-os-Montes: *tanho* „tenho": Braga Barreiros, RL XXXV, 288).

Eindruck, arabischer Herkunft zu sein, obwohl es bisher nicht gelungen ist, es befriedigend zu erklären (im Spanischen hat sich natürlich *matar* eingemischt, und der ungewöhnliche Ausgang auf *-ife* scheint mit *jifero* zusammenzuhängen, das sowohl den „oficial que mata las reses y las descuartiza" bezeichnet als das „cuchillo con que matan y descuartizan las reses" (dieses Wort leitet die Akademie von شفرة *šafra* „cuchillo" ab).

Ich glaube, daß es auch angezeigt wäre, die germanischen Bestandteile der Pyrenäensprachen an der Hand der sich in den neuen Hilfsmitteln bietenden Angaben und Formen einer Revision zu unterziehen. Ich muß mich allerdings auf Hinweise und Andeutungen beschränken, da ich nicht genügend im Germanischen zuhause bin, um in den so kitzligen Lautfragen der germanischen Dialekte, besonders in Hinsicht auf den Vokalismus, Entscheidungen zu treffen.

Von Vogelnamen hat zuerst *laverca* „Lerche" die Aufmerksamkeit auf sich gezogen (Schuchardt, Beitr. z. Gesch. der deutsch. Spr. und Lit. XVIII, 534); das Wort ist galizisch und nordportugiesisch, war aber in älterer Zeit auch sonst in Portugal bekannt. Cortesão, Subsídios II, p. 11 führt eine Stelle aus dem „Leges" p. 195 (vom Jahre 1253) an: „*Et due lauerce ualeant unum denarium*", und die alte Sprache kannte ein davon abgeleitetes Verbum *alavercar* „abaixar, humilhar", das nach Fig. in der „Aulegrafia" von Jorge Ferreira de Vasconcelos (16. Jhd.) vorkommt und wofür José Pedro Machado, Bol. de Fil. VII, 76 eine Stelle aus der „História de Índias" von Fernão Lopes de Castanheda (ebenfalls 16. Jhd.) VI, cap. 91, p. 199 beibringt: „...*eles o fazião padecer a fome que padecião e auião de fazer perder o reyno a el rey, e assi outras cousas com que os mouros andauão muy alauercados*". Dies beweist jedenfalls, daß das Wort größere Verbreitung hatte. Das von Meyer-Lübke angesetzte got. **laiwerko* (REW 4954) befriedigt nicht; „es kann wegen des *â*-Lautes der ersten Silbe nicht gotisch sein" (Gamillscheg, Romania Germanica I, p. 384). Brüch, RLiR II (1926), p. 30 hat es recht ansprechend auf ein svev. **laiwrika* zurückgeführt, „das durch den im Port. häufigen Wechsel der Gruppen Kons. + *r* + Vokal und Kons. + Vokal + *r* (Cornu, GGr. I² 978, § 149) zu *laverca* wurde" (Gamillscheg äußert sich zu dieser Annahme nicht).

Auf astur. *mavea* „Möwe" (Rato 82) habe ich, Festschr. Jud, p. 561 hingewiesen, das irgendwie mit den germ. Möwe-Namen zusammenhängen muß, ebenso wie kat. *meuca*, das Meyer-Lübke, REW 5452 zögernd mit fränk. *mauwe* verbindet.

Ein dritter germanischer Vogelname ist der für die „Meise". Das REW 5467: *meisinga* (fränk.) hat neben katalanischen Formen galiz. *megengra* „Blaumeise", *meigengra* „Bienenwolf" und dann für das Port. *musango*. Niemand kennt in Portugal ein derartiges Wort für „Meise". Meyer-Lübke hat sich in diesem wie in anderen Fällen zu sehr auf das port.-deutsche Wörterbuch von H. Michaelis verlassen, wo in der Tat *musango* als Name der Kohlmeise angegeben ist. Nach den port. Wörterbüchern ist *musango* (*muzango*) ein „pássaro conirrostro da África"

(Macronyx flavigaster); das Wort hat auch ganz afrikanisches Aussehen. Jedenfalls ist dieser Vogelname in Portugal höchstens einigen Ornithologen von Fach bekannt und auf keinen Fall wird er für Meisenarten verwendet. Dagegen ist in Portugal wie in Galizien *mejengra* eine der häufigsten Bezeichnungen der Meise (Mangualde: *manjengra,* sonst prov. *majengro* (Fig.)

Die iberoromanischen Bezeichnungen für die ,,Gluckhenne" werfen eine Reihe von Problemen auf. Sie sind in zwei Typen vertreten:

1) katal. *lloca* (häufiger als das im REW 3795 allein angegebene *cloca*); span. *clueca*[1], *llueca;* leon. *chuecla* (Garrote[2], 194); Cabrera Alta: *čokra, čwékra* (Casado Lobato 57), Jaca (Arag.): *lueca* (Álvar, p. 68); hocharag. (Bielsa) *cloca, loca* (Félix Monge, RDTP VII, 215); galiz., port. *choca;*
2) astur. (Cabranes) *llueza* (Canellada 256); westastur. *chocia* und *chociarse* ,,ponerse clueca la gallina" (Acev.-Fern. 74); Babia-Laciana: *čuéa* (Álvarez 282). Dazu port. (Ribatejo) *louça* ,,o chocalho que o gado trás ao pescoço" (Tavares da Silva, p. 279; auch Fig. unter *loiça*), das aber den Eindruck macht, aus dem Spanischen zu stammen (mit *oi* = span. *ue* wie in *moçoila* = span. *mozuela).*

Man ist sich darüber einig, in den verschiedenen romanischen Wörtern für die Begriffe ,,glucken" und ,,Gluckhenne" Schallwörter zu sehen, ebenso wie man das lat. *glocire* für ein solches hält. Aber wenn man die unter 2) angeführten asturischen Formen betrachtet, möchte man doch dazu neigen, sie als eine aus lat. *glocire,* bzw. dem spätlatein. *glociare* oder *clociare*[2] gezogene Bildung anzusehen, also ein **clocia,* das ital. *chiocciare, chioccia* entspricht.

---

[1] *Clueca* ist im volkstümlichen Spanischen vielfach durch eine naheliegende Gedankenassoziation durch *culo* zu *culeca* umgeformt worden, so in Aragon (Borao 149), in Álava (Baráibar 85), Cespedosa (Sánchez Sevilla, RFE XV, 139), Prov. Burgos (De la Fuente Caminals, RDTP V, 147), Zaragoza (Man. Alvar., p. 69), Guadalajara (G. M. Vegara, RDTP II, 138) und ist in der Umgangssprache ganz Spanisch-Amerikas verbreitet (cf. Bibl. de dialectología hispano-amer. I, 246, n., wo hinzugefügt wird: ,,se ve que la mencionada acción asociativa es una concausa eficaz, tanto en la creación como en la propagación de la forma"). Auch dem Judenspanischen des Orients ist diese Form nicht unbekannt; wir haben sie in Brussa (Kleinasien) gehört (Hom. Men. Pidal II, p. 203). In Salonik sagen die Juden *čoka,* also in der galiz.-port. Form, während die in Konstantinopel, Bulgarien und Bosnien *kločka* sagen, das aber nichts mit den romanischen Wörtern zu tun hat, sondern das türk. *koločka* ist, das selbst slavischen Ursprungs ist (Wagner, RFE XXXIV, 39).

[2] Der Thes. L. L. verweist unter *clocio, -are* auf *glocio,* wo aber die Form *clocio* nicht angegeben ist. Der schallbildende Charakter der Wörter erklärt hinreichend das Schwanken zwischen *clo-* und *glo-;* vgl. griech. *κλώζω, κλώσσω*; neugriech. *κλώσσα* ,,Gluckhenne" und die zahlreichen mit *klok-, kloč-* beginnenden slavischen Bildungen bei Berneker, Slav. etym. Wtb., p. 521 unter *kločǫ;* vgl. auch ungar. *kotlik* ,,glucken", *kotlóstyúk* ,,Gluckhenne" (*tyúk* ,,Henne").

Die unter 1) genannten Formen entsprechen dagegen einer Grundform *clocca, und da diese von den übrigen romanischen Bildungen abweicht, dagegen ausgezeichnet zu den germanischen Formen paßt (altengl. clocciian, engl. cluck, schwed. klucka, deutsch Glucke), kann man sich fragen, ob die iberoroman. Wörter des Typus 1) nicht einer germanischen Vermittlung zuzuschreiben sind.

*Clocca „Glocke" ermangelt im REW 1995 aller iberorom. Vertreter und doch ist dieses Wort auf der Halbinsel vorhanden: kat. *cloca* (und dazu *cloquer* „Kirchturm"); astur. *llueca* „cencerro de pastor" (Rato 79; Canellada 256); westastur. (Sisterna) *chueca* „cencerro" (Menéndez García, RDTP VI. 383); Bierzo: *choca* „esquilón o cencerro" (García Rey 75); Puerto Seguro (Salamanca): *choco* (Em. Lorenzo, RDTP V, 104); sanabr. *čukal'a, čukal'ika* „cencerro pequeño", *čukal'u* „cencerro mayor" (Krüger, S. Ciprián 121); salm. *chocallo* „cencerro" (Lamano 375); westastur. *chocarón* „cencerro grande", (Serandinas) *choqueiro* „carnero que lleva la esquila en el rebaño" (Acev.-Fern. 73–74); port. *choca* „chocalho grande", *chocalho* „campainha... que se prende ao pescoço do gado"; galiz. *choca* (vgl. auch Krüger, Gegstk. 167 und v. Wartburg, FEW II, 792).

Die Frage, ob das Wort ursprünglich gallisch war und ob die Formen der Halbinsel auf das keltische Wort zurückgehen oder ob sie hier germanischer Vermittlung zu verdanken sind, würde noch zu untersuchen sein[1].

In Ableitungen wie westastur. *chocarón* mag auch *chocar* „stoßen" gefühlt werden, wie wohl auch in salm. *chocollar, -ear* „sonar un objeto metálico por percusión con otros objetos, también metálicos" (Lamano 375–376), *chocolotear, chocolear* „el sonar de la herradura cuando está algo desclavada", „el bazuquear del líquido en vasija no del todo llena" (ibd. 375), span. *chocotear* „chocar repetidas veces", etc.

Zu dem germ. Stamme *trog-* (REW 8932, wo keine iberorom. Vertreter angegeben sind) gehören nordspan. Formen wie astur. *trubiecu* „cuna pequeña y rústica" (Canellada 360); *truébanu* „el canasto en que los pasiegos llevan a la espalda los niños de pecho" (Rato 119); Babia-Laciana: *trwébanu* „colmena hecha de tronco de árbol o de corcho" (Álvarez 335); (Sisterna): *trobo, truébano* „colmena" (suele ser de un tronco ahuecado): Menéndez García, RDTP VI, 397; westastur. *trobo, trovo* „vasija grande para hacer la colada" in Boal: „colmena que sirve de habitación a un enjambre" (Acev.-Fern. 214–215); Bierzo: *trobo* „cesto de corcho empleado para colar la ropa" (Molinasca): García Rey 152; *truévano* „vaso formado por un grueso tronco hueco de árbol, que lleva en su parte inferior una trampilla por donde sale lo que contiene,

[1] Delmira Maçãs, Os animais na linguagem portuguesa, Lisboa 1951, p. 10, n. 2 bemerkt: „Só em port. *choca* tem significado idêntico ao do suposto étimo, o que leva a crer que a palavra foi comunicada directamente pelos celtas peninsulares e não por intermédio do latim". Wie aus Obigem zu ersehen, ist *clocca keineswegs auf das Port. beschränkt, und der direkte gallische Ursprung ist auch nicht so gesichert wie die Verf. meint.

y se usa... para guardar el grano, la sal y otros productos", ,,colmena" en Páramo del Sil, Sorbeda, etc. (ibd. 153)[1]:

Sehr erweiterungsbedürftig ist der Artikel REW 4209: got. *hrings* ,,Kreis", in dem nur katal. *renc* ,,Reihe" angeführt ist; dieses bedeutet jedoch nicht nur ,,Reihe", sondern vor allem ,,Einfriedigung, Hecke", und zu ihm gehören zahlreiche katalan. und nordspan. Formen, die irgend etwas reihenweise oder kreisförmig Aufgestelltes bedeuten, insbesondere Heuschwaden u. ähnl., und die Krüger, Hochpyr. C II, 425 aufzählt. Zu kantabr. *ren* ,,borde superior del dalle" (Krüger, l. c.) paßt auch westastur. *arengo* ,,el borde superior de la tina" (Acev.-Fern. 19).

In der Ribera del Duero begegnet *rienga* ,,cintura, parte alta de la cadera, región lumbar" (Llor. Maldon. 244), das zu *hringa* (REW 4208) paßt (cf. altfranz. *renge* ,,Schwertgürtel").

Eine neue Betrachtung verdienen die Benennungen der ,,Grannen" des Getreides. Port. *pragana, paragana, pagrana, espigrana* hat Car. Michaelis, RL III, 180 fragend als *espigrana* ,,por *espigae grana*" gedeutet, und sie fügt hinzu: ,,A segunda parte lembra com insistência o alemão *Granne, Grane* = ,,Ährenstachel". O primeiro *ga* seria suprimido para desfazer a aparente reduplicação". Meyer-Lübke, REW 3862: **grennos* (gall.) ,,Bart, Haar" sagt in der Klammer: ,,Zu got. **granus* ,,Grane' (Diez 172) verbietet der Vokal (doch das bezieht sich auf span. *greña*); auch port. *pagrana, pragana, espigrana* ,,Ährenstachel" hierher zu ziehen (Michaelis, RL 3, 180) ist wegen der Bewahrung des *-n-* schwierig".

Es wurden dabei die spanischen Formen übersehen.

Die Formen verteilen sich etwa so:

1) leon. *argaña* ,,cada una de las aristas filiformes, duras y ásperas, en las espigas de los cereales" (Garrote[2], 146); salm. *argaña* ,,arista de la espiga" (Lamano 244), Mérida: *argaña* ,,los filamentos de paja en que terminan los frutos de los cereales en espiga" (Zamora Vicente 62), daneben *pargañas* (120) und *pergaña* (122); Bierzo: *argaña* ,,las barbas de las espigas de los cereales" (auch ,,espinas del pescado"): García Rey 47.; extrem. *argañas, pargaña, pergaña* (F. Santos Coco, Rev. del Centro de Est. Extrem. XIV [1940], 90); *pargaña* und *par-*

[1] Weitere Formen verzeichnet Walter Brinkmann, Bienenstock und Bienenstand in den romanischen Ländern, Hamburg 1938, p. 86. Er glaubt, daß diese Wörter für den Bienenstock identisch sind mit kat. *tou* ,,Bienenstock", das einen Typus **tob-, *tov-* wiederspiegle; das *r* betrachtet er als eingeschoben, wie in anderen Fällen. Aber da das Wort oder die Wortsippe nicht nur Bienenstöcke bezeichnen, sondern auch andere Gefäße, und dieses offenbar die zugrunde liegende Bedeutung ist, halten wir die Identifizierung mit kat. *tou* für trügerisch. Auch das trasm. *troba* ,,grande concavidade no tronco dos castanheiros" (Gonçalves Viana, RL I, 220; Fig.) möchten wir eher für verwandt mit den erwähnten spanischen Dialektwörtern halten als mit kat. *tou* (trotz der Bedeutung), des beständigen *r* wegens und auch weil es sich geographisch an die spanischen Ausdrücke anschließt.

gana „hebras o filamentos de la envoltura del grano" (Aurelio Cabrera, BAE IV, 98).

2) port. (prov.) *argana* „espinha de peixe" (Fig.); minh. (Valdevez) *arganas* „guelras de peixe" (Alves Pereira, RL XIX, 186); trasm. (Valpaço) *argana* „espinha, parte óssea do peixe" (Castro Lopo, RL II, 256); galiz. *argana* „arista del grano" (Valladares 39), allg.-port. *pragana;* algarv. *espragana* (Nunes, RL VII, 122).

Es ergibt sich aus dieser Übersicht, daß auf spanischem Gebiete Formen mit *-ñ-* stehen, auf galiz.-port. solche mit *-n-*, die also beide eine Grundform mit *-nn-* erheischen; wenn Meyer-Lübke port. *pragana* aus Car. Michaelis' (*espigae*) *grana* ablehnt, so wegen des *-n-*, denn es ist richtig, daß wenn *grana* die Basis wäre, das *-n-* normalerweise schwinden müßte. Nun zeigen aber die span. und port. Formen übereinstimmend, daß eine Basis mit *-nn-* vorauszusetzen ist, und das muß m. A. eine germanische Form sein mit *-nn-*, so wie das deutsche *Granne,* das ja noch dazu genau dieselbe Bedeutung hat. Schon Brüch, RLiR II, 41 hat daher für das port. Wort ein *spicae *granna* angesetzt und fügt hinzu: „es wird sich **grenna* kelt. Herkunft, das in span. *greña* „verworrenes Haupthaar" erhalten ist, mit *grana* gotischen Ursprungs zu **granna* vermischt haben". Diese Annahme ist plausibel und wird gerade durch die bisher vernachlässigten spanischen Dialektformen gestützt.

Die Verbindung *spicae *granna* findet sich nur auf port. Gebiet, und sogar da bestehen verschiedene *argana*-Formen wie im Galizischen. In dem an Portugal angrenzenden extremenischen Gebiet finden sich auch *pargana*-Formen, die aber sichtlich von Portugal ausstrahlen. Die in Nordportugal und auch im Bierzo vorkommende Anwendung auf die Gräten des Fisches ist eine leicht verständliche Übertragung, wie ähnlich lat. *arista* diese beiden Bedeutungen in sich vereinigt.

Die offensichtliche Zusammengehörigkeit der port. und der span. Formen ist bisher, wie ich glaube, auch deshalb verkannt worden, weil man das span. *argaña* nach dem Vorbild der Akademie für identisch mit dem altspan. *argaya* „arista del grano" hielt, das nach Eguílaz 277 (und so auch Acad.) das arab. الغاية *algāya* „finis" des Vocab. in Arab., nach Freytag „extremitas rei summusque terminus" sein soll (auch Steiger, Festschr. Jud 650, n. 41, zitiert es und stellt es leon. *argaña* gleich). Es ist mir bisher nicht gelungen zu ermitteln, in welchen altspan. Texten dieses *argaya* vorkommt und ob es wirklich die Bedeutung „Granne" hat[1]; doch auch wenn das der Fall sein sollte, ist die Identität mit *argaña* fraglich, und nicht weniger fragwürdig ist die arabische Etymologie.

Unerklärt ist bis heute das port. *engodo* „isca para pesca", *engodar* „atrair com engodo". Figueiredos Ableitung von *gaudium,* die auch Nascentes 272 für „foneticamente inaceitável" bezeichnet, kann nicht in Frage kommen; das REW enthält das Wort nicht. Das Spanische hat

[1] Im Dicc. de Autor. ist das Wort nicht enthalten.

güeldo ,,cebo de los pescadores" und das Westastur. *enguadar, enguado* (Acev.-Fern. 90). Man denkt an das deutsche *Köder;* die Germanisten oder im Germanischen bewanderten Romanisten mögen entscheiden, ob eine solche Verbindung möglich ist.

Im salmant. ist *bregar* ,,amasar con un rodillo" (wie auch in den spanischen Wörterbüchern); *brega* ist ,,la viga de que se valen los panaderos para unir convenientemente la masa antes de pasarla al torno", ,,torno para amasar el pan" (Lamano 297); ebenso astur. (Cabranes): *brear* ,,pasar la pasta del pan entre los cilindros de la *breadera*" (Canellada 125). Ähnliche Bedeutungen finden sich in Frankreich (*,,broyer la pâte"*), s. v. Wartburg, FEW I, 510ff. unter **brēkan;* zweifellos gehört auch das spanische Wort hierher (das REW 1299 bringt es nicht).

Im REW 5914: *nif* (nd.) ,,Schnabel, Nase" ist u. a. prov. *nefa* ,,dikker Teil am Schnabel der Raubvögel" angeführt. García de Diego, Contr., no. 432 zog dazu auch leon. *ñefas* ,,narices"; Lamano, p. 551 führt dazu eine Stelle aus den Églogas von Lucas Fernández an;

,,Sí, que no so algun modorro,
que así me habéis de hacer befas,
sacudiros he en las ñefas
con aqueste cachiporro".

In Sisterna (Westasturien) finden wir *mefres* ,,narices de la vaca"; *mefrar* ,,sujetar la vaca por los ,,mefres" (Menéndez García, RDTP VI, 389).

Span. *ola* wird als Entlehnung aus franz. *houle* angesehen (REW 9673); wenn noch ein Zweifel darüber bestehen sollte, so wird er durch das astur. *fola* ,,ola", *folaxe* ,,oleaje" (Acev.-Fern. 110) behoben, dessen *f-* das franz. aspierierte *h* wiedergibt.

Bemerkenswert ist, daß in den nördlichen Dialekten Wörter, die man gewöhnlich als ,,gelehrt" oder ,,halbgelehrt" ansieht, in einer lautlichen Gestalt auftreten, die nicht ,,volkstümlicher" sein könnte. Während z. B. die Pflanze Aconitum Napellus (deutsch ,,Eisenhut") neben anderen Namen im Gemeinspan. *napelo, anapelo,* im Port. *napelo,* im Katal. *napell* heißt, gibt Álvarez 316 für Babia-Laciana die Form *nab̄jéčų,* und im Galiz.-astur. begegnen wir *jautarse* ,,alabarse a sí propio aun de hechos indignos" (Acev.-Fern. 128) das dem Sinne nach ganz dem gelehrten *exaltar* der Schriftsprache entspricht (dazu *ensalzar* = **exaltiare:* REW 2935). Da es schwer glaublich ist, daß solche Formen direkt aus den lateinischen hervorgegangen sind, wird man in ihnen lautliche Anpassungen der Schriftwörter zu sehen haben, was in anderen Fällen deutlicher ist, wenn die Anpassungen lautlich nur teilweise durchgeführt sind. Ein veraltetes astur. *enducia* ,,tregua, pausa" verzeichnet Rato 49; es geht letzten Endes auf *indutiae* ,,Frist" (REW 4388) zurück, wie das ebenfalls nur halb ,,lautgerechte" ital. *indugia.*

Unter 4440: *initiare* finden sich keine hispanische Formen. Aber wir haben astur. *niciar, ñiciar* ,,dar comienzo a una cría de gallinas, de palomas, de una sociedad, etc." (Rato 87, 89), *(a)ñiciase de* ,,empezar a

tener una cosa", „sembrar por primera vez cosecha de algo" (Canellada 91), *ñiciase* „sembrar por primera vez una semilla", *ñiciu* „semilla preparada para sembrar", „rastro o señal de alguna cosa" (ibd. 27); *desñiciase de* „acabar con una cosa", „no dejar ni semilla de ella" (ibd. 170) (Aller): *eniciar* „tener descendencia el ganado"; *enicio* „descendencia" (Rodríguez Castellano 64). Die Wörter sind mit ihrem nach *c* erhaltenen *i* nicht ganz „lautgerecht", aber an ihrer Herkunft von *initiare* läßt die Bedeutung nicht zweifeln, und die Anwendung auf die ausgesprochen ländlichen Handlungen spricht für eine Popularisierung des schriftgemäßen *iniciar*.

Eine reinliche Scheidung von „Volkstümlichem" und mehr oder minder „Gelehrtem" ist eben in vielen Fällen nicht möglich, wie uns am eindringlichsten Gilliéron gelehrt hat, und was ursprünglich gar nicht volkstümlich war, kann es im Laufe der Zeiten werden. Auch hierfür bieten uns die iberoromanischen Mundarten manche interessanten Fälle.

Porsino war in der alten Sprache eine Bezeichnung einer durch einen Hieb oder Schlag entstandenen Beule (so bei Quevedo für „chichón": Fontecha, p. 290); die Akademie bringt es unter *porcino*. Im Astur. von Cabranes: *porciniegu* „llubiesu grande" mit dem Zusatz „como si fuera de cerdo" bei Canellada 303, in Murcia: *porcel* „porcino o chichón" (Sevilla 154). Entgegen dem Anschein und der heutigen Schreibung mit *c* hat das Wort nichts mit *puerco* zu tun; Américo Castro, Lengua, enseñanza y literatura, Madrid 1924, p. 80 hat schon die richtige Erklärung gegeben: „Algunos escritores del siglo XVII (entre ellos Quevedo en „El Buscón") emplean la frase latina *per signum crucis* en el sentido de „chirle"; este *per signum* aparece hoy bien desfigurado en boca andaluza, que han hecho de él *porsino*, y le han dado el sentido de „chichón".

Ein Wort wie *paroxismo* wird im Munde des Volkes lautlich entstellt, da die gelehrte Form schwer aussprechbar ist. Bei Cervantes, Entremés de la Guarda cuidadosa (NBAE XVII, p. 17) fragt der „Sacristán" den Soldaten: „*¿Hasle enviado otra cosa?*" und der Soldat antwortet: „*Suspiros, lágrimas, sollozos, paraísmos, desmayos...*" *Parajismo* lautet das Wort bei der Hlg. Therese (Fontecha 268) und so noch heute im Leonesischen: *parajismo* „gesto, visaje, mueca" (Garrote [2], 285), „afectación" (Puyol y Alonso, RHi XV, 6), astur. (Cabranes) *paraxismos* „aspavientos, cumplimentos excesivos; mimos, carantoñas, tonterías" (Canellada 288, auch Rato 93). Auch in Portugal begegnet in der alten Sprache *paracismo*, und noch heute prov. *parassismos* in der Bedeutung „mesuras, atitudes maçadoras" (P^e. Firmino A. Martins, Folklore do Concelho de Vinhais, Coimbra 1928, p. 342; Vinhais liegt bei Bragança), und in Tras-os-Montes ist ein *paracismeiro* dasselbe wie ein „pantomineiro", „einer dem einem etwas vormachen will", dazu *paracismice* (Fig., Caldas Aul.); man denkt dabei wohl auch an *cismar*. Auch in diesem Falle sind wir von der ursprünglichen Bedeutung des gelehrten Ausdruckes ziemlich weit entfernt.

Cafarnaya bedeutet in Cabranes „chiquillería" (Canellada 130). Das Wort geht offenbar auf *Capharnaum* zurück, den Namen des Ortes in

Galiläa, wohin Jesus so viele Leute folgten, daß ein großes Gedränge und Geschrei entstand. Dieser Umstand ist zugleich mit dem Namen durch die Bibelstelle volkstümlich geworden; daher ital. *cafarnao* „luogo di confusione", „una gran confusione" (Palazzi), vgl. franz. *capharnaüm* „chambre, lieu où les choses sont entassées confusément" (v. Wartburg, FEW II, 247).

Volkstümliche katalanische Entstellungen sind (Mallorca) *cabarmoni* „baraúnda, ruído, embrollo", auch *cabermoni, cambalori, cambaloni* (Dicc. Aguiló) mit dem Suffix *-oni(o)*, *-ori(o)*.

Das astur. Wort hat im Ausgang den Einfluß von *canaya* „canalla" erlitten, das in Cabranes auch „chiquillería' bedeutet" (ibd. 133), *canalla* für „muchachos, chicuelos" begegnet auch anderwärts, so astur. *canaia* „*x̃*ente mala, enrriedosa, dise a los rapazucos" (Rato 29); arag. *canalla* „muchachos. hijos pequeños" (Coll II); katal. *canalla* „los noys petits" (Saura); port. (prov.) *canalha* „crianças pequenas" (Fig.), so in Serra de Albardos (Alcanena) *canalha* „ajuntamento de garrotada barulhenta" (Santos Serra Frazão, RL XXXVI, 97); Vila do Conde (Minho): *id.* „conjunto de crianças" (Lino Netto, RPF II, 137).

Von der Bedeutung „Verwirrung" ausgehend, die das Wort *laberinto* in sich schließt, haben die Mundarten das Wort vielfach umgestaltet und seine Bedeutung erweitert: *labariento, laberiento* bedeutet im Samant. „tráfago, negocio, ocupación" (*„Cuantos laberintos traes en la cabeza!": *Lamano 509), auch mit *l*-Abtrennung: *abarientos* in demselben Sinne (*„Con tantos abarientos como trae en la cabeza, no sé como no se vuelve loco!„:* ibd. 174); murc. *laberiento* „confusión, algarada, enredo", (Sevilla 113)[1]. Auch in Portugal hat *labirinto* volkstümlich die Bedeutung „alarido, tumulto" (Fig.). *„Para os dias maiores do ano, para as épocas de maior lavarinto„* sagt man in der Beira (Jaime Lopes Dias, Etnografia da Beira, vol. V, p. 107), und die Bedeutung ist „movimento" (*„casa de grande lavarinto"* = „de muito trabalho": ibd. VI, p. 305); alent. *lavarinto* „barulho, alarido, tumulto, motim" (Pombinho Júnior, Cantigas populares alentejanas, Porto 1936, p. 67); in Elvas:

„Minha mãe quando me ralha,
Bate c'os pés numa banca,
C'o lavarinto que faz
Inté o gato se espanta„

(A. T. Pires, Canc. pop. port. II, p. 239, no. 3985).

[1] In Spanisch-Amerika hat *laberinto* auch oft die Bedeutung „enredo, bullicio", so in Peru (Malaret, Dicc. de Americanismos[3], p. 498) und ein *laberintero* oder *laberintoso* ist ein „hablador, enredador" in Guanajuato (México) und Peru (ibd.). Eine merkwürdige Verwendung hat das Wort bei den Bergarbeitern gefunden. Carlos F. Stubbe, Vocabulario minero antiguo. Compilación de términos antiguos usados por los mineros y metalurgistas de la América Ibérica, Buenos Aires 1945, p. 105: *laberinto* „significa labores mineras irregulares y confusas", offenbar unter dem Einfluß von *labor*.

Auch *labarito* „id.": M. J. Delgado, A linguagem pop. do Baixo Alentejo, Beja 1951, p. 154; Fig. [11]) und in Vinhais (bei Bragança) mit Umstellung: *larabinto* „muito barulho, algaraviada" (p^e. F. A. Martins, Folklore de Concelho de Vinhais, Coimbra 1928, p. 342).

Von der Redewendung *hablar ad Efesios* leitet Covarrubias das span. (fam.) *adefesio* 1) „disparate, extravagancia", 2) „traje o adorno ridículo", 3) „persona extravagante" ab, und diese Erklärung, die auch die span. Akademie übernahm, ist keineswegs unwahrscheinlich. In verschiedenen Ländern Amerikas sind Ableitungen wie *adefesiero* (Chile, Peru, Ecuador) oder *adefesioso* (Ecuador) „que dice o hace adefesios o despropósitos, ridículo" (Malaret, Dicc. de Americ.[3], 69) gebräuchlich; in Spanien scheint *adefésico* vorzukommen („*No importaba que el matrimonio se celebrase, por ejemplo, entre un imbécil y una adefésica o entre un jorobado y una hambre de fealdad de monstruo*": Joaquín Belda, Moralina, p. 19). In Santander ist es in *sandifesio* umgestaltet worden und wurde in dieser Form von Pereda („De tal palo tal astilla", cap. 11) gebraucht (García-Lomas[2], 270).

Daraus scheint das *adifés* von Venezuela gezogen zu sein, im Sinne von „adrede, aposta, de intento, de propósito" (Lis. Alvarado, Glosario del bajo español en Venezuela, Caracas 1929, p. 473), das in Guatemala die sonderbare Bedeutung „difícil, costoso" angenommen hat („*la libertad del reo está muy adifés*"), auch *adifesis* (Lis. Sandoval, Semántica Guatemalense, Guatemala 1941, vol. I, p. 1, 2).

In Sardinien ergab das spanische Wort im ländlichen Campidano: *af(f)éṡi̯u* „sparuto, magro" (Spano; Atzeni, s. v.).

Merkwürdig sind die aus der juristischen Formel *ab intestato* entstandenen volkstümlichen Ausdrücke mit erweiterter Bedeutung: astur. (Cabranes): *abentestate, albentestate* „al aire, como el pelo suelto o la ropa tendida" (Canellada 69, 81); Cespedosa: *al bintestate* („*está al bintestate*") „una cosa se halla abandonada" (Sánchez Sevilla, RFE XV, 262); santand. *albentistate* „a la intemperie, al baldío, abandonadamente" (García-Lomas[2], 21); murc. *estar abentestate* „estar a la merced de cualquiera" (Sevilla 17). Schon Américo Castro, Lengua, enseñanza, etc., p. 80 hat anläßlich andal. *dejar algo a ventestate* „abandonado, como expuesto al viento" erkannt, daß diese Wendung *ab intestato* „con ingerencia popular de la idea de „viento" ist; diese Einmischung ergibt sich auch aus den verschiedenen Definitionen der oben angeführten Wörter.

Als asturische Redensart verzeichnet Rato 88: *ñáfute* in „*ñáfute, c'afumen gatu*" (sepárate, que hay peligro). Dies ist ein versteinerter und offenbar nicht mehr verstandener Rest des *nháfete*, mit denen man in früheren Zeiten in Portugal die „cristãos novos" beschimpfte (Fig.), Covarrubias hat einen Artikel: *ñafete* „vn cierto género de pullas que se vsa en Portugal: y si nosotros se la dezimos, se corren. Algunos curiosos quieren que tenga alguna significación, y que no sea bernardina como *birlimbao*. Parece que *ñafete* se dixo de *neophyto* que vale christiano nuevo".

Der letzte Band der RFE XXXIV (1950) enthält zwei für die Auffassung der Eigenart und Zusammensetzung des spanischen Wortgutes wichtige und grundsätzliche Aufsätze, den des Altmeisters spanischer Kultur-, Literatur- und Sprachgeschichte, R. Menéndez Pidal, „Modo de obrar el substrato lingüístico" (pp. 1–8) und den Artikel „El castellano como complejo dialectal y sus dialectos internos" von Vicente García de Diego (pp. 107–124).

Nur eine Seite dieser Betrachtungen will ich ins Auge fassen, diejenige, die den beiden Arbeiten der spanischen Forscher gemeinsam ist. Aus der einen wie der anderen ergibt sich mit aller Deutlichkeit, daß man mit den üblichen starren und ausschließlichen Lautdeutereien allein den etymologischen Problemen der spanischen Sprache nicht beikommen kann. Was bisher die Etymologen störte, war vor allem, daß innerhalb des Spanischen lautlich voneinander abweichende Formen für denselben Begriff bestehen: *frío* neben *frido* (M. P., p. 7); *rayar* oder *rajar* „hacer una raja o raya en un cristal = *radiare*, neben *rachar*, an dem sich Meyer-Lübke, REW 7072 (auch in der 3. Aufl.) gestossen hat (G. de D., p. 112). So geht *mustio* auf *mustidus* zurück, aber „de *musteus*, en Soria, en la zona de Ucero, encontramos *amuzado*, y, en cambio, se acusa *mochino* en López de Ayala, Aves de caza, pág. 57" (G. de D., p. 109). Wie erklärt sich das Nebeneinander solcher Formen? Menéndez Pidal sieht in solchen Fällen die „muy prolongada coexistencia de dos resultados fonéticos, coexistencia frecuentemente desconocida hasta en los casos más patentes" (p. 4). Er führt als Beispiel das doppelte Ergebnis des Suffixes *´ idų* an, bald mit Verlust des intervokalischen *-d-*, bald mit späterem Schwund des nachtonigen Innenvokals. Sehr gut beleuchtet diese Mehrheit der Ergebnisse *raudo* = *rapidus*, neben dem *rabio* mit Verlust des *-d-* steht, das „se halló extendido de por todas las regiones del dominio español, aunque luego pereció a causa de su homonimia con los derivados de *rabies*, *rabia* y *rabiar*" (p. 5); er führt als unzweideutige Zeugen den Flurnamen *aqua rapia* aus einer Urkunde aus León vom Jahre 1019 und Ortsnamen (*Rabia*(*s*) aus verschiedenen Gegenden Spaniens an, wozu noch die von J. M. Piel besprochenen häufigen portugiesischen *Rabia* und *Raiva* kommen. Und wir wollen hinzufügen, daß sich *rabión* „parte de un río donde se estrecha el cauce y se hace mucho más violenta la corriente" (astur. *rabiones* „los saltos d'agua que dicenyos ansina pe les orielles del Sella, y de ellos toma nome": Rato y Hévia, p. 103) etwa ähnlich so gegenüber dem ungefähr gleichbedeutenden *raudal* „caudal violento de agua", „recial", „torrente" verhält[1].

[1] Allerdings hat schon Cuervo in Erwägung gezogen, ob *raudo* nicht besser als ein *rapĭtum* von *rapere* anzusehen sei, und Corominas, AIL (Mendoza) I (1941), p. 176, n. 1 scheint dieser Erklärung nicht abgeneigt zu sein und vergleicht kat. *rabent* „raudo", das *rap(i)entem* sei. Dieselbe Bedeutung hat im Katal. *rábeu* (bei Vogel), das zweifellos *rapĭdu* ist.

Von *raldo* = *raudo* leitet sich im Salmant. ab: *raldar* „saltar los peces por encima de la superficie del agua, o refregarse en las peñas, a fin

Und daher befürwortet Menéndez Pidal auch wieder die Herkunft von *lindo* aus *limpidus*, die von Diez zuerst aufgestellt worden war, dann von Cuervo und Meyer-Lübke (REW 5056) bezweifelt wurde. Doch spricht gegen diese Etymologie die Existenz von *liimdo* im älteren Portugiesischen (Corominas, AIL [Mendoza] I [1941], 175–180); Piel, RPF IV (1951), 266, und die Stellen aus altspanischen Texten, in denen *lindo* ohne allen Zweifel die Bedeutung „legítimo" hat (Corominas, AIL [Mendoza], l. c. und bes. Bd. II [1942], p. 180), so daß doch *legitimus* wahrscheinlicher ist. Auch tritt Men. Pidal wieder für das von Diez vorgeschlagene *pallidus* > span. *pardo* ein, in welcher Hinsicht wir auch unsere Zweifel nicht ganz unterdrücken können.

Doch mag man auch in einzelnen Fällen Bedenken haben, so sind doch die von Menéndez Pidal und besonders von García de Diego angeführten Fälle solcher verschiedenen und aus verschiedenen Quellen stammenden Formen so zahlreich und so anschaulich, daß man an ihrer Ansicht, solche scheinbar abweichenden Formen stammten aus verschiedenen mundartlichen Spielarten und seien in der Gemeinsprache aufgegangen, nicht rütteln kann.

Zweierlei Art sind die Ursachen dieses Nebeneinanders abweichender Formen in der gemeinspanischen Sprache, die jahrhundertelange Dauer der lautlichen Entwicklung, wobei eine Lautentwicklung lange Zeit ein verborgenes Leben führen konnte (M. P., p. 6), und was besonders García de Diego hervorhebt, die weitgehende Vermischung dialektischer Formen von verschiedener Herkunft im Schoße der Gemeinsprache. Das Kastilische hat nur gegenüber dem Galizischen und Katalanischen das Bewußtsein, daß es sich um andere Sprachen handelt, und nimmt ihnen gegenüber eine Abwehrstellung ein. „Sobre los dialectos inconsistentes barridos por él, y, en parte, solapadamente subsistentes, el castellano obra sin cautela, aceptando lo que encuentra. Esta es la paradoja de que el español es dialectalmente pobre frente al francés y el italiano, y es muy rico en dialectalismos" (p. 107). Während das Französische und das Italienische infolge der Lebenskraft der Mundarten genau Dialekt und Schriftsprache unterscheiden, ist im Spanischen eine nicht mehr aufzuhebende Mischung der reinkastilischen und der regionalen Elemente erfolgt, so daß auch die letzteren nicht mehr als Fremdkörper empfunden werden[1].

---

de que, con el salto y frotamiento, les sea más fácil esgüevar", dann auch „caer el pez en el garlito" (Lamano 595), mit der üblichen leonesischen Behandlung (vgl. Menéndez Pidal, El leonés, § 12, 5; Krüger, Westspan. Mundarten, § 423).

[1] Im übrigen ist auch die italienische Gemeinsprache keineswegs so einheitlich als man herkömmlicherweise annimmt; auch sie hat aus den Dialekten manches übernommen; es läßt nur einstweilen die Erforschung des italienischen Wortschatzes noch viel zu wünschen übrig.

Und auch was das Portugiesische anlangt, ist meine Überzeugung, daß die Dialekte an der Schriftsprache stark beteiligt sind, insbesondere soweit die mehr volkstümlichen und auf das Landleben bezüglichen Ausdrücke in Frage kommen. Man doktort an ihnen mit den üblichen

Im Vorübergehen haben wir (p. 359) erwähnt, daß das kastil. *abanar, abano, abanico* nicht in der Form auftritt, die von *vannus* aus zu erwarten wäre; offenbar ist das Wort aus einem nördlichen Dialekt eingedrungen und hat zugleich die ursprüngliche ländliche Bedeutung „das Korn im Wind worfeln“ gegen eine städtische vertauscht (man betrachtet gewöhnlich solche Wörter, die dem kastilischen Lautgebrauch widerstreben, falls sie den portugiesischen Lauten entsprechen, als Portugiesismen; doch müßte die port. Herkunft im einzelnen Falle erst begründet und erwiesen werden; in Portugal war zudem *leque* immer gebräuchlicher als *abano*, das nur einen Wedel zum Anfachen des Feuers bedeutete[1].) Man muß in solchen Fällen sich zunächst fragen, ob solche Formen nicht aus den Dialekten stammen können.

Lautmätzchen herum und setzt eine Menge Sternchenformen an, statt daß man sich in den Mundarten umsieht. Ich glaube in meinem Aufsatze „Sobre os nomes da ‚*moega*‘ nas línguas ibero-românicas“ („Biblos“ XXIV, tomos II e III [1948], pp. 247–265) gezeigt zu haben, daß die verschiedenen Bezeichnungen für den Mühltrichter, für die Joaquim da Silveira getrennte lateinische Sternchenetyma aufgestellt hat, dialektischen Varianten entsprechen, die sich gekreuzt haben, und auch *moega* ist eine solche aus den Mundarten stammende und in die Schriftsprache eingedrungene Variante. Es gibt auch Fälle, in denen „lautgerechte“ Fälle solchen gegenüberstehen, die es nicht zu sein scheinen, und wenn solche mit dem Spanischen übereinstimmen, pflegt man sie einfach als „Hispanismen“ zu bezeichnen (das tun die meisten portugiesischen Etymologen regelmäßig, wenn sie um eine Erklärung verlegen sind, wobei sie bei ihrer traditionellen mangelhaften Kenntnis der spanischen Verhältnisse und der spanischen Sprache oft spanische Grundwörter ansetzen, die es gar nicht gibt). Die Schriftsprache sagt z. B. *estilha* „Splitter“, das man aus lautlichen Gründen für ein Lehnwort aus dem Spanischen ansieht (auch REW 740), wobei es aber doch merkwürdig ist, daß ein so gewöhnliches Wort Lehnwort sein soll (und aus welchen Gründen?); in Mundarten findet sich aber auch *estela* „casquinha de madeira, que acidentalmente se introduz na pele“ (Fig.); neben *polilha* „espécie de traça; pó finíssimo“ steht *polela* „o mesmo que polilha“ (Fig.); neben *tomilho* provinziell *tomelo* „romaninho“ (Fig.), usw. Ich will nicht von vorneherein in Abrede stellen, daß es sich bei den *-ilho-* Formen um Entlehnungen aus dem Spanischen handeln könne, aber ich bin bei der Durchsicht der port. Wörterbücher und Wortlisten auf so viele, besonders aus den nördlichen Dialekten, gestoßen, in denen ein *-ilho, -ilha* u. ähnl. statt der zu erwartenden port. Formen (d. h. der als einheimisch angesehenen) steht, daß ich nicht in allen Fällen an Hispanismen glauben kann. Es gibt, wie man weiß, nicht wenige Hispanismen aus früheren Zeiten, als Portugal fast 100 Jahre lang zu Spanien gehörte und viele Portugiesen in beiden Sprachen schrieben; aber die Geschichte dieses sprachlichen spanischen Einflusses müßte erst quellenmäßig und kritisch untersucht werden, und ebenso müßten die lautlichen Verhältnisse erst im einzelnen genügend dargestellt werden, wie sie sich aus einem portugiesischen Sprachatlas für diejenigen, die sein Erscheinen erleben sollten, ergeben werden. Erst dann wird man in diesen heiklen Fragen klarer sehen können, wie die Dinge liegen.

[1] Edwin H. Tuttle, Mod. Lang. Review XVIII (1923), p. 474 betrachtet das span. *abanar* als eine Entlehnung aus dem Galizischen, was an und für sich möglich wäre, obwohl dafür keine tatsächlichen

Ein Fall wie der folgende beleuchtet die Mannigfaltigkeit der spanischen Formen, wie sie in den Wörterbüchern vertreten sind, und zugleich die Verzwicktheit ihrer Deutung. Das REW 8617 führt unter *tegmen, tegmĭna* span. *tenada, tinada* mit Fragezeichen auf (nach García de Diego. RFE VII, 719) und hält die Ableitung von *tignum* (García de Diego, RFE IX, 62; Spitzer, NM XV, 178) für „lautlich schwieriger". Unter 8741 *tina* bringt er wieder span. *tinada* „Schuppen für das Vieh"; unter 8732a: *tignum* ist S. Ciprián *teinada* verzeichnet, während arag. *tiña* „Vordach, Schuppen" mit Spitzer, l. c. zu 8617: *tegmĭna* gehöre (hier steht span. *tena,* Soria: *taina;* arag. *tiña* „Schuppen, um Ochsen unterzubringen").

Ich glaube, jeder Einsichtige wird zugeben, daß alle diese dasselbe bedeutenden Ausdrücke nicht drei verschiedenen Etymen entsprechen können.

Mit guten Gründen ist Krüger, RFE IX, 62–64 gegen seine frühere Annahme (S. Cipr., p. 34) einer Ableitung von *tegmina* für *tignum,* bzw. *tigna* eingetreten und hat auch später (Hochpyr. A I, 131ff.) daran festgehalten; ebenso verteidigt diese Basis García de Diego, Contr., no. 602 und 603.

Schwierigkeiten machen die Formen mit *-n-*, worüber nachher. Regelmäßige Entwicklung zeigen kat. *tenyada;* arag. *teñada,* die neben sich kat. *teny* „Zweig" = *tignum* haben. (REW 8732a). Daneben stehen Formen mit Diphthong, Soria: *tainada;* Sanabria: *teinada* (Krüger, S. Cipr. 33; Gegstk. 123). Krüger, RFE IX, 63–64 hat sich bemüht, diese Unregelmäßigkeit aufzuklären, doch ist seine Darlegung nicht ganz überzeugend. M. A. nach genügt das Nebeneinander von *reñar* und *reino,* vulgär *raino* vollkommen, um die Erscheinung zu rechtfertigen, wie z. B. umgekehrt *peine* in Asturien (Cabranes): *peñe* wird (Canellada 293), in der Cabrera *piñar* „peinar" (Garrote[2], 293).

Die Formen mit *-n-:* salm. *tenada, tenado* (Lamano 641); astur. (Cabranes): *id.* (Canellada 349); Babia-Laciana: *id.* (Álvarez 333); Zamora *tenao* (Fernández Duro, Memor. IV, 467); Bierzo: *tinada* (García Rey 150); santand. *tinaderu* neben *teinaderu* (man sagt *ganado tinao* oder *teinao*): García-Lomas[2], 287) können teils Zusammenziehungen aus *tein-* sein, teils entspricht *-n-* statt *-ñ-* den Lauttendenzen dieser nördlichen Dialekte, die sich dann im Galizisch-Portugiesischen fortsetzen.

Das Wörterbuch der Akademie verzeichnet ohne Lokalisierung *tinada* und *teinada;* der Pequeño Larousse hat *tenada* als asturische Form und *tinada* ohne Lokalisierung; letzteres ist jedenfalls die gebräuchlichste Form. Man darf ohne weiteres annehmen, daß dies keine ur-

---

Unterlagen vorhanden sind. Ebensogut kann es natürlich aus einem anderen nördlichen Dialekt stammen. Auch die galiz. und port. Formen können nicht auf *evannere* beruhen, eine von Cornu aufgestellte und in der 3. Aufl. des REW aufgegebene Etymologie, die Tuttle noch vertritt unter der Annahme, dieses *evannere* sei durch *abentar* beeinflußt worden. Das Naheliegendste ist, *abanar* etc. als romanische Ableitung von *bano* = *vannus* anzusehen.

sprünglich kastilische Form ist, sondern daß sie aus den ländlichen Dialekten des Nordens eingedrungen ist.

Daß diese Formen alle *tignatum*, bzw. *-a* entsprechen, steht für mich außer Frage. Wie verhält sich dazu arag. *tiña* ,,cobertizo" (Coll 54); Soria: *taina* und das von der Akademie (ohne Ortsangabe) verzeichnete *tena*, das der Peq. Lar. als ,,p(oco) us(ado)" vermerkt? Sie können *tigna*, plur. entsprechen, wie Krüger, RFE IX, 62 meint und mit guten Gründen befürwortet, könnten aber an und für sich auch aus *teñada*, usw., rückgebildet sein. – Auf keinen Fall kommt *tina* ,,Kufe" in Betracht.

Es gibt Zonen, die *bi̯* bewahren und für *cavea*: *cavia* (bask. *cabi-a*) und für *fovea: fovia* (kat. *fòvea* Dicc. Aguiló; arag. *fobia;* bask. *obi*) sagen, und andere, die *foya* wie *royo, ruyo* sagen. Das Kastilische hat einerseits *lluvia*, das mit *rubio* übereinstimmt, andererseits *hoya*. ,,Ante la discrepancia de *lluvia* y *hoya* los romanistas inventaron una base absurda, *fodia*, por no tener en cuenta esta variedad interior del castellano" (García de Diego, p. 111); Meyer-Lübke, der REW [1], 3402 **fodia* angesetzt hatte, erklärt übrigens in der 3. Aufl. selbst diese Basis für ,,nicht unbedenklich" und bringt das Wort unter 3463: *fovea*, allerdings ohne sich über die lautlichen Verhältnisse zu äußern.

Besonders verworren und verwirrend sind die Ergebnisse von *di̯*. Menéndez Pidal, Manual [6], p. 148 betrachtet mit anderen als regelmäßiges Ergebnis von *-di̯-: y: rayar, poyo, moyo,* etc., aber er fügt hinzu: ,,Merecen notarse algunas palabras importantes en que DY intervocálico se hace *ç* al lado de *y;* por ejemplo: *bạdiu*, además de *bayo*, dió *baço* (,,de color moreno"), *radia* (por *radius*) dió *raya* y *raça* (,,rayo de sol", ,,hilaza desigual en una trama", etc.)". Er, sucht dann für die Formen mit *ç* eine phonetische Erklärung. die er in einer Tendenz des Vulgärlateins, die Konsonanten vor *y* zu doppeln, sieht (gewissermaßen *baddiu, raddia*), wobei er an die ähnliche Doppelentwicklung im Italienischen (Toskanischen) erinnert. Für diese sucht auch Rohlfs, Hist. Gramm. der ital. Sprache I, § 276 vergeblich eine wirklich befriedigende Erklärung.

In Spanien haben wir jedenfalls *raya, bayo, moyo, poyo* auf der einen Seite, *raza, bazo, rozar* etc. auf der anderen, und daneben *rajar* und *rachar, racha* neben anderen Wörtern, die García de Diego, p. 111 aufzählt, die aber vielleicht nicht alle gleich sicher sind.

García de Diego, l. c., sagt: ,,El desconocer estos estudios dialectales ha embrollado las etimologías, creyendo algunos que *rajar* viene de *radulare*, que dió *rallar*, y que *rachar*, castellano, viene, como cree Meyer-Lübke, de *rasclare* (por *rasiculare*), engañados por el catalán *rasclar*, que tiene ese origen. *Rasclare* hubiera dado *rachar* en castellano, pero el *rachar* nuestro nada tiene que ver con la idea de ,,raer", sino que es *rayar* o *rajar* ,,hacer una raja o raya en un cristal", etc., de *radiare*". Und nur weil viele sich dessen nicht bewußt seien, daß das Kastilische ein ,,complejo dialectal" ist, wundern sie sich über die gleichzeitige Existenz von *rayar* und *rajar* im Kastilischen, während

sie andererseits sich nicht daran stoßen, daß *jera* von *diaria* und *enojar* von *inodiare* kommt (*jera* wird freilich im REW 2625 nur für das Extremeñische gegeben; es ist auch salmant. [Lamano 503; Bierzo: *yera* García Rey 161: westastur. *xeira* [Acev.-Fern. 226], dann galiz. und port. *geira)*; und *enojar* sieht M.-L., REW 4448 als Entlehnung aus kat. *enujar* an, was allerdings höchst fraglich ist und der Begründung entbehrt).

Daran, daß *di̯* zu verschiedenen Ergebnissen geführt hat (auch Corominas, AIL [Mendoza] I [1941], p. 152) betrachtet die Formen mit *ç* für ein „hecho incontrovertible"), kann man heute kaum noch zweifeln, wenn man auch im einzelnen nicht immer klar sieht; die genaue Verteilung der lautlichen Ergebnisse könnte uns höchstens einmal der spanische Sprachatlas erschließen.

Die von García de Diego, Contr., no. 46 angenommene Identität von *bayo* „de color blanco amarillento" und *bazo* „de color moreno y que tira a amarillo" = *badius* (schon Diez hatte *bazo* auf *badius* zurückgeführt) aus verschiedenen Dialektquellen, ist unter diesen Umständen nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen [1], um so mehr als die bisherigen Erklärungsversuche für *bazo* in keiner Weise befriedigen. Schuchardt, Zu den romanischen Benennungen der Milz (Sitzungsber. der k. preuß. Akad. der Wiss., 1917, VIII, p. 169) hat sowohl *badius* (Men. Pidal), als *bombacius* (REW [1]) abgelehnt und sich für *opacius* (Gonç. Viana, Apost. I, p. 173) erklärt, doch ist diese Bildung keineswegs regelmäßig, denn *-ci-* gab im Altspanischen *-z-*, nicht *ç* (und *baço* erscheint stets in dieser Lautgestalt; vgl. auch REW [3], 6069); auch *b-* ist auffällig, wenn es sich auch zur Not rechtfertigen ließe, und dann bedeuten die romanischen Ableiter von *opacus* durchgängig „schattig gelegen" (im Gegensatz zur Sonnenseite), wie Piel, AIL (Mendoza) IV (1950), p. 229) mit Verweis auf Festus („*uocantur umbrosa*") unterstreicht.

Piel selbst, l. c. 228–232, sucht in einem seiner gewohnten eleganten Artikel eine neue Deutung des span.-port. Wortes für „Milz" zu geben.

[1] Es ist richtig, daß *badius* mit Vorliebe auf Pferde angewendet wird, aber doch nicht ausschließlich, wie die Beispiele im Thes. L. L. und bei Georges zeigen; auch im Romanischen sind die Nachfolger von *badius* gewöhnlich Pferdefarbenbezeichnungen, gelegentlich mit Übertragungen auf andere Tiere und auch auf Stoffe usw.; für Portugal gibt Figueiredo die Definition „que tem côr de oiro desmaiado; amarelo torrado, amulatado" (auch von Piel, Anales Mendoza IV [1950], p. 228, n. 4 angeführt), und Caldas Aulete neben „amarelo torrado" (von Pferden) auch „amulatado, muito trigueiro" mit einem auf eine Person bezüglichen Beispiel aus Bocage: „*Um homem de coiros baios segue as musas tuas filhas,,* Auch *bazo,* port. *baço* wird für „trigueño (port. trigueiro), amarillento" gebraucht, auch auf Personen bezüglich („*Tôdas* (*terras*] *de gente vaga e baça*": Camões, nach Caldas Aulete); auf Pferde scheint es allerdings nicht angewendet zu werden, was noch am ehesten gegen die Identifizierung mit *badius* sprechen möchte; doch ist ja, wie gesagt, auch *badius* nicht ausschließlich Pferdename gewesen, und abgesehen davon konnte die dialektische Spaltung auch eine begriffliche mit sich bringen.

Während man bisher von dem Farbennamen, dem Adjektiv ausgegangen ist, spricht nach Piel nichts dagegen, daß man den umgekehrten Weg einschlägt. Für ihn ist *hepatia* im Satyricon des Petronius der Ausgangspunkt, das auch bei Lucilius und Apuleius vorkommt und das „fígados" bedeute, nach dem Plural des griech. *ἠπάτιον*. Aber es ergibt sich aus den von Piel selbst in den Anmerkungen wiedergegebenen Stellen, daß dies ausschließlich ein Küchenausdruck war, der etwa das bezeichnete was man heute in Italien *fegatelli* oder *fegatini* heißt. Wenn sich der Verf. auch darauf beruft, daß es Bedeutungsvermischungen zwischen den Begriffen „Leber" und „Milz" gibt (gall. **bistlos*) und daß die Milz, wie Schuchardt erwähnte (p. 168), gelegentlich „kleine Leber" genannt wird, so handelt es sich in diesen Fällen doch um Verwechslung oder Vergleiche zwischen zwei Körperteilen, die sich noch dazu naheliegen und (für den Laien wenigstens) ein ähnliches Aussehen haben. Daß aber ein Name, wie *hepatia*, der nicht den Körperteil selbst bezeichnete, sondern ein Gericht, auf den der Milz abgefärbt, ja ihn ersetzt habe, läßt sich schwerlich annehmen, und auch die angebliche Parallele von *συκωτόν* – *ficatum*, die Piel ins Feld führt, ist nur eine Scheinparallele. Während *συκωτόν-ficatum* immer noch die Leber bezeichnet, wenn auch ursprünglich auf das Küchengericht angewendet, und wenn hier eine sicher begründete und bezeugte Tradition vorliegt, ist das bei *hepatia* nicht der Fall. Nichts bezeugt die Existenz dieses Ausdrucks in bezug auf den Körperteil, weder auf die Leber selbst, noch auf die Milz. Und dann ist *bazo, baço* ein ausschließlich span.-port. Wort. Lautlich ließe sich *hepatia* ebenso rechtfertigen wie *opacea*, mit denselben Bedenken wie den oben für letzteres erwähnten, aber die Laute allein genügen eben nicht. Die von Piel gewollte Übertragung des Ausdrucks für das Küchengericht auf ein Körperorgan ist trotz der diplomatisch geschickten Einkleidung in jeder Hinsicht unwahrscheinlich.

Ich glaube, es kann kein Zweifel sein, daß das Substantiv nach dem Adjektiv benannt ist, wofür Parallelen nicht fehlen, wie schon Schuchardt, l. c., p. 169 hervorgehoben hat, und die Bemerkung, die dieser beifügt, es könne arab. *ṭiḥāl* „Milz" von *ṭaḥil* „schwarz, trüb" uns zu der Vermutung anregen, daß das Arabische auch das geschichtliche Vorbild der inneren Wortform geliefert hat", scheint mir höchst beachtenswert. Damit würde sich ohne weiteres erklären, warum dieses Wort nur im Span.-port. vorkommt. Der Ausdruck würde sich demnach als ein solcher der arabischen Ärzte oder Fleischer ergeben. Die wenigsten Menschen haben eine genaue Vorstellung von der Milz, ihrem Aussehen und ihrer Farbe; dem Mediziner und dem Fleischer ist sie aber wohlbekannt. Das Iberoromanische hat zahlreiche medizinische Ausdrücke, die aus dem Arabischen stammen, und auch solche, die aus der technischen Sprache der Fleischer in die Volkssprache gedrungen sind (vgl. oben, p. 372). Ob durch die ersteren oder die letzteren vermittelt, läßt sich mit Sicherheit nicht entscheiden.

Damit schließen wir für heute unsere Betrachtungen ab, deren

Hauptzweck nur war zu zeigen, wie viele Anregungen sich aus dem in den letzten Jahren angesammelten Material ergeben und die versuchten, an ausgewählten Beispielen einige der sich hieraus ergebenden Probleme zu beleuchten, ohne daß irgendwie Vollständigkeit oder „erschöpfendes Erfassen“ (welch schreckliches Wort!) angestrebt würde.

ABKÜRZUNGEN UND TITEL DER ÖFTERS ANGEFÜHRTEN ARBEITEN

Acevedo-Fernández – Bernardo Acevedo y Huelves y Marcelino Fernández y Fernández, Vocabulario del Bable de Occidente. Madrid 1932 (Archivo de Tradiciones Populares III).

AIL – Anales del Instituto de Lingüística, Universidad Nacional de Cuyo, Mendoza.

Alc. Venc. – Antonio Alcalá Venceslada, Vocabulario Andaluz. Andújar 1933.

Alvar, Manuel, El Habla del Campo de Jaca. Salamanca 1948.

Álvarez – Guzmán Álvarez, El Habla de Babia y Laciana. Madrid 1949. (RFE, Anejo XLIX).

Arnal Cavero – Pedro Arnal Cavero, Vocabulario del Alto-Aragonés (de Alquézar y pueblos próximos). Madrid 1944.

Badía Margarit – Antonio Badía Margarit, El Habla del Valle de Bielsa (Pirineo Aragonés). Barcelona 1950.

Baráibar – Federico Baráibar y Zumárraga, Vocabulario de palabras usadas en Álava. Madrid 1903.

BDC – Buttletí de Dialectologia Catalana.

Borao – Gerónimo Borao, Diccionario de voces aragonesas. Zaragoza 1859.

Braga Barreiros, Fernando, Bocabulário Barrosão, in: RL XX, 137–161; XXXV (1937), 239–303.

Caldas Aulete, F.J. Dicionário Contemporáneo da língua portuguesa, 2 vols. Neueste Auflage. Lisboa 1951.

Canellada – María Josefa Cannellada, El Bable de Cabranes. Madrid 1944 (RFE, Anejo XXXI).

Carré Alvarellos, L., Diccionario gallego- castellano. 2. ed. La Coruña 1933.

Casacuberta - Corominas – Josef M. Casacuberta, Materials per a l'estudi dels parlars aragonesos. Vocabulari, ed. J. Corominas, in: BDC XXIV (1936), 158–183.

Casado Lobato – María Concepción Casado Lobato, El Habla de la Cabrera Alta. Contribución al estudio del dialecto leonés. Madrid 1948 (RFE, Anejo XLIV).

Coll – Benito Coll y Altabás, Colección de voces usadas en la Litera. Zaragoza 1902.

Cortesão, Subsíd. – A.A. Cortesão, Subsídios para um diccionário completo da Língua Portuguesa. Coimbra 1900–1901.

Fernández Duro – Cesáreo Fernández Duro, Memorias históricas de la ciudad de Zamora, su provincia y obispado. Vol. IV, Madrid 1883, 468–476.

Ferraz y Castán – Vicente Ferraz y Castán, Vocabulario del dialecto que se habla en la Alta Ribagorza. Madrid 1934.

Figueiredo – Cândido de Figueiredo, Dicionário da Língua Portuguesa. 11. ed. Lisboa 1951.

Fontecha – Carmen Fontecha, Glosario de voces comentadas en ediciones de textos clásicos. Madrid 1941.

García de Diego, Contr. – Vicente García de Diego, Contribución al diccionario hispánico etimológico. Madrid 1923.

García-Lomas[1] – G. Adriano García-Lomas y García-Lomas, Estudio del dialecto popular montañés. San Sebastián 1922.
García-Lomas[2] – G. Adriano García-Lomas, El lenguaje popular de las montañas de Santander. Santander 1949.
García-Rey – Verardo García Rey, Vocabulario del Bierzo. Madrid 1934 (Archivo de trad. pop. IV).
García Soriano – J. García Soriano, Vocabulario del dialecto murciano. Madrid 1932.
Garrote[2] – Santiago Alonso Garrote, El dialecto vulgar leonés hablado en Maragatería y tierra de Astorga. 2. ed. Madrid 1947.
Gomes Pereira, Guarda – A. Gomes Pereira, Tradições populares, vocabulário e toponymia da Guarda. Esposende 1912.
Gonçalves Viana, Apost. – A.R. Gonçalves Viana, Apostilas aos dicionários portugueses. 2 vols. Lisboa 1906.
Krüger, S. Cipr.: Fritz Krüger, El dialecto de San Ciprián de Sanabria. Monografía leonesa. Madrid 1923 (RFE, Anejo IV).
Krüger, Gegstk. – Fritz Krüger, Die Gegenstandskultur Sanabrias und seiner Nachbargebiete. Hamburg 1915.
Krüger, Hochpyr.: Fritz Krüger, Die Hochpyrenäen. 6 Bd.
Lamano – José de Lamano y Beneyte, El dialecto vulgar salmantino. Salamanca 1915.
Lázaro Carreter – Fernando Lázaro Carreter, El Habla de Magallón. Notas para el estudio del aragonés vulgar. Zaragoza 1945.
Lorenzo – Emilio Lorenzo, Notas al vocabulario de Lamano. In: RDTP V (1949), 97–109.
Llano Roza, Caravia – Aurelio Llano Roza de Ampudia y del Valle, El libro de Caravia. Oviedo 1919.
Llorente Maldonado – Antonio Llorente Maldonado de Guevara, Estudio sobre el habla de la Ribera (comarca salmantina ribereña del Duero). Salamanca 1947.
Magaña, José – José Magaña, Contribución al estudio del vocabulario de la Rioja, in: RDTP IV (1948), 226–303.
Martins, Vinhais – P^e^. Firmino A. Martins, Folklore do Concelho de Vinhais. Coimbra 1928.
Menéndez García, – Manuel Menéndez García, Cruce de dialectos en el habla de Sisterna (Asturias), in: RDTP VI (1950), 355–402.
Monge, Félix, El habla de la Puebla de Híjar, in: RDTP VII (1951), 187–241.
Munthe, Anteckn. – Å. W : son Munthe, Anteckningar om folkmålet i en trakt af vestra·Asturien. Upsala 1887.
Pardo Asso – J. Pardo Asso, Nuevo diccionario etimológico aragonés. Zaragoza 1938.
Puyol y Alonso – Julio Puyol y Alonso, Vocablos usados en León, in: Revue Hispanique XV (1906), 1–8.
Rato – Apolinar de Rato y Hévia, Vocabulario de las palabras y frases bables que se hablaron antiguamente y de las que hoy se hablan en el Principado de Asturias. Madrid 1891.
Rodríguez – Castellano – Lorenzo Rodríguez- Castellano, La variedad dialectal del Alto Aller. Oviedo 1952.
RDTP – Revista de Dialectología y Tradiciones Populares.
RPF – Revista Portuguesa de Filologia.
Sánchez Sevilla – P. Sánchez Sevilla, El habla de Cespedosa de Tormes, in: RFE XV (1928), 131–172; 244–282.
Santos Coco – F. Santos Coco, Vocabulario Extremeño, in: Revista del centro de Estudios Extremeños XIV (1940), 65–96.
Santos Serra Frazão, F., Sucinto vocabulário coligido numa aldeia da Serra de Albardos, concelho de Alcanena, in: RL XXXVI (1938), 73–167.

Sevilla – Alberto Sevilla, Vocabulario Murciano. Murcia 1919.
Tavares da Silva – A., Esbôço dum vocabulário agrícola regional. Lisboa 1944 (Separata dos „Anais do Instituto Superior de Agronomia, vol. XII).
Toro-Gisbert, Voces andaluzas – Miguel de Toro y Gisbert, Voces andaluzas (o usadas por autores andaluces) que faltan en el Diccionario de la Academia Española, in: Revue Hispanique XLIX (1920), 313–647.
Valladares – Manuel Valladares Núñez, Diccionario gallego- castellano. Santiago 1884.
Vergara Martín – Gabriel María Vergara Martín, Materiales para la formación de un vocabulario de palabras usadas en Segovia y su tierra. Madrid 1921.
Viterbo, Eluc. – Fr. Joaquim de Santa Rosa de Viterbo, Elucidário das palavras, termos e frases que em Portugal antigamente se usaram. Segunda edição. Lisboa 1865.
Zamora Vicente – Alonso Zamora Vicente, El habla de Mérida y sus cercanías. Madrid 1943 (RFE, Anejo XXIX).

Max L. Wagner

Nachtrag zu S. 364: In dem neuesten Heft der NRFH VII (1953), pp. 157–164 widmet Dámaso Alonso dem port. estiar; span. dial. estenar einen ausgezeichneten Artikel. Zu meiner Genugtuung kommt er zu demselben Schluße wie ich, d. h. daß die Wörter extenuare entsprechen. Auch er unterstreicht, daß die Wörter volkstümlich mit estío zusammengebracht wurden und erbringt den Beweis, daß span. estiaje, port. estiagem als technische Ausdrücke der Hydraulik aus franz. étiage entlehnt, wenn auch an estío angeglichen sind.

Vermischtes

Sprachwissenschaft

Le „seigle“ dans le latin médiéval

Tout porte à croire que le seigle, *Secale cereale* L., est une forme, modifiée par la culture, d'un *Secale cereale* primitif, plutôt que du *Secale anatolicum* Boiss., et qu'il est originaire, plutôt que du Turkestan comme on l'avait cru[1], de l'Asie mineure ou, pour employer une dénomination plus vague, de l'Asie antérieure[2]. Ce serait par l'intermédiaire des colonies grecques de la côte septentrionale de la Mer Noire qu'il aurait été connu et des Finnois et des Balto-Slaves et, par le truchement des Slaves, des Germains. Les seuls restes préhistoriques de seigle ont été retrouvés en Silésie et en Moravie, les premiers datant d'après Pax[3] du VIIe ou du VIe siècle avant notre ère, et les seconds remontant peut-être à l'époque du bronze[4]: d'où il s'ensuivrait que les Celtes auraient alors déjà connu notre céréale. Quant aux restes attribuables à une époque historique, ils ne sont pas nombreux non plus: on n'en a guère rencontré qu'à Haltern an der Lippe en Westphalie, près de Baden en Argovie, à Buchs dans le canton de St-Gall, dans les palafittes de Bor sur le lac de Garde, à Grädistia en Hongrie et à Holzmengen dans les Siebenbürgen: restes qui datent de l'Empire, ceux seuls de Bor pouvant être attribués aux derniers temps de la République. On a conclu de ces quelques données que le seigle jouait déjà un certain rôle dans une partie importante de l'Europe centrale, du Rhin aux Carpathes: et ç'aurait été de là

---

[1] Cf. A. Schulz, *Die Geschichte der kultivierten Getreide* I, Halle a. d. S. 1913, pp. 73–74. Cf. le même, *Geschichte des Roggens*, Neununddreißigster Jahresbericht des Westfälischen Provinzial-Vereins für Wissenschaft und Kunst für 1910–11, Münster 1911, pp. 154–155, et R. Gradmann, *Der Getreidebau im deutschen und römischen Altertum*, Jena 1909, p. 24.

[2] Cf. T. H. Engelbrecht, *Über Entstehung einiger feldmäßig angebauter Kulturpflanzen*, Geographische Zeitschrift, t. XXII (1916), pp. 328–344; le même, *Über die Entstehung des Kulturroggens*, *Festschrift für Eduard Hahn*, Stuttgart 1917, pp. 17–21; N. Vavilov, *On the origin of the cultivated Rye*, Bulletin of applied Botany and Plant-breeding Leningrad, vol. X (1917), pp. 561–590; E. Schieman, *Entstehung der Kulturpflanzen*, Berlin 1932, pp. 176–177.

[3] F. Pax, *Fund prähistorischer Pflanzen aus Schlesien*, Achtzigster Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur 1902 (1903), Sitzungsberichte der zool.-bot. Sektion, pp. 1–4.

[4] Cf. O. Heer, *Die Pflanzen der Pfahlbauten*, Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich, vol. 66 (1865), p. 15.

qu'on l'importait dans les autres provinces de l'Empire. L'*Edictum Diocletiani*, qui date de l'année 301, mentionne en effet le »centenum sive secale«[1], immédiatement après le froment et l'orge. Le fait certain, c'est que le seigle n'apparaît qu'une fois dans un texte classique, dans le passage connu où Pline nous dit que *secale* se dit *asia* chez les Taurini du versant sud des Alpes; que c'est là une céréale très mauvaise qui, même mélangée au froment, est désagréable à l'estomac: »Secale Taurini sub Alpibus asiam vocant, deterrimum sed tantum ad arcendam famem, fecunda sed gracili stipula, nigritia triste, pondere praecipuum. Admiscetur huic far ut mitiget amaritudinem eius, et tamen sic quoque ingratissimum ventri est. Nascitur qualicumque solo cum centesimo grano, ipsumque pro laetamina est«[2]. Et une fois dans un texte grec du début du III[e] siècle, dans le Περὶ τροφῶν δυνάμεως, qui appelle le seigle βρίζα et signale qu'il est cultivé en Thrace et en Macédoine.

Pour les siècles qui suivent, les mentions de notre céréale ne sont pas fréquentes non plus: saint Jérôme, au début du V[e] siècle, remarque dans son commentaire du prophète Ezéchiel que l'hébreu *chasamim* a été traduit tantôt par *avenam*, tantôt par *sigalam*[3]. Et il faut arriver jusqu'au début du VII[e] siècle pour retrouver une indication concernant le seigle, chez Isidore de Séville, qui écrit que »*centenum* appellatum eo quod in pluris locis iactus seminis eius in incrementum frugis centesimum renascatur«[4].

Le fait intéressant relatif aux dénominations du seigle, c'est que, tandis que l'édit de Dioclétien, en l'an 301, mettait sur le même pied *centenum* et *secale*, Isidore de Séville, lui, ne mentionne plus ce dernier, et n'use que de *centenum*. C'est donc que selon toute probabilité au plus tard au début du VII[e] siècle, et sans doute antérieurement déjà, la répartition territoriale des deux termes était un fait accompli, *secale* se continuant dans la Romania orientale et centrale, et *centenum* dans la Romania hispanique.

Secale, en effet, se perpétue non seulement dans le grec moderne σίκαλε ou σήκαλι »seigle« et l'albanais *şikere*, mais dans les formes correspondantes de l'Italie du nord. Car de même qu'aujourd'hui encore la culture de notre céréale est à peine connue de l'Italie méridionale, ainsi au moyen âge n'en trouve-t-on qu'exceptionnellement des traces en dehors de la plaine padane. A Novare, il est question

[1] CIL III, p. 826. Cette mention pose du reste un petit problème: tandis que les noms des autres marchandises du tarif sont au génitif, ceux du seigle sont au nominatif singulier. A. Schulze, *op. cit*, p. 77, en a voulu conclure que les deux dénominations n'étaient pas latines, et que le rédacteur du tarif n'avait pas su comment les décliner.

[2] C. Plinii Secundi *Naturalis historia*, éd. D. Detlefsen, vol. III, Berolini 1868, p. 131 (XVIII, 16).

[3] Ebseuii Hieronymi *Commentaria in Ezechielem*, in Migne, *Patrologia latina*, t. XXV, col. 47.

[4] Isidori Hispalensis episcopi *Etymologiarum sive originum* lib. XVII, III, ed. W. M. Lindsay, t. II, Oxonii 1911.

en 1018 de »ficto *segale* modios quattuor«[1], cas suivi en 1119 de »modia duo bone *segalis* quattuor«[2], de »starios XI. *sicalis*« et de »star. VII et minam *sicalis* »en 1193[3]. En Lombardie, »*sicale*« figure dans un texte de 854 déjà: puis nous trouvons à Plaisance en 855 »de . . . *segale*, ordio modio tercio«, à Cernusco Lombardone en 861 »grano modia sex, medietatem *segale* et medietatem panico«; en 881 »*segala*, ordio« par deux fois à Plaisance, »*secale* modia decem« à Milan en 897, »seligine, *segale*, ordeo modio tercio« à Plaisance de nouveau, en 904, »*segale* modia XXX« en 905 ou 906, »*segale* modia tres« à Monza en 934, »*segale* sestaria quinque« à Bergame en 968, »*segale* modias trex« dans la même ville en 997[4]. Plus tard encore, le seigle a certainement continué à être cultivé dans cette même zone, puisque, pour les alentours de Varese, nous avons »mo. II de *sicale*« en 1187, »de frumento mod. VIII, de *sicale* mod. III« au XIIe siècle[5]. A Parme, notre céréale est mentionnée en 977 avec »grano modio uno, *sigala* modio uno«[6]. A Ravenne, elle apparaît à plusieurs reprises aussi, en 870 avec »triticus *sicale* ordeo farre«, en 918 dans l'énumération »tritico, faba, *sicale*«, la même année dans »triticum, ordeo, *sicale*, faba, farre« que l'on retrouve telle quelle en 921, en 1014 avec »de *sicale* . . . quartario uno«[7]; avec encore »terraticum de grano et de *sicale*« en 1122, »de grano, *sicale*, faba et trisico« en 1130, »de grano et *sicale*« en 1131, »de grano et *sigale* in campo capam quartam« en 1183[8]. Enfin, comme seules mentions n'appartenant pas à la plaine padane, nous avons à Gênes en 946 »*sigale* solidum I«[9], »XVI star. inter granum et milium et I *segalis*« à Lucques en 1180[10], »star. X blade, videlicet milii vel panici vel *segalis*« à Camaldoli en 1229 et, pour la même localité et pour la même année, »star. VII grani et star. VII *segalis*«[11].

Dans la péninsule ibérique au contraire, ce n'est que *centenum* qu'on rencontre. Assez rarement du reste, le terme générique *cibaria* figurant

---

[1] F. Gabotto, A. Lisio, A. Leone, G. B. Morandi e O. Scarsello, *Le carte dello archivio capitolare di Santa Maria di Novara*, vol. I, Biblioteca della Società storica subalpina, vol. LXXVIII, Pinerolo 1913, p. 245.

[2] F. Gabotto, A. Lisio, etc., *op. cit.*, vol. II, Biblioteca della Società . . ., vol. LXXIX, Pinerolo 1915, p. 195.

[3] O. Scarsello, G. B. Morandi, A. Leone, *op. cit.*, vol. III, Biblioteca della Società . . ., vol. LXXX, Torino 1914, pp. 146 et 148.

[4] *Codex diplomaticus Langobardiae*, col. 314, 316, 352, 513, 515, 621, 688, 706, 931, 1226 et 1631.

[5] C. Manaresi, *Regesto di S. Maria di Monte Velate sino all'ano 1200*, Roma 1937, pp. 197 et 293.

[6] G. Drei, *Le carte degli archivi parmensi dei sec. X–XI*, vol. I, 2ª ed., Parma 1931, p. 66.

[7] M. Fantuzzi, *Monumenti ravennati dei secoli di mezzo*, t. I, Venezia 1801, pp. 89, 113, 114, 118 et 246.

[8] V. Federici e G. Buzzi, *Regesto della chiesa di Ravenna*, vol. I, Roma 1911, pp. 11, 16 et 50.

[9] A. Ferretto, *Documenti genovesi di Novi e Valle Scrivia*, Biblioteca della Società . . ., vol. LI, Pinerolo 1909, p. 1.

[10] P. Guidi e O. Parenti, *Regesto del capitolo di Lucca*, vol. II, Roma 1912, p. 271.

[11] E. Lasinio, *Regesto di Camaldoli*, vol. III, Roma 1914, p. 267.

le plus souvent seul, sans qu'il soit évidemment possible de préciser de quelle céréale il s'agit. N'empêche que, pour le Portugal, nous avons »XXXVI modios inter milio et *centenum*« en 965, »in *centeno* et milio« en 1060 [1]; »VII^{M}. modios de *centeno*« en 1104, et »I^{0} modio milio et modio *centeno* «en 1113 [2]. Et, pour l'Espagne, »X. cargas de pan: V de trigo e V. de *centeno*« en 1257 à Monasterio de Vega [3]: A Oña enfin, un document de 1212 mentionne de très nombreux »modios« et »quarteros« de »*centeno*« [4].

Quant à la Catalogne, elle a adopté pour désigner le »seigle« non point la dénomination espagnole, mais le terme galloroman, qui y est devenu aujourd'hui *ségol*. Terme qui à ma connaissance n'apparaît qu'une seule fois dans un document médiéval, avec »modio uno de *segale*« d'une charte du monastère de St-André d'Exala [5] datant de l'an 879. Mais que ce soit là le mot appliqué normalement à notre céréale, c'est ce que suffisent à prouver, en dehors de l'exemple qui précède, certains noms de lieux dérivés en -arium de *secale*. Balari mentionne en effet un »campo *secalario*« à Codenet, dans le comté d'Urgell, en 804; on retrouve en 974 une »valle *segalaria*« dans une donation en faveur du couvent de St-Pierre de Rodas; en 1038 est cité »ipso *segalario*« dans les alentours de Santa Eulalia de Cruilles, dans le comté de Gérone; en 1065 enfin, une vente faite aux chanoines de la Seu d'Urgell parle d'un »vineario de *Segalarios*«. Ajoutons-y, pour l'année 1056, un lieu dit »*Segalerios*« à San Feliu de Terrasola, et un »*Segaleris*« en 1076 à Nabinés, dans le comté d'Urgell [6] une fois de plus. D'où la conclusion qu'alors déjà le seigle était cultivé plutôt dans la partie septentionale et montagneuse de la Marca.

Dénomination catalane identique au nom galloroman du seigle, avons-nous dit. Dans le Midi de la France, cette céréale n'est au reste mentionnée que très rarement: on a cependant – et nous en verrons deux autres exemples plus loin – »duos modios annone et unum de *sigalis*« à Marseille en 1119 [7]. Et au nord de la Loire aussi, ce n'est que de loin en loin, surtout pendant le haut moyen âge, qu'on rencontre le terme qui nous intéresse. Le polyptique d'Irminon, qui date de l'an 818, parle cependant »de modiis *sigali* VIIII« [8]; le *Capitulare Saxonicum*, rédigé en 797, a plusieurs fois »*sigale*«; le *Synodus Fran-*

---

[1] *Portugaliae Monumenta historica, Diplomata et chartae*, vol. I, Olisipone 1868, pp. 57 et 266.

[2] *Documentos medievais portugueses. Documentos particulares*, vol. III, Lisboa 1910, pp. 151 et 364.

[3] L. Serrano, *Cartulario de Monasterio de Vega*, Madrid 1927, p. 137.

[4] R. Menéndez Pidal, *Documentos lingüísticos de España*, I, Madrid 1919, p. 70.

[5] P. de Marca, *Marca hispanica*, Parisiis 1688, col. 807.

[6] J. Balari y Jovany, *Orígenes históricos de Cataluña*, Barcelona 1898, pp. 195–196.

[7] B. Guérard, *Cartulaire de l'abbaye de Saint-Victor de Marseille*, t. I, Paris 1857, p. 488.

[8] *Polyptique de l'abbaye de Saint-Germain des Prés*, p. p. A. Longnon, 1re partie, Paris 1886, p. 148.

conofurtensis, en 794, veut qu'on vende à trois deniers le »modio *sigalo*«, et parle de »[panes] *sigalatius* quindecim«; le *Capitulare missorum Niumagae datum*, en 806, mentionne »modium unum de *sigale*«[1].

Mais voici qu'immédiatement après la forme de notre mot change: les *Exempla ad describendas res ecclesiasticas et fiscales*, rédigés vers 810, n'usent plus de *sigale*, mais de *sigile*, avec »*sigilis* modii LXXXXVIII« et »*sigilis* modios CLX«[2]. Et le polyptique de Saint-Remi de Reims, rédigé vers 850, parle lui aussi »de *sigilo* modii XXX«, »de *sigilo* modium I«, »de *sigilo* modios VII«[3]: les exemples de ce mot et de cette graphie fourmillent du reste dans ce document. Graphie qui à la finale près, se retrouve jusque dans le sud de la France: à Gellone en 1031–1048 avec »in tritico et *sigile*«[4], en Languedoc en 1139 avec »*sigile*«, »unum modium *sigile*« entre autres[5].

Que s'est-il passé? Comment expliquer en d'autres termes le remplacement du *sigale* antérieur par l'innovation *sigile*, *sigilum*? La première hypothèse qui se présente à l'esprit, c'est que ces dernières graphies sont simplement une tentative de rendre à peu près, par le signe *i*, le son auquel aurait abouti aux environs de l'an 810 le *a* posttonique de *secale* : *sigile*, *-um* serait donc une interprétation approximative d'une prononciation qui aurait été quelque chose comme **sẹ́gəl*. Et, après tout il n'est pas dit que cette hypothèse ne soit pas la seule à retenir. Il vaut cependant la peine d'exposer les arguments qui militent en faveur d'une autre hypothèse possible: qu'à un moment donné il y aurait eu confusion entre les mots *secale* et *siligo*.

Qu'était-ce que la *siligo*? »Sur cette question – écrivait Michon il y a près d'un siècle[6] – autant de recherches, autant de doutes, autant d'erreurs que sur le *triticum* lui-même«; et »nemmeno oggi, a tanti anni di distanza, si può dire che la questione della *siligo* sia in tutto e per tutto chiarita«, a remarqué récemment M. Messedaglia[7]. Ce que l'on peut déduire des renseignements fournis par les auteurs anciens, c'est que »der Siligoweizen hatte einen geringeren Wert als Nährmittel als der Triticumweizen. Seine Frucht war außen und innen weiß, also mehlig, offenbar verhältnismäßig klebearm und verhältnismäßig stärkereich. Er diente in älterer Zeit deshalb vorzüglich zur Stärke-

[1] MGH, *Capitularia regum Francorum*, t. I, Hannoverae 1881, pp. 72, 74 et 132.

[2] MGH, *op. cit.*, vol. cit., pp. 254 et 255.

[3] B. Guérard, *Polyptique de l'abbaye de Saint-Remi de Reims*, Paris 1853, pp. 1, 3, 4, 6, etc., etc.

[4] P. Alaus, abbé Cassan, E. Meynial, *Cartulaire de Gellone*, Montpellier 1898, p. 96.

[5] Cl. Devic et J. Vaissète, *Histoire générale de Languedoc*, éd. Privat, t. V, Toulouse 1875, col. 1037.

[6] L.-A.-J. Michon, *Des céréales en Italie sous les Romains*, Paris 1859, pp. 72–76; cf. J. et Ch. Lotte, *Etude sur les blés de l'antiquité classique*, Paris 1912, pp. 20–37.

[7] L. Messedaglia, *Le piante alimentari del* Tacuinum sanitatis, *manoscritto miniato della Biblioteca Nazionale di Parigi*, Atti del R. Istituto veneto di scienze, lettere ed arti, 1936–37, t. XCVI, parte 2ª, Venezia 1937, p. 639, note 4.

bereitung und zur Herstellung von Kuchen. Erst später, als man in weiten Kreisen der Bevölkerung großes Gewicht auf sehr helles und leichtes Backwerk legte, wurde er auch zur Herstellung von Brot (Weißbrot) benutzt. Nach Plinius wurde das feinste Weizenbrot aus einem Gemisch von campanischem und pisanischem Siligomehl hergestellt. . . . Columella kennt aber auch eine andere siligo, denn er sagt, daß sich siligo *auch* als Sommergetreide, richtiger Dreimonatsgetreide, anbauen lasse, während triticum Wintergetreide war. . . . Diese – eigentliche – siligo umfaßte offenbar konstante Rassen, die sich gestaltlich aber nicht *wesentlich* von triticum unterschieden«[1].

Quoi qu'il en soit du reste, ce n'est guère qu'en Italie et en Allemagne que *siligo* se rencontre dans les chartes du moyen âge: l'Espagne n'en a pas la moindre trace, pas plus que la France. Grégoire de Tours n'use pas du mot, pas plus que les diplômes mérovingiens et carolingiens; et il ne figure ni dans les recueils de formules ni dans les capitulaires. Et même en Italie, l'usage de *siligo* ne dépasse guère la plaine padane. Le terme apparaît en 854 à Bissone près de Lugano avec »grano vel ficto *siligine* modio uno, sicale modia dua«; nous le retrouvons l'an d'après avec le »de *seligene*, segale, ordio »d'une charte datée de Plaisance; puis en 877 avec de nouveau »de *seligene*, segale, ordio«; puis en 881, à Plaisance encore, avec la même énumération; puis à Milan en 897 avec »segale modia decem, *seligine* staria duodecim«[2]. Plus à l'est, à Vérone, on le rencontre en 844 avec la mention de »*siligine* modios tres«, en 862 avec celle de «*seliginem* ·III·, alio granum modia ·III·«, et en 883 avec »*seliginem* sextarios ·III·, alio granum modia ·III·« de nouveau[3]. Mais l'exemple le plus ancien du terme, et en même temps le plus méridional, est celui fourni par une charte de Lusciano, près de Sovana, datée de l'an 762, qui parle de »grano *siligine* bono modia quattuor«[4].

Dans toutes ces mentions, *siligo* paraît bien désigner le froment, et sans doute un froment d'excellente qualité: et il en est de même dans un texte daté de Plaisance en 904, qui lui aussi emploie la formule »de *seligine*, segale, ordeo«[5]. Il est impossible en tout cas que dans ces exemples *siligo* ait la valeur de »seigle«, puisque partout cette céréale figure nommément, à côté de *siligo*. »È cosa certa invece, a écrit G. da Re, che negli scritti d'infima latinità dei tempi di mezzo e moderni lo stesso nome vuol proprie dire segale«: et il en donne comme preuve un document véronais de 1365 où des témoins emploient indifféremment les mots *segalla* et *selligine* pour »seigle«[6]. Que cette

[1] A. Schulz, *Die Geschichte der kultivierten Getreide*, I, Halle a. d. S. 1913, pp. 48–50.

[2] *Codex diplomaticus Langobardiae*, col. 314, 316, 460, 513 et 621.

[3] V. Fainelli, *Codice diplomatico veronese*, Verona 1941, pp. 152, 335 et 431.

[4] L. Schiaparelli, *Codice diplomatico longobardo*, vol. II, Roma 1933, p. 121.

[5] *Codex diplomaticus Langobardiae*, col. 688.

[6] G. da Re, *Che cosa era la »granata« dei documenti veronesi*, Atti e Memorie dell'Accademia di agricoltura, scienze e lettere di Verona, ser. IV, vol. XXIV, Verona 1923, pp. 231–232.

confusion se soit déjà produite dans la Haute Italie antérieurement à cette date, c'est ce que justement encore a entrevu M. Messedaglia [1]; et c'est avec raison qu'il conclut que »la identificazione della *siligo* esige per tanto, caso per caso, la maggiore attenzione«. Sans doute est-il malaisé d'apporter des preuves précises de la confusion qu'on faisait entre *secale* et *siligo*: mais, étant donné que l'usage des scribes, dans les indications concernant les redevances, était de mentionner d'abord les meilleures céréales, puis celles de moindre valeur, il s'ensuivrait que, lorsqu'un texte de Monte Velate parle, en 1140 environ, de »mod. II frumenti et mod. II panici et mod. I *siliginis*« [2], ce nom de *siligo* a toutes les chances de s'appliquer, non point certes à un froment choisi, mais à une céréale beaucoup plus courante, le seigle. Et cette hypothèse est d'autant plus vraisemblable que les reconnaissances de ce monastère à cette époque parlent, les unes de »frumenti, *siliginis*, ordii, scandelle, avene, omnium leguminorum, milii, panici«, de »sextarium unum frumenti et aliud *siliginis*«, de »sextarios III *siliginis* et sex frumenti« [3] – et notons que dans le premier de ces textes, où l'on trouve une longue énumération des céréales les plus diverses, *secale* n'est même pas mentionné –, les autres de »mo. I furmenti et mod. II de *sicale* et mod. I de fabis«, de »fromento star. I et inter *sicale* et panicum mod. III et star. VI« [4]: citations qui prouvent au moins que le seigle était bien cultivé dans ces environs de Varese, au XIe siècle.

Même constatation pour le Piémont à cette même époque. Tantôt en effet, comme à Novare en 1193, nous avons une longue liste de céréales – »omni anno modios duodecim *siliginis* et quatuor frumenti et modios quatuor . . . milii et modios quatuor . . . panici et modios ·II· faxeolorum et ·II· medice et ·II· avene« [5] – où *secale* n'apparaît point; tantôt il est question de *siligo*, avec »integre portionis de frumento et *siligine* »à Tortone en 1177 [6], »minas frumenti XII et minas *siliginis* à Asti en 1180 [7], »quatuor modios furmenti, duosque *siliginis*« à Tortone la même année [8]; tantôt enfin de »*segale*« seul, à Novare en 1018 et en 1119 [9].

---

[1] L. Messedaglia, *art. cit.*, p. 640.
[2] C. Manaresi, *op. cit.*, p. 295.
[3] C. Manaresi, *op. cit.*, pp. 221, 226 et 274.
[4] C. Manaresi, *op. cit.*, pp. 197, 293 et 308.
[5] O. Scarzello, G. B. Morandi, A. Leone, *Le carte dello archivio capitolare di Santa Maria di Novara*, vol. III, Biblioteca della Società . . ., vol. LXXX, Torino 1924, p. 142.
[6] F. Gabotto e V. Legè, *Le carte dello archivio capitolare di Tortona*, Biblioteca della Società . . ., vol. XXIX, Pinerolo 1905, p. 99.
[7] F. Gabotto e N. Gabiani, *Le carte dello capitolare di Asti*, Biblioteca della Società . . ., vol. XXXVII, Pinerolo 1907, p. 65.
[8] F. Gabotto e V. Legè, *op. cit.*, p. 105.
[9] F. Gabotto, A. Lizio, A. Leone, G. B. Morandi e O. Scarzello, *Le carte dello archivio capitolare di Santa Maria di Novara*, vol. I, Biblioteca della Società . . ., vol. LXXVIII, p. 245, et vol. II, Biblioteca . . ., vol. LXXIX, p. 195.

Du reste, le détail même qu'à Novare nous avons *segale* à ces dates, et *siligo* à la fin du XIIe siècle, nous fait suspecter que ce serait précisément à cette époque que *siligo* aurait pris la place du premier. Et cette hypothèse trouve à son tour sa confirmation dans la constatation qu'à Lodi le processus de superposition a été exactement le même, quoiqu'un peu plus tardif. Alors qu'en effet nous y trouvons un »modium de *sicali* »en 1160, tous les textes postérieurs, qui sont de 1163 environ, de 1179, de 1181 environ, de 1186[1], ne parlent plus que de *siligo*. Il s'ensuivrait donc que le remplacement de *secale* par *siligo* aurait été d'abord un phénomène piémontais, qui aurait déferlé sur Novare, ensuite sur Lodi, plus tard sur la région de Varese, plus tard encore sur le reste de la plaine padane, jusqu'à Vérone en tout cas. Phénomène qui du reste n'a eu qu'un caractère académique, puisqu'il n'a touché que le langage ou mieux le vocabulaire des notaires, et qu'il n'a eu aucune influence sur le parler de tous les jours. Remplacement qui sans aucun doute ne s'est pas fait sentir dans toute cette Italie septentrionale, puisque *siligine* »froment« est connu de toute une série de points des Grisons, où l'*AIS* enregistre *salin* à Brigels, Pitasch, Camischollas, Surrhein, Vrin, Dalin et Reams, ainsi qu'à Selva in Gardena[2].

Du Cange déjà, à propos de *siligo*, avait noté que »postremi aevi auctoribus usurpatur pro *Secali*, vulgo *Segle*«[3]. De cette confusion, il donne quelques exemples italiens, ainsi que quelques cas tirés de textes allemands. Gradmann à son tour a remarqué qu' »in den mittelalterlichen Schenkungsbriefen, Urbarien, Zinsrodeln usw. erscheint *siligo* schon seit karolingischer Zeit durch das ganze nördliche, mittlere und östliche Deutschland nächst *avena* als die meistgebaute Getreideart; die Mehrzahl der Abgaben werden in siligo und avena nebeneinander entrichtet. Das Wort *siligo* aber, das im klassischen Latein eine Weizensorte bezeichnet, ist im Mittelalter der ständige Ausdruck für Roggen«[4]. C'est un fait que les gloses en ancien haut allemand dépouillées par Björkman[5] rendent *roggo*, *rokko* »seigle« par *siclo*, *siligus*, *sigoli*, *siligo*, *sigale*, *sigilum*, *sigalum* et même, chose intéressante, par *siligo* vel *sigale*, ce qui montre bien que les deux mots étaient considérés comme étant synonymes. Et c'est un fait encore que dans les chartes de l'Allemagne du sud et de ce qui fait aujourd'hui la Suisse, comme l'a justement noté Gradmann[6] encore,

[1] L. Vignati, *Codice diplomatico laudense*, parte 2ª, Milano 1883, pp. 12, 43, 96, 99, 122 et 141.

[2] K. Jaberg und J. Jud, *Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz*, carte nº 14.

[3] Du Cange, *Glossarium mediae et infimae latinitatis*, éd. Favre, t. VII, Niort 1888, p. 488.

[4] R. Gradmann, *op. cit.*, pp. 25–26.

[5] E. Björkman, *Die Pflanzennamen der althochdeutschen Glossen*, Zeitschrift für deutsche Wortforschung, vol. II (1902), p. 224.

[6] R. Gradmann, *Der Dinkel und die Alamanen*, Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde, Jahrg. 1901, Stuttgart 1902, p. 112, note 1.

siligo a certainement la valeur de »seigle«: ce qui ressort clairement lorsque, par exemple, on peut comparer une charte écrite en latin avec sa traduction en langue vulgaire. Cet auteur cite de nombreux cas, qu'on pourrait, dit-il, multiplier presque indéfiniment, de textes bavarois où »*waitzn, rocken, habern*« correspond exactement à »*tritici, siliginis, avene*«, où encore »*rocken, dinkels, habern*« est rendu ailleurs par »*siliginis*, spelte, avene«, aux XIII[e] et XIV[e] siècles.

Des observations qui précèdent, bref, il résulte que *siligo* a pris la place de *secale* dans l'usage notarial en Italie après l'an mille en tout cas, en Allemagne au moyen âge. Il est possible qu'en Lorraine ce même phénomène ait eu lieu aussi, et à une époque antérieure déjà. Les *Excerpta ex glossis Aynardi*, d'après un manuscrit de Metz datant du XI[e] siècle, donnent en effet: »*Siligo* ginis panis *sigali*«[1], glose peu claire, où les éditeurs ont voulu voir en *ginis* une faute peut-être pour *genus*[2], glose de laquelle il semble cependant qu'on puisse inférer que *siligo* était alors déjà considéré comme l'équivalent de *sigale*. Hypothèse qui peut trouver un appui dans le fait que le polyptique de l'abbaye de Saint-Vanne de Verdun, qui date vraisemblablement du X[e] siècle, mentionne une fois »II modios frumenti et IIII *siliginis*«, et une autre fois, »VI modios de frumento, IIII de *siligine*«[3]. Si nous admettons qu'ici comme en Italie et ailleurs les céréales sont énumérées par ordre de qualité, il paraîtra peu probable que dans ces passages *siligo* soit la *siligo* des auteurs classiques, puisque cette céréale est mentionnée après le *frumentum*: on est donc conduit à supposer qu'ici encore *siligo* s'applique au »seigle«. Et il n'est pas exclu que la plus ancienne charte rhénane qui use de *siligo*, document relatif à la région de Fribourg-en-Brisgau datant de 720 environ, qui parle de »carram de vino et carram de *siligine*«[4], n'entende parler elle aussi de »seigle«.

Quoi qu'il en soit, du reste, le *siligo* de Saint-Vanne de Verdun est le seul exemple que je connaisse de ce terme dans une charte relative à ce qui constitue aujourd'hui la France: et j'ai déjà noté son absence des textes mérovingiens et carolingiens. En dehors donc de l'Italie septentrionale, il n'apparaît au nord des Alpes que le long des limites occidentale et méridionale du domaine germanique. Nous avons constaté sa présence à Verdun au X[e] siècle, à Fribourg-en-Brisgau vers l'an 790. On le trouve encore à Lausanne vers 1200 avec »tam frumento quam *siligine*, avena et fabis«[5] – passage dans lequel, une fois de plus, il a tout l'air de s'appliquer au »seigle« –; dans une donation au couvent de Tous les Saints de Schaffhouse de biens sis

---

[1] *Corpus glossariarum latinorum*, vol. V, p. 624.

[2] *Op. cit.*, vol. VII, p. 267.

[3] B. Guérard, *Polyptique de l'abbaye de Saint-Remi de Reims*, p. 118.

[4] H. Wartmann, *Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen*, vol. I, Zürich 1863, p. 3.

[5] *Cartulaire du chapitre de Notre-Dame de Lausanne*, p. p. Ch. Roth, Mémoires et Documents p. p. la Société d'histoire de la Suisse romande, 3[e] sér., t. III, Lausanne 1948, p. 145.

aux environs de Coire, donation datant de 1087 environ où il est question de »VIII. modii hordei nel *siliginis*« et de »VIII. modii *siliginis* aut hordei«[1].

Quant au reste, il faut bien avouer que pour l'instant nous ne sommes en présence que d'une série de points d'interrogation. Y a-t-il un rapport entre l'usage notarial du nord de l'Italie consistant à appeler *siligo* le »seigle«, et le même usage chez les notaires allemands du moyen âge? En principe, il est peu vraisemblable que ces deux phénomènes se soient produits indépendamment. Serait-ce d'Allemagne que ce trait lexical aurait passé dans l'Italie du nord? Si oui (et les dates n'y contrediraient point) pourquoi ce remplacement de *secale* par *siligo* apparaît-il plus tôt en Piémont qu'en Lombardie, zone plus perméable aux influences germaniques? Il est vrai que cette priorité que nous avons accordée au Piémont n'est peut-être due qu'au fait que notre information est déficiente. – Et la France, a-t-elle connu, ou non, *siligo* au sens de »seigle«? Sans doute peut-on imaginer, mais imaginer gratuitement, que la France du nord, qui disposait de *triticum*, et de *frumentum* à partir de l'an 800 environ, ne savait que faire du terme *siligo* pour la dénomination du »froment«; mais que ce *siligo*, par l'intermédiaire des écoles, aurait en un premier temps été mis en rapport avec *secale*, qui en était à une étape *segale*, et serait devenu *sigilo*, *sigilum* par attraction de la deuxième déclinaison; et qu'ensuite ce *sigilum*, *-e* aurait pour ainsi dire mangé la substance même de *secale*, et aurait pris le sens de »seigle«. Pyramide d'hypothèses à laquelle il manque une base: celle de l'existence sûre de *siligo* dans le domaine galloroman.

Pour en revenir à des faits, remarquons que dans les chartes et ailleurs, *secale* et *sigilum*, *-e* se rencontrent pendant longtemps côte à côte. La *Vita sanctae Radegundis*, dans ses multiples manuscrits, a »*sigilatium* panem« et les variantes *segalatium*, *sigilatius*, *segilatium*, *segalatium*, *secale*, *sicale*[2]; si le polyptique de Saint-Remi de Reims use plus volontiers de *sigilum*, la forme *sigalo* ne lui est pas inconnue[3]; et deux chartes du XIIe siècle relatives à Saint-Sernin de Toulouse emploient, l'une *sigili*, l'autre *sicale*[4]. Ce dernier type, si j'en juge d'après les quelques mentions dont je dispose, a vécu plus longtemps dans le Midi que dans la France septentrionale: alors qu'ici, en effet, nous avons constaté sa disparition peu après l'an 800, nous venons de le recontrer à Toulouse au XIe siècle, comme nous l'avons rencontré à Marseille en 1119. Par ailleurs, les deux types *sigilum* et *sigile* ne s'emploient point indifféremment: *sigilum* est seul connu des textes de la moitié nord de la France, tandis que le sud lui préfère

[1] Th. von Mohr, *Codex diplomaticus*, vol. I, Cur 1848–1852, pp. 139 et 140.
[2] MGH, *Scriptores rerum merovingicarum*, t. II, Hannoverae 1888, pp. 369 et 371.
[3] B. Guérard, *op. cit.*, pp. 27 (»XI sextarios de *sigalo*«) et 28 (»modium et dimidium de *sigalo*«).
[4] C. Douais, *Cartulaire de l'abbaye de Saint-Sernin de Toulouse*, Paris et Toulouse 1887, pp. 89 et 153.

sigile: ce n'est qu'à Conques en Rouergue que j'ai retrouvé un *sigilum* en 1031–1060, et un *sigila* dans une autre charte de même date[1]. Il y a un millier d'années déjà, tant au sud qu'au nord de la Loire, le type primitif *secale* avait fait place à une série de types secondaires, dont la diversité ne fera naturellement qu'augmenter.

[1] C. Desjardins, *Cartulaire de l'abbaye de Conques en Rouergue*, Paris 1879, pp. 224 et 244.

Lausanne PAUL AEBISCHER

Zu den iberoromanischen Benennungen der Radnabe

Die mannigfachen Worttypen zur Bezeichnung der Radnabe findet man bei Krüger, Gegenstandskultur Sanabrias, S. 214 ff. zusammengestellt. Er unterscheidet vier Typen, die ich nur mit je einem der Wörter kennzeichnen will: 1. miolo (miulo) mit vielen Nebenformen, 2. mjolo (Sanabria), 3. moil, 4. mediano.

Die Formen vom Typus 1 hat Am. Castro, RFE V, 40 auf *medŭlla* „Mark" zurückführen wollen. Krüger hat Bedenken, da die meisten Formen mit *u* auftreten (während die „Mark" bedeutenden *o* haben, wie aus der Grundform *medŭllu* zu erwarten); deshalb glaubt er, von einem **med-ūllu* ausgehen zu müssen, wobei das -l- in den Formen von Sanabria (míeulu, mjúlu, miul) wo von *medullu* aus -l'- entspräche, auf Einfluß der *mediolu, modiolu*-Formen (REW 5628) beruhen könne, „das wohl überhaupt die Grundlage all der unter I genannten Formen (mit Suffixtausch) darstellt". Auf *modiolu* beruhen nach ihm Formen des sanabrischen Gebietes in zwei ganz archaischen Dörfern (Typus 2); Typus 3 weise auf *monile* „Halsband" (REW 5660) und Typus 4 sei *medianu* und zeige größere Verbreitung.

Am meisten habe ich, um das vorwegzunehmen, Bedenken gegen *monile* als Grundlage von Typus 3. Krüger sagt zwar: „Nimmt man das Wort zunächst in der Bedeutung ‚Stück, das die Achse umgibt' (= Nabe), so begegnet die Übertragung ‚Nabe' auf das Mittelstück des Rades keinen Schwierigkeiten mehr (auch *modiolu*, *mediolu* bedeuten ja ursprüngliche ‚Nabe')". Krüger übersetzt die Wörter auf Deutsch mit „der Durchmesser" (des Rades), wobei er den Definitionen verschiedener Wörterbücher folgt, die die Wörter mit „la pieza central de la rueda del carro, en la cual se introduce el eje" wiedergeben, aber das ist es ja doch, was wir auf Deutsch die Nabe nennen. Wenn die Verfasser der spanischen Dialektwörterbücher zu dieser Umschreibung greifen, so ist es deshalb, weil das Schriftwort cubo auch andere Bedeutungen hat und in vielen Gegenden Spaniens in dieser Bedeutung unbekannt oder wenigstens nur den mit der Schriftsprache genügend Vertrauten bekannt ist.

Für *modiolus*, das schon im Lateinischen die Nabe bezeichnete, kann also nicht von „Übertragung" gesprochen werden. Der latein.

Ausdruck ist das Diminutiv von *modius* „Scheffel", und die Nabe wird so genannt, weil sie in ihrer Gestalt an ein solches erinnert; daher Benennungen wie röm. barile „mozzo della ruota" (Chiappini [2], 41), das auch sonst in Mittelitalien vorkommt (AIS 1231); kors.-gallur. fiásku (das Wort bezieht sich nicht auf den herkömmlichen toskanischen Fiasco, eine strohumflochtene bauchige Flasche, sondern ist in Sardinien und Korsika ein einhenkliges irdenes Gefäß zur Aufbewahrung und Frischhaltung des Wassers); albanes. butsél'ε (von botš „Faß"), usw. Auch das allgemein-spanische cubo ist eine solche Benennung, die von cubo „Eimer, Bottich" ausgeht. Es ist mir kein Ausdruck bekannt, nach dem die Nabe von dem sie umgebenden Reifen benannt wäre. Doch auch davon abgesehen ist die Etymologie *monile* sehr bedenklich. *Monile* „Halsband" ist selbst in Italien kein eigentlich volkstümliches Wort (das REW bringt als einzige romanische Form veron. manil, bei dem es noch fraglich ist, ob es nicht eher zu maniglia gehört); auf der iberischen Halbinsel ist *monile* für „Halsband" nicht vertreten; daß es in übertragenem Sinne auf einen Teil des Rades angewendet sein sollte, ist daher wenig wahrscheinlich. Formen wie moil, usw. können sehr wohl auf miul u. ähnl. beruhen, sei es mit Metathese, sei es mit anderem Suffix.

Krüger, S. 216, Anm. 1 sagt, daß ihm die beiranische Form meolo, die Figueiredo anführt (und auch Caldas Aulete) in Dialektvokabularen nie begegnet ist. Sie würde natürlich für *medullu* sprechen. Er meint außerdem, S. 216, Anm. 9: „Demnach verbliebe als einzige Form, die *medullu* in der Bedeutung „Durchmesser" fortsetzt, astur. miollo, das Aranzadi-Hoyos, Lecciones de antropología II, 252 anführt, aber in späteren Arbeiten nicht mehr erwähnt". Die sichtlichen Zweifel Krügers an der Existenz dieses Wortes werden durch das für das galizisch-asturianische Grenzgebiet (Coaña) verzeichnete mioyu „pieza de madera colocada en el diámetro de la rueda del carro del país, en cuyo centro tiene un agujero cuadrangular para recibir el eje" (Acevedo-Fernández S. 237) beseitigt, das dem gleichen Wort für „meollo" (S. 150) entspricht und nur *medullu* sein kann. Man kann dabei im Zweifel sein, ob die Bedeutung „Mark" oder die „Hirn", „Kopf" zu dem Bilde Anlaß gegeben hat; miolleira, molleira, z. B. bedeuten auch im Dialekt dasselbe wie span. mollera „parte superior de la cabeza". Was mich veranlaßt, eher an „Hirn", „Kopf" zu denken, sind ähnliche Benennungen auf anderen Gebieten. Im Ungarischen heißt man die Nabe: kerékagy (kerék „Rad" + agy „Schädel, Horn"), und in den südslavischen Sprachen bulg. serb. glavina, serbokroat. glavčina (von glava „Kopf") und in Trani: teste (R. Sarno, Il dialetto di Trani, Perugia 1921, S. 31). Die Karte 1231 des AIS zeigt, daß testa als Bezeichnung der Radnabe in Oberitalien weitverbreitet ist und auch im Süden, in Apulien, stark vertreten ist; in Oberitalien kommen daneben vielfach Bezeichungen wie čaf (Friaul), kao, ko, also „Kopf" vor, im äußersten Osten vielleicht in Anlehnung an das slavische glavina.

Sicher ist, daß *modiolus, mediolus* auf der Halbinsel, wie anderwärts, im Sinne von „Radnabe“ eingedrungen und der vorherrschende Typus ist; die übrigen Typen sind vermutlich nur Umdeutungen (wie mioyu, wobei außer der begrifflich verständlichen Deutung auch die lautliche Ähnlichkeit mit dem Grundtypus beteiligt sein wird) oder Anpassungen wie mediano (Maragatería), port. meão usw., die um so mehr nahe liegen, als diese Wörter so wie so „Mittelstück“ bedeuten. Auch Krüger meint, daß die *modiolu, mediolu*-Formen „wohl überhaupt die Grundlage all der unter I genannten Formen (mit Suffixtausch)“ darstellen; nur würde ich noch etwas weiter gehen und sagen, auch sämtlicher übrigen Formen (mit Einmischung anderer Ähnliches bedeutenden Wörter). Denn nach wie vor bin ich der Ansicht, daß für einen festumrissenen konkreten Begriff, für die Benennung eines technischen Gegenstandes, nicht zugleich vier oder mehr verschiedene Grundwörter eingedrungen sein können; gelegentlich hat ein Objekt auch im Lateinischen (wie in anderen Sprachen) verschiedene Bezeichnungen, wobei auch mundartliche Varianten vorliegen können; in solchen Fällen, die aber eher selten sind, können sich natürlich die verschiedenen Bezeichnungen im Romanischen fortsetzen (meistens sind auch solche wieder auf größere Kerngebiete beschränkt). Aber daß ein Wort, wenn es einmal eingedrungen war und wie *modiolus* in seiner Grundbedeutung nicht mehr verstanden wurde, in mannigfacher Weise (durch lautliche Angleichungen, Suffixtausch und durch Vermischung mit anderen lautlich oder begrifflich [meist beides zugleich] ähnlichen Wörtern) umgeformt wurde, ist nicht nur nicht seltsam, sondern darf geradezu als die Regel angesehen werden. Ich erlaube mir, auf meinen Artikel „Sobre os nomes da ‚moega‘ nas línguas ibero-románicas“ (in „Biblos“ XXIV [1948], 247–265) hinzuweisen, in dem ich die sonderbaren Ableitungen, wie **trimodĭnea* u. ähnl., die Joaquim da Silveira dem iberoromanischen Latein zutraut, bekämpft habe und die verschiedenen abweichenden Formen auf *trimodia* als Grundform mit lautlichen und begrifflichen Einmischungen anderer Wörter zurückgeführt habe. Ich glaube, wie ich es schon an anderem Orte ausgesprochen habe, nicht an die Unbegrenztheit der lateinischen Wortbildungsmöglichkeiten, wohl aber an die Unbegrenztheit der romanischen.

Merkwürdig sind die Formen mĩlde, mĩnle u. ähnl., im Galizischen und Nordportugiesischen; sie sind, wie auch Krüger (S. 217, Anm. 1) annimmt, dem Typus moil, muil anzugliedern, mit Vokalzusammenziehung. In Tras-os-Montes bezeichnet milde auch die „mão de mangual“ (Tavares Teixeira, RL XIII, 120; A. Tavares da Silva, Esbôço dum Vocabulário agrícola regional, Lisboa 1944, S. 312; auch Figueiredo), worunter man nur den Stil des Dreschflegels verstehen kann, was hinsichtlich der Bedeutung auffällig ist; ich möchte annehmen, daß es sich um ein anderes Wort, wohl **manile*, handelt[1].

[1] Nicht einverstanden bin ich mit der Deutung, die Krüger, S. 216, für die Nebenform megollu, migollo der Cabrera (La Baña) gibt, nämlich

Da es immer gut ist, bei der Besprechung eines Begriffes auch die übrigen Bezeichnungen desselben im Auge zu behalten, möchte ich noch bemerken, daß man in Spanisch-Amerika die Radnabe manzana (Cuervo, Apunt.[5], § 500; A. Malaret, Diccionario de Americanismos,[3] 539) oder piña (Cuba und Puerto Rico: Malaret, ibd. 660)[1] heißt, natürlich nach der Form (und so in Zentralsardinien núke, núge (dessa róđa): AIS 1231), in Korsika mela (ALEIC 1206); dial.-arab. baṭṭīḥ „the hub of a wheel", eig. „Melone": Stewart Macalister, The language of the Nawar or Zutt, London 1914, S. 194).

In der Planargia (Sardinien) sagt man dafür murtáğğu = ital. mortaio „Mörser", was in russ. stupnítza (von stúpa „Mörser") ein Gegenstück hat.

Ich führe diese Parallelen nur an, um zu zeigen, daß, was ja auch ganz selbstverständlich ist, dieselben oder ähnlichen bildlichen Ausdrücke da und dort begegnen.

---

medulla + *mica;* diese Vermutung geht wohl davon aus, daß meollo (und entsprechende Formen) in Dialekten (z. B. im Galiz.-Astur., Acevedo-Fernández, S. 150) auch „Brotkrume" (d. h. das weiche Innere des Brotes, la parte blanda del pan, sin corteza) bedeutet, womit sich die Assoziation mit miga rechtfertigen ließe; aber daß man bei der Benennung der Nabe an diese Bedeutung von meollo denkt, ist wenig wahrscheinlich; es genügt wohl die Annahme, in dem -g- einen hiatustilgenden Einschub zu sehen.

[1] Piña begegnet auch auf ligurischem Gebiete (pigna da reua „mozzo": Gius. Olivieri, Diz. genov.-ital., S. 344 und AIS 1231, Punkte 179, 185, 187, 193); hier denkt man natürlich an die Frucht der Pinie, während auf den Antillen die dort so genannte Ananas das Vergleichsmoment abgibt.

MAX L. WAGNER

Zeitschriftenschau

Romania, publ. p. M. Roques. LXVII (1942–43):

S. 1–52. F. Lecoy, Le *Chronicon Novaliciense* et les „légendes épiques". Der Bericht vom Klosterleben des ehemaligen Ritters Waltharius liefert den Rahmen und die Elemente, an welche die volkssprachlichen Moniage-Verfasser *(Guillaume, Ogier)* anknüpfen konnten. Nachweis einer Beeinflussung der Schilderungen von Karls Alpenzug gegen die Langobarden durch die *Vita Hadriani* und eine Liviusstelle. Weitere Parallelen im lateinischen Schrifttum. – S. 53–79. S. Dobelmann, Le ms. provençal 7–2–34 de la Colombine de Séville: *Lo Guardacors de Nostra Dona.* Literarhistorische Würdigung nebst Untersuchung der Sprachformen und Text. Die Heiligenleben sind aus der *Légende dorée* geschöpft.

S. 80–87. A. Jeanroy, Pour le commentaire du *Jeu de la Feuillée:* I. *Resproer* (v. 315); II. *Pavillon* (v. 369). – S. 87–90. M. Roques, Note additionnelle au mélange ci-dessus. [*tendre as pavillons* ist nach M. R. eine ironische Redensart; diese Auffassung wird bestätigt durch nfrz. *voler le papillon* „s'amuser à des bagatelles", so Ac 1694. W.].

S. 91–103. D. McMillan, *Les Narbonnais* et le *Siège de Barbastre;* fragments d'un manuscrit cyclique. Beschreibung und Text des Ms. der Universitätsbibliothek Chicago. Die Fragmente entsprechen Suchiers *Narbonnais* v. 7739 ff. und Perriers *Siège de Barbastre* v. 1–187.

S. 104–119. Comptes rendus: G. Lote, Les origines du vers français (Cl. Margueron). G. Heidel, La langue et le style de Philippe de Commynes (M. Roques). K. Heilemann, Der Wortschatz von Georges Chastellain; A. Coville, Recherches sur quelques écrivains du XIV[e] et du XV[e] siècle; *Le Petit Jehan de Saintré,* recherches complémentaires; La vie intellectuelle dans les domaines d'Anjou-Provence de 1380 à 1435 (M. Roques). – S. 120–128. Périodiques. – S. 129–144. Chronique.

S. 145–216. L. Foulet, Étude sur le vocabulaire abstrait de Froissart: *ordonnance.* – S. 217–239. L. Carolus-Barré, Peyre de Paternas, auteur du *Libre de sufficiencia et de necessitat* (1349). Untersuchung dieses noch unedierten, späten provenzalischen Literaturdenkmals. – S. 240–243. F. Bar, *Montjoie* et *Moultjoie.* – S. 243–254. F. Lecoy, Pour la chronologie de Hughes de Berzé. Fragen der Datierung im Anschluß an L.s Ausgabe der *Bible au Seigneur* und Chaumes *Les premiers Seigneurs de Berzé.*

S. 255–264. Comptes rendus: Homenatge a Antoni Rubió i Lluch (M. Roques). A. Piaget, *Oton de Grandson* (M. Roques). – S. 265–277. Périodiques. Darunter: Le Moyen Age XLVI–XLIX (1937–39); Revue de Linguistique Romane XIII–XIV (1937–38). – S. 278–288. Chronique.

S. 289–330. M. Roques, *Roland à Saragosse,* poème épique provençal (premier article). Vollständiger Text des 1410 Verse zählenden

Epos, von dem die ersten 261 Verse bereits im *Homenaje a Menéndez Pidal* 1925 abgedruckt worden waren. Nebst Namenverzeichnis.

S. 331–359. L. Foulet, *N'avoir garde.* [Diese Redensart hat viele semantische Wandlungen, mit verschiedenen affektiven Nuancen, durchgemacht, wie „ne courir aucun risque", „être bien éloigné de faire qch", „ne pas avoir peur", „être loin de faire qch". W.] – S. 360 bis 361. A. Jeanroy, Ancien français *corroies ointes.* – S. 361–367. P. Lebel, Représentants français de *sola* „poutre". – S. 367–369. L. Foulet, Pour le commentaire du *Jeu de la Feuillée: monter sur le tas* (v. 752).

S. 369–370. F. Bar, Sur un épisode d'*Aucassin et Nicolette.* Die Warnung Nicolettes durch den Turmwächter wäre nicht nur der Nachklang einer Alba, sondern auch mit der Erinnerung des Dichters an einen Passus im *Cantique des Cantiques* verschmolzen worden.

S. 371–397. Comptes rendus: Commentationes philologicae in honorem A. Långfors (M. Roques). Mélanges offerts au comte de Neufbourg (M. Roques). F. Bar, Les Épîtres latines de Raoul Le Tourtier (R. Bossuat). M. Catalano, *La Spagna* (M. Roques). P. Nardin, Lexique comparé des fabliaux de Jean Bodel (J. Sonet, M. Roques). G. Mayer, Lexique des oeuvres d'Adam de La Halle (J. Bastin). E. Walberg, Histoire de maistre Silon; *Le Chant du Roussigneul* (A. Jeanroy). – S. 398–411. Périodiques. Darunter: Revue des Langues Romanes LXVIII (1937–39); Speculum XIV (1939); Romanic Review XXX (1939). – S. 412–432. Chronique.

S. 433–490. P. Fouché, De l'action dilatrice du *yod* en gallo-roman. In diesem bedeutsamen Aufsatz versucht Fouché, die Wirkung des *-y-* auf den vorangehenden Tonvokal *(ĕbriu > ivre)* zu verstehen. Die Fälle, mit denen man es zu tun hat, sind allerdings so widerspruchsvoll, daß immer einiges Ungeklärtes übrig bleiben wird (W.).

S. 491–503. F. Lecoy, Guillaume de Saint-André et son *Jeu des Échecs moralisés.* Beschreibung der Hs. der Bibl. Nat., Inhaltsangabe des Traktates und Textproben. – S. 504–513. R. Barroux, Fragment de chansonnier provençal (ψ). Der noch nicht benützte Kodex enthält ein Fragment des bislang unbekannten Gedichtes *Mout m'es bel el tems d'estion* von Arnaut Daniel. Es besingt als einziges provenzalisches Lied die Liebe zu den verschiedenen Jahreszeiten. Von den etwas über 100 Zeilen (XIII Strophen) sind 72 Verse (Str. I, IV–X) erhalten. Verfasser hebt hervor, daß das Gedicht den übrigen uns bekannten Liedern Arnauts nicht ähnlich sieht, indes diesem mangels an begründeten Gegenargumenten zugesprochen bleiben kann. Abdruck der Texte des gesamten, mit obiger Signatur der Bibliothèque Nationale versehenen Chansonnier. – S. 513–527. F. Bar, Un fragment de la *Vie des Pères.* Beschreibung des Ms. der Archives Nationales und Text.

S. 528–546. Comptes rendus: Sache, Ort und Wort, Jud-Festschrift (M. Roques). Mélanges Melander (M. Roques). *La Vida de sant Honorat* de R. Féraud, p. p. I. Suwe (M. Roques). Publ. de l'Acad. Royale de Belgique: I. G. Doutrepont, Les mises en prose des Épopées et des Romans chevaleresques du XIVe et au XVe siècle; II. *Chroniques* de J. Molinet, p. p. G. Doutrepont et O. Jodogne; III. *Croniques et Conquestes de Charlemaigne*, p. p. R. Guiette (M. Roques). – S. 547–548. Périodiques. – S. 549–553. Chronique. – S. 553–554. Errata des pages 289 à 330 *(Roland à Saragosse).* – S 555–565. Index des mots. – S. 566 – 576. Table des matières.

LXVIII (1944–45):

S. 1–17. F. Lecoy, Etymologies espagnoles (*harnero* „crible", aus lat. *farinarium; cachas* „pièces formant les manches des couteaux", aus lat. *capsula; cachar* „briser", aus **cappulare; cachorro* „jeune chien", aus *cattulus*, für *catulus*, beeinflußt von *cattus; terraja* „taraud", von **terebraculum*, Ablt. von *terebrare; pringere* „graisse", für **pringre*, von **pinguinem*, Form von *pinguis*, umgebildet nach *unguen; lancha* „barque", entlehnt aus gen. *lancia*, dieses aus lat. *lancula* „kleine Wage"; *carcón* „courroie de charge d'une chaise à porteurs", mit frz. *carcan* zu ar. *ḫalḫal;* arag. *rogo* „rouge", von **rubeolus; roano*, entlehnt aus frz. *rouan*, von *ravus* „grau" und dem Suffix *-enc; cachava* „houlette" aus einer Kreuzung von lat. *caia* und *clava*. Aus Anlaß dieses Wortes zitiert Lecoy eine Reihe von solchen mit *ca*-anlautenden Wörtern, in deren zweitem Teil ein vollständiges Wort steckt. Vgl. damit meine Darstellung der Entstehung des pejorativen Präfixes *ca-* im Französischen.) (W.).

S. 18–42. M. Roques, *Roland à Saragosse*, poème épique provençal (deuxième article). Behandelt die motivischen Übereinstimmungen der italienischen Karlsepik mit der provenzalischen Rolandsdichtung. In Betracht kommen Einzelheiten aus den Schilderungen der Spagna, auch der Prosafassung, des *Viaggio di Carlo Magno* und der *Rotta di Roncisvalle*, ferner aus dem bereits dem 13. Jahrhundert angehörigen *Turpin* in Saintonge und die *Entrée d'Espagne*. Neben der Hervorhebung von getrennten Episoden kann Verfasser auf eine besondere Charakterisierung Oliviers sowie der Braslimonde im *Roland à Saragosse* hinweisen, wodurch dem Epos eine ausgeprägt psychologische Note verliehen wird.

S. 43–151. L. Foulet, Sur François Villon: notes et discussions. – S. 152–157. M. Roques, Girondin *aulanà, aulanar, jaugrà*. – S. 157 bis 168. F. Lecoy, Anc. fr. *A la forclose* (Berichtigung des entsprechenden Artikels bei Gdf.). [W.].

S. 168–172. F. Bar, Le „mabinogi" de *Pwyll, prince de Dyvet*, et la légende d'Ami et Amile. Das Thema von den vertauschten Rollen, welches dem gälischen Verfasser in einer der bestehenden Versionen übermittelt worden sein muß.

S. 173–206. Corrections: N. Dupire, En marge d'un cartulaire (*Cart. de l'abbaye de Marquette;* eine Fülle von wichtigen Berichtigungen und Wortinterpretationen). [W.].

S. 207–223. Comptes rendus: Mélanges A. Ernout; Mémorial J. Marouzeau (M. Roques). F. Lecoy, Recherches sur le *Libro de Buen Amor* (M. Roques). A. Micha, La tradition manuscrite des romans de Chrétien de Troyes; Prolégomènes à une édition de *Cligès* (M. Roques). V. Puttonen, Études sur Martial d'Auvergne (J. Rychner). – S. 224 bis 245. Périodiques. – S. 246–256. Chronique. Darunter: H. Guiter, Étude de linguistique historique du dialecte minorquin (M. Roques).

S. 257–272. L. Foulet, Études sur le vocabulaire abstrait de Froissart (deuxième article): *Imaginer*.

S. 273–315. S. Kravtchenko-Dobelmann, *L'Esposalizi de Nostra Dona*, drame provençal du XIIIe siècle. Beschreibung der Handschriften und Ausgaben, Quellen- und Textanalyse, Beobachtungen zu Sprache und Metrum. Erstveröffentlichung des Ms. der Biblioteca Colombina zu Sevilla (Ende 13. Jahrhundert), krit. Text, Glossar. –

S. 316–360. A. Micha, Raoul de Houdenc est-il auteur du *Songe du Paradis* et de la *Vengeance Raguidel?* Knüpft an die von Zingerle und Friedwagner bereits geäußerten Zweifel an der Authentizität des Trouvère an, bekräftigt jedoch eher die Annahme von Boerner, daß Raoul der Verfasser war. Der Stil und die Versform seien weit bunter als Friedwagner gemeint hatte. – S. 361–371. G. Lavergne, Fragments d'un poème pieux inédit du XIVe siècle. Ein anonymes Purgatorium in fast dialektismenfreiem Französisch. Textproben.

S. 372–376. L. Spitzer, Notes aux „Mots rares" des *Faictz et dictz* de Jean Molinet (Romania LXV, 9).

S. 376–381. P. Breillat, Fragment d'un manuscrit du *Breviari d'Amor*. V. 15 834–15 958 des Gedichtes von M. Ermengaut de Béziers in einer Niederschrift des 14. Jahrhunderts. – S. 381–385. Ph. Lauer, Les plus anciennes mentions de Roland. Die Erwähnung Rolands in den zwischen 772 und 774 abgefaßten Dokumenten der Abtei Lorsch in Hessen (Böhmer-Mühlbacher, *Die Regesten des Kaiserreichs*, ²1899, Nr. 144 [140]) wird als stichhaltig bezeichnet.

S. 386–389. Comptes rendus: Mélanges J. Saulnier (M. Roques). Wace, *La Vie de saint Nicolas*, p. p. E. Ronsjö (M. Roques). – S. 390 bis 392. Périodiques. – S. 393–400. Chronique.

S. 401–421. G. Gougenheim, Notes sur le vocabulaire de Robert de Clari et de Villehardouin. [Robert de Clari unterscheidet, wie Gougenheim mit sorgfältiger Textanalyse feststellt, mit größter Präzision *herbergier* „cantonner" und *logier* „camper (sous des tentes)". Villehardouin braucht manchmal im letzteren Sinn auch das erstere Wort, ähnlich auch die andern Autoren vor und nach dem 4. Kreuzzug. W.].

S. 422–443. L. Foulet-C. Foulon, Les scènes de taverne et les comptes du tavernier dans le *Jeu de saint Nicolas* de Jean Bodel. – S. 444–470. Ch. J. Liebmann jr., Un sermon de Philippe de Villette, abbé de Saint-Denis, pour la levée de l'oriflamme (1414). Einführung und Texte nach den Manuskripten der Bibliothèque de l'Arsenal und der Bibl. Nat. nebst Varianten nach weiteren Handschriften. – S. 471–477. L. Spitzer, Le vers 830 de Roland. – S. 477–483. P. Breillat, Un saint dépossédé: saint Cibar et saint Waast.

S. 484–501. Comptes rendus: M. Regula, Über die Einwirkung des Affekts auf die Laut- und Sinnform gewisser Wörter im Romanischen (L. Spitzer). S. Dobelmann, La langue de Cahors des origines à la fin du XIVe siècle (M. Roques). C. Th. Gossen, Die Pikardie als Sprachlandschaft des Mittelalters; K. Zangger, Contribution à la terminologie des tissus en ancien français (N. Dupire). F. A. Ugolini, Testi antichi italiani; Atlante paleografico italiano, I (Cl. Margueron). Chronique catalane de Pierre IV d'Aragon, éd. p. A. Pagès (A. Jeanroy). Moamin et Ghatrif, Traités de fauconnerie et des chiens de chasse, éd. p. H. Tjerneld (M. Roques). – S. 502–512. Périodiques. – S. 513–521. Chronique. – S. 522–537. Index des mots. – S. 538–544. Table des matières.

LXIX (1946–47):

S. 1–79. L. Foulet, L'effacement des adverbes de lieu. In diesem an feinen Beobachtungen über den altfranzösischen Sprachgebrauch überreichen Aufsatz stellt L. Foulet die Bedeutung und Verwendung der Ortsadverbien *sus*, *jus*, *aval*, *amont*, *haut*, *bas* usw. dar. In den für das Altfranzösische so charakteristischen Verbindungen wie *lever*

sus „aufheben“, *geter jus* „herunterwerfen“ sieht er Nachahmungen germanischer Konstruktionen. Der Einfluß der Zweisprachigkeit Nordgalliens vom 6. bis 9. oder 10. Jahrhundert hätte also stark auf die Syntax des Nordgalloromanischen eingewirkt. Vgl. dazu nun auch Rez., „Ausgliederung der roman. Sprachräume“ S. 110. [W.]

S. 80–90. L. Spitzer, La „lettre sur la baguette de coudrier“ dans le lai du *Chievrefueil*. Zu einigen Topoi in dem Lai der Marie de France. – S. 91–96. Ch. Samaran, D. Mc Millan, J. Porcher, Lectures sous les rayons ultra-violets. Fortsetzung der Textbesserungen von alten Handschriften, namentlich an schadhaften Pergamentstellen nach dem angegebenen Verfahren.

S. 97–101. G. Gougenheim, Roumain *mic, mică* „petit“ et latin *mica* „miette“. – S. 101–103. J. Favière, *Montjoie* et *Moultjoie*.

S. 103–112. E. C. Southward, *Gormont, roi d'Afrique*. Leitet die Bezeichnung des Helden im Gormondliede aus dem Namen des Isländers *Guzmondr enn Rike Eyolfsson* († um 1026) ab, da die gälische Erzählung von Kilwch und Olwen einen *Gormant ap Ricca* erwähnt. Vgl. meine Ausführungen in ZRPh LXVII (1951), 106, Anm. 1.

S. 115–126. Comptes rendus: Mélanges Huguet (M. Roques). Mélanges 1945 (Strasbourg), II, Études littéraires (M. Roques). Y. Malkiel, The derivation of hispanic *fealdad(e)*, *fieldad(e)* and *frialdade* (F. Lecoy). J. H. D. Allen, Portuguese wordformation with suffixes (F. Lecoy). G. Brandt, La concurrence entre *soi* et *lui*, *eux*, *elle(s)*; étude de syntaxe historique française (F. Lecoy). A. Jeanroy, Histoire sommaire de la poésie occitane (H. Henry). E. Mireaux, La Chanson de Roland et l'histoire de France (J. Monfrin). – S. 127–135. Périodiques. Darunter: Medium Ævum IX–XI (1940–42). – S. 136–144. Chronique.

S. 145–173. L. Foulet, *Prendre parti*. [Sehr durchdringende Analyse des Ausdrucks *prendre parti* mit seinen verschiedenen Bedeutungen, vornehmlich bei Froissart. Ob allerdings dieser an der Entstehung all dieser Gebrauchsweisen so stark beteiligt gewesen ist, wie Foulet meint, ist doch unsicher. Das subst. *parti* erscheint doch auch bei Froissarts Altersgenossen Deschamps. W.] – S. 174–186. A. Henry, Ancien français *nate que nate*. (Siehe auch Romania LXX, 74; FEW 7, 48.)

S. 187–197. H. Pflaum, Sur deux passages de *Balaham et Josaphas*. Über die Schwierigkeiten der Interpretation von V. 6750–64 und V. 9045–56 des Textes in der Ausgabe von Appel. – S. 198–241. J. Longnon, Sur l'histoire de l'empereur Henri de Constantinople par Henri de Valenciennes. Über den Inhalt, die Sprache, die Handschriften und die Ausgaben dieser mit dem Jahre 1208 beginnenden Beschreibung, die gleichsam Villehardouins *Conquête de Constantinople* fortsetzt.

S. 242–243. J. Haust, Anc. fr. *escalot*.

S. 244–246. G. Gougenheim, *Charterier* dans le *Jeu de saint Nicolas* de Jean Bodel. – S. 246–248. A. Långfors, Deux proverbes obscurs. – S. 248–256. A. Micha, Les éditions de Robert de Blois. Seinen *Roman de Beaudous* hat Robert de Blois selbst überarbeitet und erweitert, nicht zum Vorteil des Werks, vielmehr nur um es unter einem neuen Protektor noch einmal unterbringen zu können.

S. 257–275. Comptes rendus: Deux recueils de sottes chansons, éd. A. Långfors (A. Jeanroy, A. Henry, N. Dupire). – S. 276–279. Périodiques. – S. 280–288. Chronique.

S. 289–316. H. Yvon, L'assiette du nom, des origines au XIVe siècle.

S. 317–361. M. Roques, *Roland à Saragosse* (troisième article). Vergleichende Untersuchung dieses provenzalischen Epos mit dem es ergänzenden, im selben Manuskript von Apt enthaltenen *Ronsasvals*. Beobachtungen zu Metrum, Sprache und Stil. Beide Epen zeigen überwiegend durch Assonanz verbundene Zehnsilber, daneben finden sich jedoch auch Alexandriner eingeschaltet. Die Sprache ist ein leicht französisch getöntes Provenzalisch. Sie verwenden teilweise denselben Wortschatz, es gleichen sich ganze Verse. Namentlich in syntaktischer Hinsicht bestehen aber Unterschiede. *Ronsasvals* ist offensichtlich in einem ausdrucksvolleren Stil geschrieben worden als *Roland à Saragosse*. Die Verfasser müssen einem gleichen Kulturmilieu entstammen. – S. 362–387. E. Lambert, L'*Historia Rotholandi* du Pseudo-Turpin et le pèlerinage de Compostelle. Weist einwandfrei nach, daß die Version des Hs. von Santiago in der Pilger- und Kreuzzugsepoche des 12. Jahrhunderts entstanden sein muß.

S. 388–389. L. Spitzer, Un apax anc. fr. expliqué par l'anglais.

S. 389–395. A. Henry, Un prétendu manuscrit du *Cleomadés*. Résumé des Poems von Adenet aus der Handschriftensammlung der Bibliothèque Mazarine, nebst kurzer Einführung und Text.

S. 396–416. Comptes rendus: Onze poèmes de Rutebeuf concernant la croisade, p. p. J. Bastin et E. Faral (F. Lecoy). A. Baguette, Le *Paweilhar Giffou*, éd. critique (N. Dupire). K. Strecker, Introduction à l'étude du latin médieval, trad. p. P. Van de Woestijne (J. Monfrin). P. Lebel, Les noms de personne en France (J. Monfrin). R. Menéndez Pidal, *Cantar de Mio Cid* (B. Pottier). Etudes romanes dédiées à Mario Roques (M. Roques). – S. 417–422. Périodiques. – S. 423–432. Chronique.

S. 433–462. E. Faral, Les chansons de toile ou chansons d'histoire. Einige dieser Lieder sind älter als die Werke, in die sie Aufnahme fanden, z. B. der *Lai d'Aristote*, der *Roman de la Violette* und der *Guillaume de Dole* (1212–1213). „Il se dégage de nos chansons un parfum d'épopée." In der Tat erinnert *Bele Doete* (Bartsch III) an Aldas Tod in *Rol.* 3708–20. *Quand vient en mai* (Bartsch I) übernimmt zwei Verse wörtlich aus *Ogier le Danois* und dem *Girart de Vienne*. Die Assonanzen *cort*, *front*, *trembor*, *mont* lassen die Nasalierung des *o* unberücksichtigt erscheinen und sind Jeanroy zufolge seit dem 12. Jahrhundert selten. Wie der Rahmen sowie die charmanten Züge vermuten lassen, handelt es sich um bald wieder aus der Mode gekommene Arbeits-, besonders Nählieder der Damen.

S. 463–495, 554. R. Loriot, *Réderie*, toponyme picard et la famille étymologique de *rêver*.

S. 496–519. L. W. Stone, Jean de Howden, poète anglo-normand du XIIIe siècle. Auszugsweise Veröffentlichung der epischen Dichtung *Rossignol* mit kurzer Würdigung und Anmerkungen. – S. 520–524. J. Schwartz, La laisse CLXXXVII de la *Chanson de Roland*. Auf Apoll bezügliche Parallelstellen zu *Rol.* 2580 ff. *Ad Apolin en curent en une crute* . . . in lateinischen Kreuzzugsberichten. Knüpfte der Rolandsdichter an diese an, dann könnte die Laisse nicht vor 1110 entstanden sein. – S. 525–528. A. Långfors, Un poème latin sur l'origine des fleurs de lis. Die Idee stammt aus dem 14. Jahrhundert. – S. 528 –534. F. Lecoy, Le *Dit de l'espervier*. Text und kritische Einführung.

S. 534–540. M. Roques, L'ancien français *enaines* et le vers 1678 du *Tristan* de Béroul. – S. 541–547. R. Vallois, *Ogive < algibe?*

S. 548–550. Comptes rendus: R. N. Walpole, Charlemagne and Roland (J. Monfrin). M. de Riquer, Obras completas del trovador Cerveri de Girona (A. Jeanroy). – S. 551–553. Chronique. – S. 555–568. Index des mots. – S. 569. Table des matières.

LXX (1948–49):

S. 1–36, 163–191. A. Pézard, Du *Policraticus* à la *Divine Comédie.* Behandelt den Einfluß des Johann von Salisbury auf zahlreiche Episoden in der Commedia sowie auf weitere Werke Dantes, unabhängig von den kurz zuvor erschienenen Arbeiten von U. Bosco und P. Renucci. Die Untersuchung enthält Beiträge zu folgenden Themenkreisen: Thaïs, 'Meretrix' und 'Noverca', Trajan und weitere Persönlichkeiten der Antike, Brennus, mehrere Dichter, Philosophen und die Bibel, Päpste, namentlich Adrian IV und V, Kardinäle und Mönche. Das starke Nachwirken des *Policraticus* setzt eine intensive Beschäftigung Dantes mit diesem Buch voraus. – S. 37–50. A. Micha, L'épreuve de l'épée. Gemeint ist das Sagenmotiv von dem Herausziehen eines Schwertes oder einer Lanze aus einem Körper bzw. Gegenstand, der sie festhält, durch einen vorbestimmten Helden, z. B. Lancelot in der *Charrette* von Chrétien und Galaad in der *Queste.* Es findet einen Vorgang in der Rolandsepik, der Episode vom Schwert des gefallenen Hauptthelden, die in der Wiedergabe der *Karlamagnússaga* überliefert wurde, und bei Vergil, *Aen.* VI, 145–148. Varianten enthalten der *Merlin*, die *Vengeance Raguidel* und weitere altfranzösische Dichtungen. – S. 51–67. M. Liebermann, Chronologie gersonienne. Datierung der Predigt über das Thema *Beati qui lugent* von Jean Gerson in das Jahr 1402.

S. 68–72. B. Pottier, Notes sur le lexique aragonais. – S. 72–73. R. Emrik, Picard *écalot.* – S. 74. L. Spitzer, *Nate que nate.*

S. 74–82. V. Putanec, Un second manuscrit du *Livre d'Enanchet.* Summarische Beschreibung einer zweiten Handschrift aus dem Jahre 1252, die der Verfasser in Zagreb ermittelte. Sie ist älter als der Wiener Kodex, der gleichfalls in Oberitalien niedergeschriebene Text daher etwas archaischer, jedoch ohne bedeutsame Abweichungen. Das Mariengebet fehlt. – S. 83–84. A. Långfors, La sabine comme réfrigérant. Zu einer Stelle in Gersons *Sermon de la Concepcion nostre Dame* und einer vom Verfasser edierten sotte chanson. – S. 85–95. J. Fourquet, Fautes communes ou innovations communes. Erörterungen zur Methode der Textkritik im Anschluß an die von Bédier und Roques aufgeworfenen Fragen.

S. 95–97. R. Lévy, Une réplique à propos de l'apax _*costif._

S. 98. L.-M. Defourques, Béroul, *Le roman de Tristan*, éd. E. Muret. Korrektur der Druckversehen in der vom Verfasser selbst besorgten 4. Auflage.

S. 99–110. Comptes rendus: H. Weigold, Untersuchungen zur Sprachgrenze am Nordufer des Bielersees (J. Hubschmid fils). M. de Riquer, Resumen de Literatura Catalana (A. Pagès). Ph.-A. Becker, Der Liederkreis um Vivien (D. McMillan). P. Zumthor, Merlin le Prophète (J. Lods). – S. 111–128. Périodiques. Darunter: Bull. de la Comm. royale de Toponymie et Dialectologie X–XX (1936–46); Revista de Dialecto-

logía y Tradiciones populares I–II (1944–46); Revue du Moyen âge latin I (1945); Scriptorium I (1946–47). – S. 129–144. Chronique. Darunter: Nekrologe Salverda de Grave, Melander; Anzeige der *Textes de la Chanson de Roland*, éd. p. R. Mortier, fasc. I–X.

S. 145–162. F. Lecoy, L'ancien français *plus noir que fros*. [*fros* ist der älteste Beleg für frz. *freux*; der Verfasser versucht dieses auf gall. **fravos* zurückzuführen, statt frk. **hrōk*. Eine Diskussion dieser sehr komplexen Frage wird anderswo erfolgen. W.]

S. 192–233, 355–396. F. Lot, Encore la légende de Girard de Roussillon à propos d'un livre récent. Gehaltreiche Stellungnahme zu den eindringlichen Studien von R. Louis über *Girart comte de Vienne*, I, II (Auxerre 1946–47), mit besonderem Bezug auf den *Girart de Roussillon*. Hier können nur einige der wichtigsten Aspekte referiert werden: Louis hatte den Gedanken Ph.-A. Beckers (*Literaturblatt* XXVIII, 1907, Sp. 371) wieder aufgenommen, daß dem prov. *Girart de Roussillon*, der auch Formen in Langue d'oui aufweist, die lat. *Vita Gerardi* voraufgegangen sei. Zugleich übernahm er von P. Meyer den Gedanken einer Mehrgliedrigkeit des Epos, das nach seiner Auffassung indes nicht von zwei, sondern von drei verschiedenen Verfassern stammt. Lot erkennt hingegen nur einen einzigen Autor. Auch möchte er als Entstehungszeit eher die Jahre zwischen 1155 und 1180 (nach Wace und vor *Garin*) annehmen, während Louis das Heldengedicht in die Zeit um 1150 (nach Gottfried von Monmouth und vor Wace) datierte. Dieser glaubte an eine ältere „version pyrénéenne", da der Inhalt des *Girart de Roussillon* eine gute Kenntnis Südfrankreichs und Nordspaniens verrät. Gemeint wäre nicht das Roussillon im Viennois, sondern Castel-Roussilo, dem der Roussillon seinen Namen verdankt. Hiervon ist Lot nicht überzeugt. Auch kann er darauf hinweisen, daß der Epiker fast ebenso gut über Italien Bescheid weiß. Etwas leicht geht er über andere Feststellungen Louis' hinweg, z. B. die Analogien zur spanischen Sage von Bernardo del Carpio. Der Vermutung von Meyer und Louis, daß die *Vita* auf das Vorhandensein eines Parallelepos schließen lasse, pflichtet Lot nicht bei. Jedoch glaubt er mit Louis an die Existenz einer alten, verlorenen Epik (die Geistlichen hätten zunächst nur Sequenzen, Passionen, Heldenleben usw. niedergeschrieben, indes nur rein zufällig das Hildebrandsfragment). Auch andere Einzelheiten finden die Anerkennung des Rezensenten. Lot weist nachdrücklich auf die Wichtigkeit einer Neuausgabe des *Girart de Roussillon* hin, der z. Zt. noch allein in Foersters Text der *Romanischen Studien* nebst der Übertragung von Meyer vorliegt. *Girart de Vienne* habe im wesentlichen nur den Namen mit dem *Girart de Roussillon* gemein. Die auf jenen angewandten Gesichtspunkte Louis' fußen namentlich auf den von Becker entwickelten.

S. 234–237. F. Bar, Anc. fr. *fet soi*. – S. 237–238. A. Henry, Anc. fr. *piffraille*. [Steht in einem Ms. aus dem 14. Jahrhundert, was für die Frage der Herkunft von *pifre*, *empiffer* von großer Bedeutung ist. W.]

S. 239–245. M. Duchein, Un fragment d'*Escanor*. Unveränderter Abdruck von V. 9241–9357 sowie V. 9840–9956 aus dem *Roman d'Escanor* auf einem Pergamentbogen des 13. Jahrhunderts. – S. 245–251. J. Monfrin, A propos du *Tombel de Chartrose*. Zur Verfasserfrage der Contes pieux en vers du XIVe siècle tirés du recueil intitulé le „Tombel de Chartrose", hrsg. v. M. Walberg, Lund 1946.

S. 252–269. Comptes rendus: Studies in honor of W. A. Nitze (M. Roques). Mediaeval Studies in honor of J. D. M. Ford (M. Roques). The Didot *Perceval*, éd. W. Roach (A. Henry). *Renart le Bestorné*, éd. E. B. Ham (E. Faral). – S. 270–281. Périodiques. Darunter: Archivo de Filología Aragonesa I (1945); Bull. de la Soc. Ling. de Paris XLI (1941–43); Estudios de la Edad Media de la Corona de Aragón I–II (1945–46); Revista de Dialectología y Tradiciones populares III (1947); Revue du Moyen âge latin II (1946); Symposium I (1946–47). – S. 282 bis 288. Chronique.

S. 289–331. E. Faral, Le „Dit des Cordeliers" de Rutebeuf. Neudruck des Textes nach dem einzigen, jedoch nicht einwandfreien Manuskript, unter Hinweis auf die Lesarten von Jubinal und Kressner, mit denen Verfasser sich auseinandersetzt. Das Werk ist als eine Verteidigung der Cordeliers aufzufassen und bereits 1249 in Troyes entstanden, somit die früheste Schrift Rutebeufs.

S. 332–354. F. Lecoy, Notes de lexicographie française. [Berichtigt und präzisiert dank einer intimen Kenntnis der Texte eine Reihe von Angaben, die über altfrz. Wörter oder ihre Herkunft gemacht worden sind, so über *ferner*, über die Redensart *fiere ou faille* „de toutes façons", über *moistre*, aus *miscere* usw. W.].

S. 397–408. L. Spitzer, *Tervagant*. Hierzu vgl. meine Ausführungen in ZRPh LXVII (1951), 109.

S. 408–409. F. Lecoy, Le *Dit de l'espervier*. Ergänzung zu dem Artikel in Bd. LXIX, 528–533.

S. 410–419. Comptes rendus: Mélanges F. Grat (M. Roques). M. de Riquer, Introducció al *Tirant lo Blanc* (R. Lavaud). – S. 420–426. Périodiques. Darunter: Rev. Belge de Phil. et d'Histoire XXI (1942), XXII (1943). – S. 427–432. Chronique. Darunter: P. Bénichou, Romances judeo-españoles de Marruecos (M. Roques).

S. 433–473. A. Burger, La légende de Roncevaux avant la *Chanson de Roland*. Erblickt in dem *Guide du Pèlerin* und der *Chronique* des Turpin eine zwecks Verherrlichung der zu Blaye und Belin ruhenden Helden von Roncevaux verfaßte Märtyrerlegende. Es wird die Frage erhoben, ob die in der *Chanson* geschilderte Version oder die in lateinischer Prosa wiedergegebene zuerst bestanden habe. Burger neigt zu der letzteren Annahme, zumal er meint, aus den Texten auch Epenfragmente erschließen zu können. Man sollte jedoch, um sicher zu gehen, Spezialkenner des Mittellateinischen zu Rate ziehen und mit ihnen feststellen, ob dieses beliebt gewordene Verfahren hier wirklich mit Recht angewandt worden ist und Verse zugrunde gelegen haben müssen. Auch ohnedies kommen uns einige Zweifel, selbst wenn es ein lateinisches Epos gegeben haben sollte. Es ließe sich dann immer noch später ansetzen als die *Chanson*, denn z. B. Agolant und 'Arastagnus Britonum' (= Hasteins) sowie 'Otgerius' als 'rex Daciae' erscheinen doch erst im Lauf des 12. Jahrhunderts auf der Bildfläche französischer Heldensage. Beachtenswürdig ist die Feststellung, daß der gefallene Roland in Roncevaux von Kaiser Karl in der Turpinschen Chronik nach dem Text des Codex Calixtinus aus Santiago de Compostela (vor 1173, *B* bei Meredith-Jones) als *barba optima* (vgl. Cid 268 *barba tan complida*) bezeichnet wird. Burger bemerkt hierzu: „le pseudo-Turpin n'a sans doute pas tiré cette expression du *Cantar* ni de son imagination, mais de sa source." Hingegen bringt die Hs. der

Pariser Nationalbibliothek nur den Ausruf 'O bracchium dextrum corporis mei, decus Galliorum'; in ihr ist der fragliche Zusatz nicht enthalten. Es ließe sich daher wohl auch an einen Einschub durch den (spanischen?) Bearbeiter in Santiago denken. Vgl. S. 268 in meinem Beitrag der ZRPh LXVI (1950). Freilich verlangt der Beitrag ein vollständigeres Eingehen auf alle Einzelheiten, die er anführt, um seine These zu entwickeln. – S. 474–522. L.-F. Flutre, Etudes sur le roman de *Perceforêt.* Beschreibung der Handschriften und Ausgaben, Datierung. Ein Urtext muß zugrunde gelegen haben. Quellennachweis: G. v. Monmouth, Orosius, Beda, Gildas, Caesar, Plinius u. a. Wird fortgesetzt.

S. 523–526. L. Spitzer, Français *s'emberlucoquer, s'emberlificoter* „s'empêtrer, s'entortiller". [Käme aus ital. *bericolo* „Aprikose", das, wie andere Früchtenamen, zur Bezeichnung der weiblichen Scham geworden wäre. W.]

S. 526–532. J. Rychner, Note sur les origines, les homonymes et le père de Martial d'Auvergne. Einige Daten zur Vita des Martial d'Auvergne und seiner Angehörigen. – S. 533–536. M. Roques, *Le Roman de Renart*, Première branche . . ., éd. d'après de ms. de Cangé. – Textbesserungen.

S. 537–540. Comptes rendus: Miscellanea J. Gessler (M. Roques). J. Chailley, Etudes musicales sur la chanson de geste et ses origines (M. Roques). – S. 541–548. Périodiques. Darunter: Boletín de Filología I–IV (1936–45); Revue du Moyen Age Latin III–IV (1947–48). – S. 549–556. Chronique. Darunter: E. Lommatzsch, Geschichten aus dem alten Frankreich (M. Roques). N. Cartojan, Istoria Literaturii Române vechi (M. Roques).

Frankfurt a. M. E. v. RICHTHOFEN.

Studi medievali. Nuova serie, XVI (1943–1950).

S. VII–XII. V. Ussani, Programma. – S. 1–47. J. S. Ruggieri, Alle fonti della cultura ispano-visigotica. Betont den religiösen und klösterlichen Ursprung der spanischen Kultur in westgotischer Zeit. Die weltlichen Lehren wurden indes nicht abgelehnt; für das 6. Jahrhundert und die Folgezeit läßt sich eine enge Verbindung von Katholizismus und sozialem und politischem Leben feststellen. Erstaunlich ist das „fast völlige Ausbleiben von Dichtung" (S. 10). Ein christliches Ehe- und Familienrecht, das im frühen 4. Jahrhundert auf dem Konzil von Elvira festgelegt worden war, hatten die Goten bereits vorgefunden. Die kirchlichen Vorschriften müssen von Anfang an sehr eng gefaßt worden sein. So lassen sich Verbote finden für das Aufhängen von Bildern in den Kirchen sowie für die Veranstaltung von Tänzen, Schauspielen (außer den ludis theatriis taurorum) und Gesängen. Z. B. sollen die Nänien durch Psalmen ersetzt werden. An die Stelle der (noch lebendigen) *carmina amatoria* und *turpia* treten die liturgischen *carmina maiorum.* Seine Angaben schöpft der Verfasser besonders aus dem *Chronicon Cesaraugustanum* (in J. Saenz de Aguirre, Collectio maxima conciliorum omnium Hispaniae, Roma 1693) und ergänzt sie zudem durch die betreffenden Feststellungen neuerer Kirchen- bzw. Literarhistoriker wie E. Magnin, J. Pérez de Urbel, Z. García Villada und A. Castro. Am längsten haben Gallicien und die

baskischen Provinzen an den römischen und vorrömischen Bräuchen festgehalten (und sich der Christianisierung widersetzt). Die definitive politische und religiöse Einheit wurde erst 587 durch die Bekehrung Recaredos hergestellt. Die erkennbaren Auswirkungen sind wiederum vor allem kirchlicher Art. Hierdurch fände die lange Pause, während der die traditionelle weltliche Dichtung schweigt, eine Erklärung. Dennoch entbehrt das liturgische Material nicht einiger den Volksgebräuchen und dem Naturleben entlehnten Beschreibungen. – S. 48–85: O. Schumann, Die jüngere Cambridger Liedersammlung. Überwiegend geistliche Gesänge zur Ausschmückung der Liturgie, daneben wenige moralisch-satirische Gedichte und Liebeslieder, keinerlei Vagantenpoesie. Die Hs. ist wahrscheinlich in England entstanden. Die Texte sind mit der gleichen Sorgfalt beschrieben wie in der vorbildlichen Ausgabe der *Carmina Burana* von Hilka und Schumann. – S. 86–101: G. Vecchi, Sequenza e lai. A proposito di un ritmo di Abelardo. Bestätigt die Untersuchungsergebnisse von F. Gennrich und H. Spanke und erblickt in den Planctus des Petrus Abelardus einen Übergangstypus zwischen Sequenz und Lai. Der Rhythmus des III. Planctus erlaubt einen Vergleich mit der Form des *Lai des Pucelles*. Von hier aus gelangt der Verfasser zu der Konstatierung, daß einer der ältesten volkstümlichen Lais aus einer Sequenz herleitbar ist. Das widerspricht der Auffassung Jeanroys, wonach die Lais besonders in melodischer Hinsicht aus ‚bretonischen Liedern‘ hervorgegangen wären. Beigegeben sind Faksimiles und Notenbeispiele. – S. 102–134: M. Casella, *Il Cantico delle creature*. Neuordnung des vorhandenen handschriftlichen Materials, nebst Besserung von wichtigen Stellen, als Grundlage für einen kritischen Text, der auf dem Kodex 338 der Biblioteca Comunale zu Assisi basieren muß. Analyse des mystisch-doktrinären Gehalts. In einem Anhang Widerlegung der Ausdeutung einer Textstelle des *Cantico* von A. Pagliaro. – S. 135–160: P. Aebischer, Fragments de la *Chanson de la Reine Sebile* et du *Roman de Florence de Rome* conservés aux Archives cantonales de Sion. Beschreibung und Text der 168 Verse des wahrscheinlich aus dem nördlichen Ostfrankreich stammenden, um 1300 geschriebenen Bruchstücks aus dem Sebile-Epos. Ihm wird ein vielfach wörtlich übereinstimmender Abschnitt aus dem seit Amador de los Ríos bekannten spanischen Manuskript des Escorial gegenübergestellt. Auf der gleichen Sage beruht der wohl etwas ältere *Macaire*, der jedoch nicht so weite Verbreitung gefunden hat wie die unabhängig von ihm gestaltete *Reine Sebile*. Nach dem Osten, wahrscheinlich nach Lothringen, gehört auch das Fragment aus *Florence de Rome*, dessen Text der Verfasser beigibt, ohne den Vergleich mit der ebenfalls abgedruckten Fassung des entsprechenden Teilstückes aus Wallenskiölds Ausgabe durchzuführen. – S. 161–175: A. Monteverdi, „Rosa fresca aulentissima . . . tragemi d'este focora . . .“ Wirft die Streitfragen, ob die *Rosa fresca* im sizilianischen Dialekt geschrieben ist und als zur volkstümlichen oder höfischen Lyrik gehörend betrachtet werden muß, erneut auf und sucht sie auf Grund einer Analyse der Sprachformen und des Wortgebrauchs einer namentlich durch die Feststellungen D'Ovidios gestützten Lösung entgegenzuführen: „Io credo infatti che non ci sia nessun bisogno di ammettere che le forme dialettali usate da Cielo siano quelle del suo idioma nativo; sì che, sospettandole riferibili all'antico dialetto di Scicli, noi dobbiamo con-

siderar sciclitano il poeta; o, riconoscendole invece appartenenti ai dialetti dell'antica ‚Puglia', noi dobbiamo considerarlo ‚pugliese'. Non abbiamo nessun elemento per dedurre dalla lingua del *Contrasto* . . . la patria del poeta" (S. 172). Die beiden Eingangsverse, die von einem gebildeten Dichter stammen, der alle Feinheiten des höfischen Sprachgebrauchs kennt, haben nichts „Mundartliches" an sich. Deshalb hat Dante, um eine Probe aus dem sizilianischen Dialekt zu bringen, sich in diesem Fall nicht des ersten, sondern gegen seine Gepflogenheiten des dritten Verses bedient. Unter den zahlreichen Beispielen für Cielos gehobenen, an Provenzalismen reichen Ausdruck, die der Verfasser anführt, dürfte allein schon die „donna cortese e fina" überzeugen. Die *Rosa fresca* ist daher in einer Sprache geschrieben, die sowohl mundartliche als auch literarische, volkstümliche und höfische Elemente vereinigt. (Übrigens lassen sich ähnliche Feststellungen auch für die im Norden Italiens entstandene *Sposa „padovana"* treffen: *Rosa fresca*, V. 51 'donna col viso cleri' kann nicht nur afrz. 'dame au cler vis' angereiht, sondern zudem mit *Sposa*, V. 85 'Ela li sta col viso claro' in Parallele gesetzt werden.) – S. 176–211: E. Faral, Pour le commentaire de Rutebeuf. *Le dit des „règles"*. Text und eingehende literarhistorische Studie des *Dit des règles*, worin Rutebeuf den Prälaten zum Vorwurf macht, daß sie den Bruch einer Übereinkunft der Jakobiner mit der Universität geduldet haben. „L'œuvre littéraire de R. . . . plonge à pleines racines dans un milieu politique, religieux et social qu'il faut connaître" (S. 176). Der Dichter stellt sich in vielen seiner Arbeiten als eine Art „Publizist" vor, dessen Interesse dem gilt, was wir heute „Aktualität" nennen und sich auf die „Ereignisse des Tages" bezieht (S. 182). Die zahlreiche politische und kirchengeschichtliche Faktoren erörternde und abwägende Untersuchung erschließt das Jahr 1259 als Abfassungszeit der Schrift. – S. 212–236: U. Sesini, Il canzoniere musicale trecentesco del Cod. Vat. Rossiano 215. Enthält 29 Lieder, überwiegend Madrigaldichtungen und Balladen nach Art der Stilnovisten bzw. des Petrarca oder volkstümlicher Lyrik. Der Kodex scheint aus dem 15. Jahrhundert zu stammen, die Sprachformen sind oberitalienisch, der Gegend um Verona und Padua zugehörig. Abdruck der Texte. (Neben V. 6 des Gedichts Nr. XXVIII, der an einen Ausdruck Dantes – in den *Rime* – erinnert, sind auch XXIV. 1 Cum altre ucele for del dolce nido und 6 ch'amor si mosse cum pietoso asalto nach dem gleichen Vorbild – in der *Commedia* – gestaltet.) – S. 237–241: V. Ussani, Per un esemplare cassinese di „Rotas Opera". Über die offenbar spätantike, umkehrbare Formel ROTAS OPERA TENET AREPO SATOR auf Steininschriften und mittelalterlichen Manuskripten, nebst photographischen Wiedergaben. Die bislang unbekannte Eintragung in den Kodex 384 von Montecassino beweist, ähnlich wie die den Kirchenfresken in Kappadozien beigegebenen Erläuterungen, daß der Text bereits frühzeitig unverstanden geblieben ist. Eine befriedigende Erklärung, die noch aussteht, wird vom Verfasser nicht versucht. (Schwierigkeit bereitet allein *arepo*, das allgemein mit *arepennis* in Verbindung gebracht wird. *Sâtor*, *-oris* bedeutet zufolge Forcellini V, 348 „qui plantat et colit". Man kann die Formel daher nicht ohne weiteres der Gruppe von sinnlosen ABC-Spielen und Zaubersprüchen zurechnen, wie es A. Dieterich im Rhein. Mus. LVI, 1901, 92 getan hatte. Will man in *arepo* eine Dativform er-

blicken, so ergibt sich etwa der Sinn „der Bauer erhält dem Landstück durch Tätigkeit die Kreisläufe“.) – S. 242–254: F. Gennrich, Refrain-Tropen in der Musik des Mittelalters. Die Motette ist vor 1200 entstanden, da wir ihre Form bereits im *Roman de la Rose ou de Guillaume de Dôle* finden. Ihre Anlage entspricht dem Bau der Tropen. Die Refrain-Tropen nannte man *Motet enté* „aufgepfropfte Motette“, der Refrain, dessen Melodie am Anfang und Ende der Motette gleich ist, wurde tropiert durch den Motettentext: „In der Tat ist die Motette aus dem tropierten Refrain . . . hervorgegangen, denn die zwischen die einzelnen Zeilen des Refrain eingeschobenen Worte dienen nur dazu, die in dem Refrain ausgesprochenen Gedanken weiter auszuspinnen“ (S. 251). Zur Veranschaulichung dienen Liedertexte und Melodien. – S. 255–260: A. Kolsen, Die Canzone des Trobadors Gaucelm Faidit „Mon cor e mi“ (Pillet-Carstens 167, 37). Kritischer Text, Übersetzung ins Deutsche und Anmerkungen. – S. 261–268: V. de Bartholomaeis, Tiberto Galiziani da Pisa o Rinaldo d'Aquino? Der Name des Tiberto Galiziani wird aus dem Dichterkreis der sizilianischen Schule gestrichen werden müssen; „il posto che potrà essergli serbato nella storia letteraria è quello di amico e corrispondente di poeti“ (S. 264). – S. 265–268: A. M. Brizio, Nota su Andrea Pisano. Über toskanische Madonnenfiguren. Mit 2 Tafeln. – S. 269–272: U. Monneret de Villard, Il culto di S. Taisì nella diocesi di Milano. Betr. die Thaisverehrung im Mittelalter. – S. 273–279: D. Bianchi, Pseudobaccanali a Pavia nel secolo XIV. Zufolge eines lateinischen Prosaberichtes. – S. 280–296: Notizie und Indice.

E. v. Richthofen

Studi Medievali (nuova serie), volume 17, fascicolo I, 1951. Chiantore, Torino 1951.

Das vorliegende Faszikel dieser gediegenen Zeitschrift bietet eine ganze Reihe den Romanisten unmittelbar interessierender Aufsätze, auf die nachstehend eingegangen werden wird. Dazu gesellen sich ein Artikel von Friedrich Gennrich, *Die Melodie zu Walthers von der Vogelweide Spruch: Philippe, künec hêre* (S. 71–85), eine Studie von Alberto Vaccari zu Autor und Quellen des mittellat. „*Liber scintillarum*“ *del monaco Defensor* (S. 86–92) und eine kunsthistorische Untersuchung von Giusta Nicco Fasola, *Gli inizi della Fontana di Perugia* (S. 124 bis 130). Eine stattliche Anzahl Besprechungen (S. 131–172) und Nachrichten (S. 173–175) beschließen den Band.

1) Angelo Monteverdi, *L'opera poetica di Federico II imperatore* (S. 1–20). – Der Verfasser setzt sich mit der vielumstrittenen Frage auseinander, welche dichterischen Werke Kaiser Friedrich II. zugeschrieben werden können. Nach einer längeren Analyse der beiden Kanzonen, die im Canzoniere mit Federigo Re und Federigo Imperatore überschrieben sind, wobei Federigo Re der illegitime Sohn des Kaisers „Friedrich von Antiochien“ wäre, kommt Monteverdi zum Schluß, daß wohl beide vom Kaiser selbst stammen, denn Friedrich war König, bevor er Kaiser wurde, und blieb bis zu seinem Tode König von Sizilien. – Sodann analysiert Monteverdi weitere Kanzonen, die wohl recht willkürlich Friedrich II. zugeschrieben worden sind, und verweilt bei einem Sonett, das in Inhalt und Form sehr

viel Ähnlichkeit mit einem Sonett aufweist, das sein Sohn Enzo verfaßt haben soll. Daraus läßt sich der Schluß ziehen, daß Vater und Sohn in einer dichterischen Übung wetteiferten, da die Poesie am Hofe Friedrichs hauptsächlich Übung und reines Spiel war, die der seelischen Entspannung und der Flucht aus der Wirklichkeit dienten. Was ihnen an der Dichtung der Troubadours, in die auch volkstümliche Motive aufgenommen wurden, am besten gefiel, war die Liebe, aber nur als Spiel eines aristokratischen Geschmacks. Man wird deshalb in den Versen Friedrichs II. vergeblich nach den Spuren seiner mächtigen Persönlichkeit suchen. Und doch ist die poetische Betätigung des Kaisers nicht minder wichtig als seine andern Verdienste, weil er wohl zum erstenmal, als er im Jahre 1220 nach Sizilien zurückkehrte und von den provenzalischen Minnesängern empfangen wurde, den Gedanken einer Kunstdichtung in der Sprache des „sì" konzipierte, einen Gedanken, den er aus Zuneigung zu seinem alten sizilianischen Reiche in der „scuola siciliana" verwirklichte.

2) Salvatore Santangelo, *La scuola poetica siciliana del sec. XIII* (S. 21–45). – „La lirica siciliana provenzaleggiante non nacque con Federico II e per sua volontà", so beginnt dieser Aufsatz und widerspricht somit dem Schluß des vorhergehenden. Die Verse, die Giacomo da Lentini 1204–05 in seiner Kanzone *La namoranza disiusa* schrieb, sind nämlich von solcher Reife des Ausdrucks und solch raffinierter Technik, daß nicht anzunehmen ist, er sei der älteste sizilianische Dichter gewesen. Sowohl Dante als auch Petrarca, wie auch die allgemeine Tradition, lassen die Poesie der sizilianischen Dichter auf die Mitte des 12. Jahrhunderts zurückgehen, setzen sie also chronologisch vor den Provenzalen an. Diese Möglichkeit wird noch wahrscheinlicher, wenn man die Elemente uns überlieferter volkstümlicher und bürgerlicher Dichtung betrachtet, die nicht fremden Ursprungs ist. Deshalb muß man sich fragen, wann denn die provenzalische Lyrik auf der Insel bekannt wurde. – Die normannische Herrscherdynastie hatte bereits im 11. Jahrhundert Beziehungen zu Frankreich, schon durch die Heirat Wilhelms I. mit Margarete von Navarra. Unter der Regentschaft dieser letzteren kamen Spanier und Franzosen an den sizilianischen Hof, besonders französische Literaten und jongleurs. Eine wahre lyrische Produktion findet man unter der Herrschaft Wilhelms II. Es handelt sich um gereimte, gesungene und getanzte Dichtung, also um dialektale Dichtung. Aber welcher Art? Wahrscheinlich fing man damit an, die französische provenzalisierende Lyrik nachzuahmen. Durch den dritten Kreuzzug lernte man direkt provenzalische Troubadours kennen. Einige Jahre später kamen nach Sizilien: Heinrich IV. Hohenstaufen, der selbst provenzalisch dichtete, dann Peire Vidal mit den Genuesen. All diese Dichter lehrten die Sizilianer eine Minnedichtung, die auch Friedrich II. als Jüngling schon kennen lernte. Später wanderte sein Hof fortwährend auf dem italienischen Kontinent umher, und die provenzalisch-sizilianische Poesie verbreitete sich schnell und blühte besonders in der Toskana. Sämtliche nichtsizilianischen Dichter, die an diesen Hof kamen, wurden von dieser Dichtung beeinflußt und gaben ihr später frisches Blut. Das Oberhaupt der sizilianischen Schule war, wie bekannt, Giacomo da Lentini, der ihr eine volkstümlichere Form, das Sonett, schenkte. Die sizilianische Schule verpflanzte sich in die Toskana mit

der Kanzone, Canzonetta und dem Sonett. Hier entstand die Ballade, eine in Sizilien unbekannte Dichtform. Unter der Herrschaft Manfreds lebte die sizilianische Tradition weiter. Eine andere Verpflanzung ist in Bologna festzustellen, wo König Enzo sich als Gefangener aufhielt; dieser Bologneser Zweig verschwand aber mit seinem Tode. – Ursprünglich waren die Gedichte in sizilianischer Schriftsprache verfaßt, die dann von den verschiedenen Kopisten verfälscht wurde. Auch die nichtsizilianischen Dichter nahmen diese bereits eine Tradition besitzende Schriftsprache an, die später allerdings dem Toskanischen weichen mußte. Bis zum Zusammenbruch der Stauferherrschaft gab es aber in Italien nur eine nationale Schriftsprache, das „siciliano illustre". Als Dante sein „De vulgari eloquentia" schrieb, war diese Phase schon überwunden; die Toskaner hatten das angenommene Sizilianische mit dem Toskanischen vermischt. So bildete sich der Hybridismus des 13. Jahrhunderts, d. h. die Vermischung des eigenen Dialekts mit dem sizilianischen Vorbild.

Zur Diskussion um die Genesis der italienischen Schriftsprache leistet dieser Aufsatz einen gewichtigen Beitrag.

3) Aurelio Roncaglia, *Il „Gap" di Marcabruno* (S. 46–70). – Der „Gap" von Marcabru, der von Diez für ein zynisches Bekenntnis des Dichters, von Vossler für ein Scherzlied gehalten wurde, erscheint dem Verfasser eindeutig als eine bittere polemische Parodie. Zu dieser Charakterisierung war schon der Kritiker Guido Errante (1948) gelangt. Er hatte aber vergessen, daß das Gegenteil einer Parodie in geistlich-religiöser Sprache mit einem weltlichen Ziel nicht unbedingt ein „tragischer Ernst" sein muß, sondern auch eine Parodie der weltlichen Sprache sein kann: in unserem Fall, nach Art der jongleurs, mit religiösem oder zum mindesten moralischem Ziel. So würde es sich hier um die gewohnte Polemik Marcabrus handeln, der mit dem Bild des Kuckucks, der seine Eier in fremde Nester legt, die Bastarde erzeugende Sittenlosigkeit seiner Zeit geißelt. – Dieser Betrachtung folgt eine sorgfältige Textkritik und eine wohlgelungene Übersetzung.

4) Edmond Faral, *Trois remarques sur la „Vie sainte Elysabel" de Rutebeuf* (S. 93–103). – Nach eingehender Überprüfung der geschichtlichen Gegebenheiten gelangt der Verfasser zum Schluß, daß die vier Werke Rutebeufs: *Vie sainte Elysabel*, *Secrestain*, *Mariage Rutebeuf* und *Voie de Paradis* einen chronologischen Block bilden. Diesen Werken ist ein besonderer Gedanke gemeinsam: man erntet, was man gesät hat. Die Idee des verdienten Lohnes, welcher fruchtbarer Arbeit folgt (das *Qui non vult operari, nec manducet* des Paulus), war allen geläufig, die die Kontroverse über die Bettelorden kannten. Rutebeuf, der zum Kreis Guillaumes de Saint-Amour gehörte, war an dieser Kontroverse beteiligt. Doch durfte er seine reichen Gönner, die keine manuelle Arbeit verrichteten, nicht verletzen, und benützt jene Klausel Saint-Amours, welche solche, die nicht mit ihren Händen arbeiten können, ausschließt. Nachdem aber Saint-Amour verurteilt worden war, mußte Rutebeuf neue Gönner suchen und verfaßte religiös inspirierte Werke auf Bestellung, in denen er der Hoffnung Ausdruck gibt – nach der von ihm verfochtenen Doktrin –, eine Belohnung für seine dichterische Arbeit zu erhalten. – Erart de Lézinnes (im Werk Vers 2141–43 erwähnt) hatte die *Vie sainte Elysabel* für Isabella von Navarra († 1271) bestellt. Es gelingt Faral, diese Persönlichkeit histo-

risch einwandfrei zu situieren. – Als Vorbild benützte Rutebeuf den lateinischen Libellus, der dem Heiligsprechungsprozeß der hl. Elisabeth als Unterlage diente. Der Dichter übernimmt den Inhalt, die Einteilung und oft auch den Ausdruck dieses Werkes, woraus Carl Friesland (*Z.* 19, 375–382) fälschlicherweise den Schluß auf eine gemeinsame Quelle zog. Friesland stützt sich auf den von Mencken herausgegebenen Text des Libellus, in dem der Prolog fehlt. Man kann seitens Rutebeufs nicht von einer eigentlichen Übersetzung reden; er gestaltete den Text nach seinem Geschmack, läßt gewisse Elemente weg oder fügt eigene Betrachtungen hinzu. Diese freie Behandlung wäre bei näherem Studium sehr aufschlußreich für seine Absichten als Schriftsteller. Faral macht dann auf zwei Interpretationsfehler Frieslands aufmerksam. – Auch die *Vie sainte Elysabel* bestätigt, daß Rutebeuf ausgezeichnet Latein konnte.

5) Roger Sherman Loomis, *The Fier Baiser in Mandeville's Travels, Arthurian romance, and Irish saga* (S. 104–113). – Der Verfasser geht von einem der unterhaltendsten Bücher des Mittelalters aus: die *Travels of Sir John Mandeville*, welche in Lüttich zwischen 1366 und 1370 vom belgischen Arzt Jean de Bourgogne in französischer Sprache geschrieben, aber vor allem in einer mittelenglischen Übersetzung bekannt wurden. Sherman Loomis untersucht das auch bei Mandeville auftretende Motiv des Schlangenkusses (frz. fier baiser) – die verzauberte Tochter des Hippokrates auf der Insel Lango –, das bereits in zwei Artusromanen vorkommt: im *Lanzelet* des aus dem Thurgau stammenden mittelhochdeutschen Epikers Ulrich von Zatzikhoven und dem *Bel Inconnu* von Renaud de Beaujeu. Es zeigt sich, daß diese Werke auf anglonormannischen Vorlagen fußen, die ihrerseits das Schlangenkußmotiv aus einer irischen Sage *(The Adventures of the Sons of Eochaid Mugmedon)*, die auch Chaucer verarbeitete, bezogen haben. Hier handelt es sich zwar nicht um einen Drachen, sondern um eine Hexe, die durch den Kuß des Ritters in eine liebliche Frau verwandelt wird, was als Allegorie für die Herrschaft über Irland zu deuten ist. Diese Frau ist die Dienerin oder Braut des Sonnengottes Lug. In der keltischen Mythologie sind die Gottheiten Lug und Nuada Könige von Irland. Hinter der politischen Allegorie steht der Mythos des Sonnenkönigs, der das irische Land heiratet und ihm den grünen Mantel, den Frühling verleiht. Diese Personifizierung der Landschaft ist typisch irisch. Dies bestätigt auch ein Text, in dem Eriu, die Irland personifizierende Göttin, bald eine schöne Königin, bald eine alte Hexe ist. Der Sohn der Sonne ist ihr Gemahl. So ist zu schließen, daß die Urfassung des Mythos Lug als die Sonne darstellte, welche die düstere winterliche Landschaft küßt und sie in eine liebliche Erscheinung verwandelt. Daß *Lancelot* der Erbe dieser Tradition ist, beweist die Tatsache, daß das Motiv in zahlreichen Varianten dieses Romans auftritt. In früheren Artikeln hat Sherman Loomis gezeigt, daß der Name *Lancelot* eine der vielen Ableitungen des Namens Lug ist. Im Walisischen ist *lluch* Eigenname und Appellativ im Sinn von 'See', daher frz. *Lancelot du Lac*.

Die irische Legende scheint zwei Varianten zu haben: die eine, worin Irland als fürchterliche Hexe dargestellt wird, ist nur bis England gedrungen, mit dessen Lieblingsheld Gawain als Ritter. Die andere, mit dem Drachen, war zweifellos in der anglonormannischen Quelle des

Lanzelet enthalten und findet sich in kontinentalen Dichtungen. Das Thema wurde bald volkstümlich und zeugte viele deutsche und schweizerische Sagen. – Um zu Mandeville zurückzukehren, kann man annehmen, daß die Geschichte der Tochter des Hippokrates eine Episode der Artusromane ist, die ins Mittelmeergebiet verpflanzt wurde. Themata des Artuszyklus können in der mediterranen Dichtung zahlreich aufgezeigt werden. Ihre Geschichte bleibt noch zu schreiben.

6) Gustave Cohen, *Une curieuse et vieille coutume folklorique „La couvade“* (S. 114–123). – Es handelt sich um das sog. Männerkindbett, d. h. die eigentümliche Sitte, daß nach der Geburt des Kindes nicht die Frau, sondern der Mann sich ins Bett legt, die Pflege des Kindes übernimmt und auch die Glückwünsche der Nachbarn empfängt. Dieser Brauch war früher in Südwesteuropa verbreitet und ist es heute noch vielfach in Afrika, Asien und Südamerika. Cohen stellt hier verschiedene Belege dieser Sitte in der mittelalterlichen Literatur zusammen und geht dabei aus von *Aucassin et Nicolette*, wo der König von Torelore im Bette liegend geschildert wird, nachdem seine Gattin einen Sohn geboren hat (28, 18: . . . *et on li dist qu'il gissoit d'enfent;* 29, 8–10: *Dist li rois: Je gis d'un fil. Quant mes mois sera conplis et je serai bien garis* . . .)[1]. Der Brauch ist überdies belegt für Asien bei Marco Polo (13. Jahrhundert), im mndl. Versroman *Heinric en Margriete van Limborch* von Hein van Aken (13./14. Jahrhundert)[2], in der hebräischen Fassung des Alexanderromans[3]; eine Anspielung findet sich auch in *Perceforest* (um 1320).

Woher schöpfte der Autor von *Aucassin et Nicolette* sein Wissen um die Sitte der couvade? Der Inhalt der chantefable weist nach dem mediterranen Kulturkreis (in der Antike bezeugt bei Plutarch, Herodot, Diodor von Sizilien und Strabo). Der Entstehungsort, wahrscheinlich im Hennegau, könnte auch nach Norden weisen. Cohen belegt nämlich fürs 20. Jahrhundert (!) einen der couvade entsprechenden Brauch in Staphorst in Nordholland. – Diese uralte und über die ganze Erde verbreitete Sitte wird als Symptom des Weichens des Mutterrechts vor dem Vaterrecht gedeutet. Cohen vermutet darin eine Spur der ursprünglichen Einheit der Geschlechter und stützt sich auf ein Zeugnis des weisen Negers Ogotemméli. So kommt er zum Schluß: „La couvade . . . apparaît dès lors comme une affirmation de l'unité fondamentale du principe bisexuel, régissant l'Univers humain dans une perpétuelle création, qui est avant tout une différenciation.“

Zürich. CARL THEODOR GOSSEN.

Vox Romanica, 11. Band, Bern 1950.

S. 1–63. W. Egloff, Enquêtes d'un dialectologue sur la vie romande; observations sur les anciens métiers et leurs vocabulaires. Während der Aufnahmen für das Glossaire des Patois de la Suisse Romande waren landwirtschaftliche Arbeiten je nach den Korrespondenten un-

[1] Der Verfasser hat offensichtlich die Ausgabe der berühmten chantefable von Hermann Suchier nicht benützt. Dieser bespricht eingehend die Sitte der couvade S. 52–54 (10. Auflage, Paderborn 1932) und gibt zahlreiche Literaturhinweise. – Dazu noch: *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens 5,* 1573.

[2] Die von Cohen zitierte Stelle figuriert schon bei Suchier, S. 54.

[3] Ebenfalls bei Suchier, S. 54, erwähnt.

gleich und die zahlreichen einheimischen Handwerke nach ihrer sachlichen Seite verhältnismäßig wenig berücksichtigt worden. Zwar hatte Gauchat einzelne seiner Schüler zu sachlich-sprachlichen Aufnahmen ins Gelände geschickt und so z. B. die Terminologie der Fischerei am Murtensee aufnehmen lassen. Aber es waren vereinzelte Fälle. Deshalb entschlossen sich die Nachfolger Gauchats, Jaberg und Schüle, ergänzende systematische Enquêten in der französischen Schweiz durchführen zu lassen. Diese sind dem in den Aufnahmemethoden erfahrenen, der Mentalität des arbeitenden Volkes kundigen W. Egloff anvertraut worden. Der vorliegende Bericht zeigt, wie Egloff die verschiedenen oft sehr schwierigen und unerwarteten Situationen in ihrem Wesen erkennt, wie er sich darin zurechtgefunden hat, und wie er es verstanden hat, aus oft und immer wieder auf andere Weise getrübten Quellen ein Optimum an Informationen zu schöpfen. Das Verhältnis zwischen der landwirtschaftlichen und der handwerklichen Arbeit ist sehr verschieden: es gibt Täler, in denen der Bauer noch weitgehend sein eigener Handwerker ist, während sich anderswo das Handwerk weitgehend verselbständigt und differenziert hat. Der Handwerker ist sprachlich viel mehr vom Boden gelöst als der Bauer: manchmal ist er ein Zugewanderter oder er hat seine Lehre in der Fremde, sogar im fremdsprachlichen Gebiet gemacht [1]. In solchen Fällen kann der Handwerker wohl noch den Sachforscher befriedigen, während die lexikologische Ausbeute großenteils für den Dialektologen wenig interessant ist. Der Aufsatz enthält auch sehr lesenswerte Ausführungen über die Spezialterminologien überhaupt, über die Beziehungen zwischen dem Wortschatz der Allgemeinheit und dem der verschiedenen Techniken. Das Ganze klärt ausgezeichnet wichtige Grundfragen der Wort- und Sachforschung auf dem Gebiet des ländlichen Handwerkertums und hat auf diesem Gebiet prinzipiellen Wert. Eine kleine Spezialfrage: daß *parer* in der Terminologie der Holzbearbeitung nicht etwa von *par* ausgeht, wie Gauchat gemeint hatte, sondern von *parare,* hat Egloff S. 51 mit sicherem Blick erkannt; es geht auch ganz eindeutig aus den gesamten gallorom. Materialien hervor, wie der entsprechende Artikel des FEW, der redigiert vorliegt, zeigt.

S. 64–100. K. J a b e r g, Innovations élatives dans l'Italie duNord. Es handelt sich um den absolutiven Superlativ (oder Elativ), der mit Hilfe der Silben *-ente* und *-iccio* gebildet wird und der besonders den lombardischen Mundarten eignet, mit Ausstrahlungen ins Trentino, ins Engadin, nach Piemont. Die erste der beiden Formen, der Typus *nuovo novente,* ist nach den überzeugenden Darlegungen von Jaberg entstanden aus dem Zusammenwirken zweier Tendenzen, der schon im Lateinischen so beliebten figura etymologica (*vivus vivens* „sehr lebendig) und der Verstärkung durch Zusammenfügung von zwei Synoymen (it. *pieno zeppo*). Aus diesem entsteht etwa ein *caldo bollente,* und unter

[1] Dieses letztere gilt auch für ein Gebiet wie Montbéliard, dessen handwerkliches Vokabular weitgehend schwäbisch ist, weil die jungen Handwerker aus der Grafschaft ihre Lehrzeit in Württemberg zubrachten. Über die Zünfte von Montbéliard gibt es gute Publikationen, die meines Wissens sprachlich nie ausgeschöpft worden sind. Es wäre dringend zu wünschen, daß die Terminologie dieser Handwerke einmal untersucht und auch nach ihrer sprachlichen Mischung geklärt würde. Infolge der geographischen Nähe wäre das auch für die Kenntnis des jurassischen Wortschatzes wertvoll.

dem Einfluß der anderen Tendenz entsteht daraus ein *caldo caldente.* Die Entstehung des Typus ist eng gebunden an die Ausdehnung des Part. Präs. *-ente* auch auf die 1. Konj. Der Aufsatz enthält eine Fülle von feinen Bemerkungen über stilistische Nuancen, über die Vitalität der Volksmundarten, über das Verhältnis und die wechselseitigen Beeinflussungen zwischen Stadtmundart und Landmundart.

S. 101–124. J. Jud, It. *menzogna,* fr. *mensonge,* esp. *mentira.* Über diesen Aufsatz wird anderswo berichtet werden.

S. 135–147. B. Hasselrot, Du changement de genre comme moyen d'indiquer une relation de grandeur dans les langues romanes. Auseinandersetzung mit A. Dauzat und mit H. und R. Kahane über die weit verbreitete Erscheinung der Bildung von Feminina mit augmentativer Bedeutung, sowie der augmentativen Maskulina. H. sieht, meiner Überzeugung mit Recht, im augmentativen Femininum eine Auswirkung der kollektiven Plurale (urspr. Neutra), und im augmentativen Mask. eine Auswirkung der bei den meisten Lebewesen naturgegebenen Größenverhältnisse der männl. und weiblichen Exemplare einer Gattung. Richtigstellung mehrerer Irrtümer, die sich im Lauf der Diskussion ergeben haben. – S. 148–161 Françoise Thierry, De l'emploi et de la valeur de la segmentation. Bemerkungen über Wert und Verwendung dieser Satzform, im Anschluß an Bally und Müller-Hauser. – S. 162–169. A. Henry, *Reniers le Skime,* Intérêt linguistique des anthroponymes. Dieser Personenname ist der Ausgangspunkt einer Diskussion über die Frage, ob im Vlt. als Nebenform zu *simia* ein **scimia* anzunehmen ist. – S. 170–188. El. Legros, Le wallon *stombe* „aiguillon de bouvier". Präzisiert die Semantik und die Geographie dieses wallonischen Wortes, mit der eindringlichen Sachkenntnis, die dem Autor eignet. Schließt sich der Auffassung der Etymologen an, die in dem Wort einen Vertreter von lt. *stimulus* sehen, zweifellos mit Recht. Ist es richtig, daß lt. *stimulus* (mit *i*) im Roman. nicht weiterlebt? Piem. *stenbu,* Brescia *istémbul* und andere Formen aus Italien können doch kaum anders erklärt werden. Es ist nicht nötig, die Form stumbulus mit Stern zu versehen; vgl. die Belege bei Schuchardt Vokalismus 3, 237 und Romania 53, 203. – S. 189–201. S. Heinimann, Einige affektive Verstärkungen der Negation im Italienischen. – S. 202–217. N. Dupire, Documents picards et wallons publiés de 1937 à 1947. Übersicht über die reiche und inhaltsschwere Serie von Urkundenpublikationen aus dem nördlichsten Frankreich und aus Belgien. Als einer der hervorragendsten Kenner der alten Mundarten dieser Gebiete fügt Dupire eine große Zahl von Textverbesserungen und Worterklärungen hinzu.

S. 218–351. Besprechungen. Darunter besonders wichtig: S. 219. P. Geiger und R. Weiß, Atlas der schweizerischen Volkskunde (J. Jud: eingehende Würdigung des so gründlich vorbereiteten Werkes und seiner Bedeutung für die Kulturgeschichte; was S. 233 über *tronche* „Weihnachtsklotz" gesagt wird, ist wohl zu revidieren, da das Wort in dieser Bed. schon in Trév 1704 steht; ein morv. *troinche* „bûche de Noël", das Jud erwähnt, kann ich nirgends finden: de Chambure gibt für *troinche* nur die Bedeutung „tranche", und das Wort gehört zu fr. *trancher,* vgl. zum Vokal morv. *dimoinge* „dimanche"); S. 234. S. S. Neto, Fontes do latim vulgar (J. J.: Hinweis auf die Bedeutung, welche die Kenntnis der mittel- und unteritalienischen Mundarten für viele vulgärlateinische

Texte hat); S. 264. Jon Pult, Die Bezeichnungen für Gletscher und Lawine in den Alpen; Samedan – St. Moritz 1947 (J. Hubschmid: Diskussion über die Etymologie einiger hier einschlägiger Wörter); S. 269. F. Brunot et Ch. Bruneau, Précis de grammaire historique de la langue française; 3e éd.; Paris 1949 (J. Jud: gibt wichtige Anregungen für die Gestaltung einer eventuellen vierten Auflage des Buches, so für die Darstellung der Personennamen. Die hier geforderte chronologische Gleichstellung der Lautwandel *c* + *a* > *tš* und *ẹ* > *ei* empfiehlt sich nicht, weil ja im Gallorom. der erstere nach Süden weit über den zweiten hinausragt. Sehr bedeutsam ist die Auffassung Juds, daß die Palatalisierung von *c* vor *a* auch der Poebene angehört habe. Nur kann man leider damit nichts anfangen, solange er nicht darlegt, warum dies „wahrscheinlich" ist); S. 275, C. de Bar, Syntaxe en français moderne, Leiden 1947 (E. Wiblé: würdigt vor allem die Bemühungen dieses Buches die Sprache aus sich selber und mit ihren eigenen Mitteln zu erklären); S. 282. W. v. Wartburg et P. Zumthor, Précis de syntaxe du français contemporain, Berne 1947 (A. Henry: steuert eine Fülle von Besserungen und Ergänzungen bei); S. 288, O. Bloch et W. v. Wartburg, Dictionnaire étymologique de la langue française, Paris 1950 (J. Hubschmid: macht einige Bemerkungen zu Wörtern vorlateinischen Ursprungs); S. 292. Th. Lalanne, L'indépendence des aires linguistiques en Gascogne maritine, 1er et 2er fasc., St–Vincent–de–Paul 1948–9 (J. Jud: enthält bedeutsame Betrachtungen über das Verhältnis von Großatlanten und Regionalatlanten); S. 327, H. P. Bruppacher, Die Namen der Wochentage im Italienischen und Rätoromanischen; Bern 1948 (H. Schmid: würdigt eingehend die Arbeit von Br. und fügt eine Reihe wichtiger Ergänzungen bei, besonders für *sabbatum*). – S. 352–368. Nachrichten (s. darin u. a. S. 354 wichtige Bemerkungen von H. P. Bruppacher zur Geschichte der Wochentagnamen, aus denen sich zum Teil eine willkommene Übereinstimmung mit den Auffassungen des Unterzeichneten, zum Teil eine nicht unwesentliche Ergänzung und schärfere Fassung derselben ergeben). W.

Romanistički Radovi (Notulae romanicae), Sonderabdruck aus Zbornik Radova, Filozofski Fakultet, Sveučilište u Zagrebu, Knjiga I. Godina 1951, Zagreb 1951.

P. Skok befaßt sich mit methodologischen Fragen der Lehnwortforschung, um dann ausführlich die Schicksale von palatium und cella und ihren Nebenformen auf dem Balkan, vor allem im Serbokroatischen, zu verfolgen (445–485).

J. Tomić untersucht Leben und Werk von Rétif de la Bretonne vom Standpunkt des marxistischen historischen Materialismus. Rétif wird als eine Art Vorläufer der Revolution und des Sozialismus betrachtet. Ein kurzer Abschnitt ist Rétif's Ansichten und Beobachtungen über die französische Sprache gewidmet (487–534).

P. Clavé bringt Original und Übersetzung eines 1879 veröffentlichten in der Mundart verfaßten Briefes des béarnischen Dichters Eugène Larroque und befaßt sich mit der Frage, inwiefern der Brief Einfluß auf Edmond Rostand hatte (535–546).

V. Vinja gibt eine systematisch geordnete Darstellung der Lehnübersetzungen aus dem Italienischen und Lateinischen bei dem kroatischen Dichter M. Marulić (1450–1524) (547–566).

M. Deanović ediert und kommentiert ein als Manuskript erhaltenes italienisch-kroatisch-russisches Wörterbuch aus dem Jahre 1751 (567–612).

J. Jernej befaßt sich mit der Herkunft von Jakov Mikalja, dem Verfasser des dreisprachigen Thesaurus linguae illyricae (1651) und kommt zum Schluß, daß der aus Apulien stammende J. M. ein gebürtiger Kroate war (613–628).

I. Frangeš setzt sich mit der Metrik der italienischen Übersetzungen serbokroatischer Volkslieder durch Tommaseo und Kasandrić auseinander (629–650).

Clavé's Beitrag ist französisch geschrieben, alle andern kroatisch mit deutschen, französischen oder italienischen Zusammenfassungen.

M. Mangold

Volkstum und Kultur der Romanen Bd. 16, Heft 1–3 (1944).

Mit vorliegendem Band hat die Zeitschrift ihr Erscheinen eingestellt. Er enthält folgende Aufsätze: Lotte Lucas-Beyer, Der Waldbauer in den Landes der Gascogne, S. 1–95, als Fortsetzung und Schluß von VKR 12,186–277. Unter dem Abschnitt „Haus, Arbeit und Familie" werden behandelt: III. Leben in der Familie; IV. Handwerk. Ein ausführliches Wortregister erschließt den mundartlichen Wortschatz der in drei Teilen erschienenen Arbeit. – W. Th. Elwert, Volkskundliche Texte aus Unter-Fassa, S. 99–118. Es sei hier vor allem auf die einleitenden Ausführungen über fass. *vivane* ‚eine Art Waldunholde' verwiesen. Die Texte sind mit italienischer Übersetzung und Anmerkungen versehen. – A. Santos Graça, Portugiesische Eigentumsmarken und iberisches Alphabet, S. 119–157. (Übersetzung einer im Jahre 1942 in Portugal erschienenen Arbeit.) Der Verfasser behandelt die insbesondere bei der Fischerbevölkerung von Póvoa de Varzim gebräuchlichen Eigentumsmarken. Sie dienen zur Bezeichnung von Netzen und andern Geräten für die Seefahrt. Dieselben Siegel geben auf Grabsteinen die Namen der Bestatteten an. In Südportugal gefundene „iberische" Inschriften enthalten ganz ähnliche Zeichen. Da man diese vorhistorischen Inschriften bis jetzt nicht sicher lesen, geschweige denn interpretieren konnte, vermutet Santos Graça, daß es sich bei den dort verwendeten Zeichen nicht um Buchstaben, sondern ebenfalls um Siegel handelt (man vergleiche die aufschlußreichen Gegenüberstellungen der modernen und vorhistorischen Zeichen auf S. 153 und 156). – F. Krüger, Las Brañas. Ein Beitrag zur Geschichte der Rundbauten im asturisch-galizisch-portugiesischen Raum, S. 158–203. (Übersetzung einer im Jahre 1940 in Portugal erschienenen Arbeit.) Krüger erbringt den Nachweis, daß die primitiven Rundbauten Relikte aus vorrömischer Zeit sind. Frappant ist der Vergleich mit dem rekonstruierten vorhistorischen Dorf aus Coaño (Asturien). Zu den sprachlichen Ausführungen sei nachgetragen, daß in astur. *braña* ‚Frühlings-, Sommerweide' die Synkope des vortonigen *e* (rom. **verānea,* REW 9215; Piel, RPFil 1, 213) sehr alt sein muß, vgl. den Ortsnamen *Braña* 780, mlat. *branea* seit Beginn des 9. Jahrhunderts in Urkunden Asturiens (ES 37, 306, 321 usw.) Interessant ist auch die Ableitung auf *-il,* die im Sardischen wiederkehrt: salm.

veranil ‚Frühlingsweide für Pferdeherden', trasmont. *branil* ‚Land mit großem Fruchtertrag' (RLu. 5, 33), logud. *beranil* ‚im Frühling vorgenommene Pflügung'. – Th. Heinermann, F. Caballero und Hartzenbusch, S. 204–24. Über zwei spanische Schriftsteller (aus dem 19. Jahrhundert), deren Väter Deutsche waren. – Besprechungen, darunter M. Löffler, Beiträge zur Volkskunde und Mundart von Ustou (Ariège) (F. Krüger, S. 227–29); – G. Mele, Gergo di guerra (M. L. Wagner, S. 230–33); – P. Scheuermeier, Bauernwerk (F. Krüger, S. 233–37); R. Weiß, Das Alpwesen Graubündens (F. Krüger, S. 239–44); A. Zamora Vicente, El habla de Mérida; Fr. Santos Coco, Vocabulario extremeño (F. Krüger, S. 246–54 mit etymologischen Bemerkungen).

JOHANNES HUBSCHMID

Besprechungen

Reallexikon für Antike und Christentum. Sachwörterbuch zur Auseinandersetzung des Christentums mit der antiken Welt. In Verbindung mit Franz Joseph *Dölger*† und Hans *Lietzmann*† und unter besonderer Mitwirkung von Jan Hendrik *Waszink* und Leopold *Wenger* herausgegeben von Theodor *Klauser*. Band I (*A und O – Bauen*). Hiersemann Verlags-G. m. b. H., Stuttgart, 1950. Dazu von Band II: Lieferung 9. Preis der Lieferung (5 Bogen) DM 8.50.

Die ersten Lieferungen des Werkes, das 1941 zu erscheinen begann, wurden an dieser Stelle bereits angezeigt (Band LXIII, S. 423 f.). Wenn heute in acht Lieferungen der I. Band vollständig vorliegt und wenn darüber hinaus bereits eine 9. Lieferung *(Bauer – Beschneidung)* den II. Band einleitet, dann darf man diese Tatsache zu den nicht allzu häufigen wirklich beglückenden Ereignissen im heutigen wissenschaftlichen Buchgewerbe zählen. Jeder, der jetzt und künftig dieses Werk benützt, kann dem Herausgeber, den Mitarbeitern, dem Verleger und den Druckern nicht dankbar genug sein, daß sie trotz der Ungunst der Zeit und nach schwersten Schicksalsschlägen die Herausgabe des Werkes wieder aufgegriffen und, nach einer Pause von fünf Jahren, seit 1950 nicht nur zwei neue Lieferungen herausgebracht, sondern auch vergriffene ältere Lieferungen neu aufgelegt haben. War schon in den ersten Lieferungen der Tod von Franz Joseph Dölger zu beklagen, so kam von der vierten Lieferung an noch der Verlust von Hans Lietzmann dazu. So gebührt dem energischen Willen von Theodor Klauser ganz besonderer Dank dafür, daß er das Erbe seiner verstorbenen Mitarbeiter treu und zielbewußt verwaltet. Mit welchen Schwierigkeiten er seit 1943 zu kämpfen hatte, das kann man jetzt im Vorwort des I. Bandes nachlesen: Vernichtung des fertigen Satzes der 7. Lieferung durch Kriegseinwirkung, Zerstörung der ausgezeichneten Leipziger Druckerei Haag-Drugulin, Untergang von mehr als fünfhundert Manuskripten als Raub der Flammen in einem sicher scheinenden Bergungsort, Verlegung des Unternehmens von Leipzig nach Stuttgart, Wechsel der Druckereien usw. Unter diesen Umständen verdient die Leistung des Verlags höchstes Lob und alle Anerkennung. Ohne Opfer und Idealismus des Verlags kann heute ein solches Werk nicht gedeihen, so sehr

auch dankenswerterweise die „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft“ ihre unermüdliche Hilfe wieder bekundet.

Zu den Benützern des Reallexikons werden auch wir Romanisten gehören. Wenn dies schon beim Erscheinen der ersten Lieferungen festgestellt wurde, so darf es nach Vollendung des I. Bandes nachdrücklich bestätigt werden. Zweck und Umkreis des Werkes sind im Vorwort abgegrenzt: „Das ‚Reallexikon für Antike und Christentum‘ ist gedacht als Hilfsmittel für das Studium der Beziehungen zwischen der Antike und dem frühen Christentum. Es will allen jenen dienen, die wissen wollen, wie sich die antike Welt mit dem Christentum und wie sich das junge Christentum mit der antiken Welt abgefunden hat. Um es anders auszudrücken: das Lexikon möchte zeigen, wie weit die Kontinuität zwischen der vorchristlichen und der christlichen Periode des Altertums geht und inwiefern von einem Einschnitt und von neuen Formen zu sprechen ist. Wenn daher im Untertitel des Werkes der Begriff ‚Auseinandersetzung‘ auftritt, ist dieser im weitesten Sinne verstanden. Das Lexikon will also seine Aufmerksamkeit nicht etwa nur der literarischen Diskussion zwischen Trägern der antiken Kultur und Vertretern des alten Christentums widmen, sondern es will im umfassendsten Sinne das Verhältnis ins Auge fassen, das die heidnische Welt gegenüber der Erscheinung des Christentums und das die alte Christenheit gegenüber dem Gesamtkomplex der antiken Kultur eingenommen hat“. Als zeitliche Grenze ist im allgemeinen das 6. Jahrhundert festgesetzt worden, doch geht die Betrachtung nötigenfalls bis zur karolingischen Renaissance und darüber hinaus.

Mit dieser stofflichen und zeitlichen Festlegung ist schon angedeutet, was auch der Romanist dem Werke wird verdanken können. Es bleibe ganz außer acht, daß er für zahlreiche Zweifel, die ihm von Dante, Rabelais, Camões und Cervantes bis Carducci, Flaubert und Claudel begegnen mögen, hier zuverlässigen Aufschluß findet. Schwerer wiegt die Tatsache, daß die romanische Sprachgeschichte, Literaturwissenschaft und Sachkunde durch das Lexikon den Weg zu unentbehrlichen neuen Erkenntnissen findet. Aus den letzten Lieferungen seien nur einige Stichwörter genannt, die das historische Verständnis romanischer Wörter z. T. recht wesentlich vertiefen können: *arca* (als Sarg), *area* und *atrium* (als Begräbnisplatz), *arrha, augurium, azyma, basilica, Beryll* u. a. Unter linguistischen und zugleich unter literarhistorischen Gesichtspunkten verdienen namentlich Beachtung die Monographien bedeutender Männer des frühen christlichen Schrifttums wie *Apollinaris Sidonius, Augustinus, Ausonius, Benedikt von Nursia.* Die mittelalterliche und spätere Literatur der Romania wird so manchem Artikel wertvolle Aufhellung verdanken; aus der Fülle seien nur wenige herausgegriffen: *Apokalyptik, Apophthegmata, Arcadia, Armut* (z. B. für das 13. Jahrhundert in Italien), *Askese* (45 Spalten!), *Astrologie* und *Astronomie* (dazu *Archonten* und *Archontiker;* z. B. für Dante), *Ataraxie* und *Autarkie, Autobiographie, Aufwärts-abwärts, Barlaam und Joasaph, Begierde* und *Bekehrung* (z. B. für Pascal) usw. Die Texterklärung wird dem Lexikon viel wertvolles Wissen entnehmen: über *Armenpflege* (z. B. für Alexius), *Arzt, Arzthonorar, Baum, Becher, Belgien* usf. Diese wenigen Hinweise müssen genügen, um die Unentbehrlichkeit des Werkes für den Romanisten darzutun.

Es versteht sich, daß romanistische Literatur bei der Abfassung der

Artikel kaum heranzuziehen war. In einzelnen Fällen hätte es dennoch mit Gewinn geschehen können, so vor allem dann, wenn es sich um sprachliche Erklärungen handelte. Es möge hier genügen *ein* Beispiel herauszugreifen. Der umfassende Artikel über die *Basilica* (19 Spalten, dazu 8 Seiten Pläne und Skizzen) enthält auch einen Abschnitt über den Namen der Basilica (Sp. 1225/26). Was dort gesagt ist, gibt jedoch keine befriedigende Deutung. Richtig ist, was Isidor von Sevilla zu Beginn der angeführten Stelle sagt, daß nämlich die Basilica ursprünglich – dem Namen entsprechend – den Königspalast bedeutet hat. Isidors weitere Behauptung aber, zu der nicht Stellung genommen wird, ist sicher unrichtig: die christlichen Basiliken haben ihren Namen *nicht* „*quia ibi regi omnium Deo cultus et sacrificia offeruntur*". Auch die Bedeutung „herrlich", „prächtig" dürfte nicht in erster Linie in dem christlichen Wort zu suchen sein. Wie heute in Königreichen ein Kgl. Park, eine Kgl. Bibliothek, eine Kgl. Schule der Allgemeinheit offensteht, so durften auch im Altertum Gärten und Gebäude, die des Königs waren, großenteils als öffentlich betrachtet werden. Des Königs war ja im Grunde alles. Wenn dann eine Revolution aus so mancher Kgl.Bibliothek eine Staatsbibliothek, eine Bibliothèque Nationale, eine Öffentliche Bibliothek gemacht hat, so hat sie in dem neuen Namen das ausgedrückt, was das *königlich* in solchem Zusammenhang längst besagt hatte und was in ähnlichen Fällen auch das griech. *βασιλικός* schon im Altertum bedeutete. Eine *στοὰ βασιλική* war ursprünglich eine Halle des königlichen Palastes. Wenn aber dort der König seine Audienzen hielt oder zu Gericht saß, so wurde die *βασιλική* zur *aula publica*. Schließlich verlor die *βασιλική*, die *basilica*, ganz den Zusammenhang mit dem *βασιλεύς* und wurde Bezeichnung jeder öffentlichen Halle. Das konnte erst geschehen, als es Könige nicht mehr gab, oder dort, wo man seit Menschengedenken Könige nicht kannte. Ein überlegender Übersetzer mußte dieser Sachlage Rechnung tragen. Das alttestamentliche דֶּרֶךְ הַמֶּלֶךְ (Numeri XX, 17) konnten die LXX noch mit *ὁδός βασιλική* wiedergeben: ringsum gab es in den Diadochenreichen Könige genug; das Wort mußte als „Königsstraße" richtig verstanden werden: „Reichsstraße", „öffentliche Straße". Hieronymus aber hat sehr mit Recht an der gleichen Stelle mit *via publica* übersetzt, denn *sein* Leserkreis kannte kein Königtum und keine königlichen Einrichtungen. Das Fremdwort *basilica* bedeutet also bei den Römern einfach einen „Versammlungsplatz in einer öffentlichen Halle". Als daher die Christen ihre ersten großen Kulträume, öffentliche Gotteshäuser errichten durften, da war tatsächlich das Wort *basilica* für sie die nächstliegende Bezeichnung für diese Kirchen. Kultstätten hatten sie schon vor Konstantin gehabt. Aber das war eben das Neue seit diesem Kaiser, daß diese Bauwerke nun frei, groß, legitim, öffentlich sein durften. Nicht darauf, daß ein Gebäude *Kultstätte* war, lag der Nachdruck, sondern darauf, daß es rechtlich anerkannte, *öffentliche,* nicht mehr bloß versteckte, mehr oder weniger geduldete, private Kultstätte war. Kein Wunder, daß man in der Wortwahl nicht das Kultisch-sein, sondern das Öffentlichsein zum Ausdruck brachte. Das *königlich* im Sinne Isidors wurde erst später, von der inneren Sprachform aus, wieder hineingedeutet.

Auf einen sinnstörenden Druckfehler sei hingewiesen: Sp. 1261 in der griechischen Stelle muß es heißen: *θανατηφόρον*. Das Proparoxytonon (wie gedruckt steht) würde bekanntlich das *φέρειν* im Passiv und das

θάνατος nicht als Akkusativ-Objekt, sondern als logisches Subjekt erscheinen lassen, was einen völlig anderen, falschen Sinn der Stelle ergäbe: „todbedingtes Gift" statt „todbringendes Gift").

HANS RHEINFELDER

J. André, *Etude sur les termes de couleur dans la langue latine.* Paris, Klincksieck, 1949, in – 8, 427 p. (Etudes et Commentaires VII).

La terminologie chromatique d'une langue est souvent d'une grande imprécision; c'est qu'interviennent, outre la valeur relative des couleurs elles-mêmes, la perception déficiente, la nonchalance ou l'affectivité du sujet parlant. Ainsi, dans les patois romands, *brun* peut, suivant les lieux, qualifier la robe du cheval, le pain bis, les prés verts, l'encre ou les habits de deuil[1]; le grec *πολιός* « gris blanc » a même racine que le latin *pullus* « noirâtre » ou que le sanskrit *pāṭalaḥ* « rouge pâle »; au grec *μέλας* « noir » correspond le lituan. *mė́las* « bleu » – et le latiniste sait combien est malaisée la traduction de termes tels que *caeruleus*, *luteus*, *purpureus*, etc.

M. André a abordé ce sujet difficile avec audace et bonheur dans un gros ouvrage, solidement charpenté, parfois massif, mais bien informé. Dans une première partie (sémantique), l'auteur classe et tente de définir les termes qui servent à exprimer les diverses nuances de blanc, noir, gris, rouge, brun, jaune, bleu, vert et violet; dans une deuxième (lexicologie), il étudie les procédés de formation de ces termes et dans la dernière tout ce qui, dans la notation chromatique, ressortit au style (affectivité, langues techniques, clichés et formules, etc.).

Des pages aussi denses suggèrent évidemment bien des observations; nous n'en produisons ici qu'un choix.

P. 31, il faut lire non « *margariticandidare*, Varron, *Riese*, 119, 2 », mais *margariticandicare* Varron *Men.* 97. P. 64, *canitudo* qu'on lit chez Varron *Men.* 5 est attesté déjà chez Plaute, frg. inc. 7 (Paul. Fest. p. 62), cf. aussi *CGL* V 638, 66. P. 135, l'étymologie de *fuluus* proposée par A. Burger a été discutée par M. Leumann dans *Glotta* 21 (1933) 195 s. P. 153, la note relative à *luteus* n'est pas exacte: Cat. 61, 192 ss, la jeune mariée tantôt pâlit *(alba parthenice uelut)*, tantôt rougit comme un *luteum papauer* « coquelicot » (all. *Feuermohn*); *luteus* ne qualifie donc pas un « teint maladif », mais signifie bien « rouge feu ». P. 157, les mss de Plaute, *Aul.* 510, portent *carinarii* (de *carina* « coquille de noix ») et non *cerinarii*: il ne s'agit donc pas de « spécialistes de la teinture couleur de cire ». P. 182, *aērinus* « moins rare dans les textes de la littérature chrétienne » n'est attesté que chez Tert. *cult. fem.* 1, 8. P. 211, *rauistellus* est seul attesté chez Plaute, *Epid.* 620 (confirmé par Paul. Fest. p. 359, 5) à côté de *grauastellus* (*B E J*, Paul. Fest. p. 85, 23 s.) et à l'exclusion de *rauastellus*. P. 214, *arquatus* « proprement *couleur de l'arc-en-ciel* »: il eût été intéressant de préciser que *arquātus (morbus)* signifie « jaunisse » (*Graeci ἴκτερον uocant*, Cael. Aur. *chron.* 3, 4, 67) et subst. « malade qui en est atteint ».

---

[1] Cf. *Glossaire des patois de la Suisse romande* II, 863; à titre de comparaison, on verra, sur la grande variété de bruns chez les Banya-Ruanda, l'article du R. P. M. Pauwels dans *Anthropos* 47 (1952) 474–482.

Le lexique étendu qui termine l'ouvrage pourrait être enrichi, p. ex. de: *albuginosus* Veg. *mulom.* 5, 11 tit.; *alburnus CGL* II, 360, 2, III 272, 16, IV 14, 18 et 485, 30, Plin. *nat.* 16, 182 et, comme nom de poisson, Pol. Silv. *nom. anim. chron.* I, p. 544, 19, Auson. *Mos.* 126 et Fulg. *aet. mund.* p. 163, 14; *aureosus* Ps.-Cassiod. *ital.* 5, 11; *aurosus* Pallad. 1, 5, 1, Veg. *mulom.* 3, 17, 1, etc.; *aurulentus* Prud. *perist.* 12, 49, Ven. Fort. *vita Germ.* 13, 45; *fuligineus* Petron. 108, 2, Arnob. *nat.* 7, 50; *nigraster* Firm. Mat.; *scutulatus* Pallad. 4, 13; *sturninus* « de la couleur de l'étourneau » qui se cache derrière le *scurninus* du ms. de la *mulom. Chir.* 960 (p. 287, 9; il faut rejeter *ceruinus* conjecturé par Oder d'après Pallad. 4, 13).

A propos de la pourpre, p. 90, il convenait de signaler la note de J. R. Vieillefond dans *REGr.* 51 (1938) 403–412 et surtout l'ouvrage de *Π. Γ. ΜΟΑΤΣΟΥ*, *Ἡ πορφύρα*, Alexandrie 1932; p. 409, à l'article cité de Seck, il faut joindre celui de F. Thomas, Le suff. lat. -*aster* / -*astrum*, *REAnc.* 42 (1940) 520–528. D'autre part, à la bibliographie, qui est riche, on ajoutera notamment: Ed. Boehmer, De colorum nominibus equinorum, *Roman. Studien* 1 (1875) 231–294; W. E. Gladstone, Der Farbensinn, mit besonderer Berücksichtigung der Farbenkenntnis bei Homer, Breslau 1878; Grant Allen, The colour-sense, its origin and development, Londres 1879 (trad. allem. par E. Krause, 1880); E. Veckenstedt, Geschichte der griech. Farbenlehre, Paderborn 1888; E. M. Mulvany, Colours in Greek, *Amer. Journ. of Phil.* 27 (1899) 51–69; A. Jodin, Etude comparative sur les noms de couleurs, Paris 1903; R. Findeis, Über das Alter und die Entstehung der idg. Farbennamen, *Jahresber. des Staatsgymn. in Triest* 1907/08, Trieste 1908; M. Armstrong, The significance of certain colors in Roman ritual, Menasha 1917; F. M. Dana, The ritual significance of yellow among the Romans, Univ. of Pennsylvania 1919; A. Kober, The use of color terms in the Greek poets, including all the poets from Homer to 146 B. C., New York, Columbia Univ., 1932; G. Ovio, La vision des couleurs, Paris 1932; les articles *Blau*, *Braun*, *Gelb*, *Grün*, *Indigo*, *Kermes*, *Purpur*, *Rot*, *Saflor*, *Safran*, *Schwarz u. Weiß*, *Waid*, *Wau*, *Zinnober* et aussi *Farbe*, *Farbstoffe*, *Färberröte* du *Reallexikon der idg. Altertumskunde* de O. Schrader et A. Nehring, Berlin 1917 à 1929, dont M. André ne cite, p. 91, n. 3, que la 1ère édition de 1901, et de façon inexacte; enfin l'auteur n'a pu utiliser C. D. Buck, A dictionary of selected synonyms in the principal i.-e. languages, Chicago 1949, p. 1054–1059 (*white*, *black*, *red*, *blue*, *green*, *yellow*); N. Vels Heijn, Kleurnamen en Kleurbegrippen bij de Romeinen (Colournames and colour concepts among the Romans), with a summary in English, Utrecht 1951; B. Quadri, Aufgaben und Methoden der onomasiologischen Forschung, Berne 1952, p. 255 s. v. *Farbe*, où manque H. Martius, Die Bezeichnung der blauen Farbe in den romanischen Sprachen, Diss. Erlangen 1947 [1].

[1] *Corrigenda*: lire p. 7, ligne 7, extrémités; p. 12, l. 16 et p. 397, l. 4 du bas, *ῥοδόεις*; p. 181, dernière l., Végèce, *Mil.* III, 37; p. 192, l. 5 du bas, *Inscript. Ephem. epigr.*; p. 214, l. 13, *Nero* 2 et l. 16, *ἠεροειδής*; p. 216, l. 15 du bas, *Ecl.* et l. 16 du bas, n° 7428; p. 225, n. 2 et p. 408, l. 15 du bas, *Philolog. Wochenschrift* (née de la fusion de la *Berl. Philolog. Wochenschr.* et de la *Wochenschr. f. klass. Philologie*); p. 230, l. 10, Caton, *agr.* VI, 1; pp. 230, 335, 385, 416, *pudoricolor* (et non *pude-*); p. 292, l. 12 du bas, Vitr. 7, 9, 6;

Ces remarques, qu'il serait facile de multiplier, ne concernent que des détails. Plus grave serait le reproche qu'on pourrait adresser à l'auteur de n'avoir, dans la seconde partie, prêté assez d'attention aux suffixes adjectivaux; une étude fonctionnelle aurait sans doute permis d'en éclaircir la prétendue synonymie et de corriger l'affirmation qu'à l'époque classique « on ne cherche pas, à l'aide du suffixe, à modifier le sens du simple » (p. 212). Mais elle eût entraîné loin de son sujet propre M. André qui a d'autres titres à notre gratitude. Celui d'abord d'avoir réussi, par l'examen rigoureux des textes, à fixer les diverses valeurs de chaque épithète chromatique, en montrant donc combien est fallacieux le recours à la traduction *sine varietur* qu'impose en général au lexicographe la stricte économie d'un dictionnaire. Puis, à partir d'exemples nets, il est parvenu à préciser la part de l'affectivité, des langues techniques et des divers procédés de style dans l'emploi des formes et les changements sémantiques. Enfin, élargissant l'horizon de sa recherche, il a, à travers l'évolution du vocabulaire chromatique latin, laissé transparaître celle de la civilisation elle-même: à l'époque d'Auguste, le goût des Romains pour la couleur est stimulé par des techniques tinctoriales nouvelles, par l'art du paysage, l'emploi du stuc et de la mosaïque, par la poésie amoureuse qui use largement de termes floraux. C'est dire que son livre est beaucoup plus qu'une nomenclature et que philologues, linguistes et historiens trouveront égal profit à le lire. G. REDARD

Harri Meier, *Ensaios de Filologia Românica*. Edição da 'Revista de Portugal'. Lisboa 1948. 259 p.

Von den acht in diesem Bande vereinten Aufsätzen ist zweifellos der erste '*A formação da lingua portuguesa*' der thematisch weittragendste (erweiterte Fassung des Aufsatzes '*A evolução do portugués dentro do quadro das linguas ibero-românicas*', Biblos 18, 1942, 497–515). Der Verfasser greift seine Lieblingsthesen von 1930 [1] und 1941 [2] erneut auf: die Ablehnung eines einheitlichen Vulgärlateins (s. RF 1940, 174 ff., Entstehung S. 39); die Betonung einer dreifachen Differenzierung bei der Romanisierung der Provinzen, die dem Latein selbst und nicht dem Substrat zuzuschreiben ist: durch die zeitliche Differenz der Romanisierung (s. Gliederung S. 88, 89–91), die soziale Unterschiedlichkeit der Eroberer (s. Gliederung S. 88, 92–95) und die regionale Differenzierung des Lateinischen, die mit den Eroberern in die Provinzen hineingetragen wird (s. Gliederung S. 88, 91–92, Entstehung S. 70 ff.); als Ausbau der letzten These (über Pidal noch hinausgehend) die ursächliche Zusammenschau iberoromanischer schriftsprachlicher oder dialektaler vor allem portugiesischer Eigen-

p. 407, l. 11 du bas, Leipzig; dans l'index, p. 413 s. v. *albicascere*: 243, s. v. *armenium*: 292; p. 414, s. v. *ceruisca*: 73, 214; p. 415, *lomentum*, *margariticandicare*; pp. 29, 72, 150, 408, l'article de M. L. Wagner est cité de façon incompréhensible: Das Fortleben . . . *einiger* . . . Pferde*farben*namen . . .; enfin p. 208, la référence au *Grundriss* de Brugmann-Delbrück est insuffisante: il s'agit de II, 1, p. 201.

[1] Beiträge zur sprachlichen *Gliederung* der Pyrenäenhalbinsel und ihrer historischen Begründung, Hamburg 1930.

[2] Die *Entstehung* der romanischen Sprachen und Nationen, Frankfurt 1941.

heiten mit mittel- und unteritalienischen Erscheinungen[1] (s. Entstehung S. 42 Anm. 14, S. 70 ff.); die Einteilung in Ost- und Westromania, wobei er wie *Entstehung* S. 42–49 gegen Wartburg Stellung nimmt und noch eindringlicher als dort, wenn auch wie meistens sich nicht festlegend, auf den eventuellen Zusammenhang mit politischen und kirchlichen Verwaltungsgrenzen hinweist; die von Griera 1922 zum ersten Male formulierte These von zwei Romanisierungszentren (Hispania Citerior und Hispania Ulterior), die sich nach dem Verfasser auch kulturell unterschieden, was sich in der von diesen beiden Zentren ausgehenden Romanisierung sprachlich differenzierend ausgewirkt habe[2] (s. *Gliederung* S. 95 ff., *Entstehung* S. 66, 79 ff.); die Stützung dieser These mit lautlichen Kriterien auf sprachgeographischer Grundlage (*mb* > *m*, s. *Gliederung* S. 70–71, *Entstehung* S. 46, 71; *-u*, *-o*, s. *Gliederung* S. 46–48, *Entstehung* S. 76; *au*, *ai*, *ei*, s. *Gliederung* S. 26–32, *Entstehung* S. 74 f.; *-e*, s. *Gliederung* S. 35–46, *Entstehung* S. 76 f. und die Kritik Z 53, 1933, S. 416); die Rolle der Germanen (s. *Gliederung* S. 98–101, *Entstehung* S. 82–84) mit besonderer Betonung der Rolle der Sueben im Nordwesten und der vor den Arabern nach Asturien-Leon zurückflutenden Westgoten; die Entstehung des Kastilischen aus beiden Romanisierungsströmen (s. auch RF 61, 1948, 410–413); der starke Einfluß der Mozaraber auf die von Norden mit der Reconquista eindringenden Sprachtypen (s. *Gliederung* S. 104, *Entstehung* S. 88 ff.; für das pg. *Gliederung* S. 112, *Entstehung* S. 93); schließlich der Zusammenhang zwischen schriftsprachlich pg. und dialektalen andalusischen Zügen (s. *Entstehung* S. 79, 95).

Die auch in Meiers Augen unschätzbaren *Origenes* Pidals (s. *Entstehung* S. 69) haben die Rolle der Reconquista in der spanischen Sprachentwicklung in den Grundzügen geklärt. Meier führt Pidals These weiter, verbindet sie mit den Thesen Meyer-Lübkes und Grieras (s. *Entstehung* S. 77) und versucht vor allem über Pidal hinausgehend die Sprachgeschichte vom Beginn der Romanisierung bis zum Einbruch der Araber zu deuten.

Neuere Gesamtdarstellungen verhalten sich verschieden zu Meiers Theorien. Während H. Kuen, *Die sprachlichen Verhältnisse auf der Pyrenäenhalbinsel*, Z 66, 1950, S. 95–125) sich sehr reserviert verhält, ohne sich, abgesehen von vereinzelten Bemerkungen (S. 105 Anm. 1; S. 106 Anm. 1; S. 115 Anm. 1; S. 116 Anm. 2; S. 118 Meiers Suebentheorie aufnehmend), mit Meier auseinanderzusetzen, übernahm R. Lapesa in seiner *Historia de la lengua española* (Madrid 1942, [2]1950) die Romanisierungstheorie mit sozialer Differenzierung aus den *Beiträgen* von 1930 (S. 72)[3]. Bertil Malmberg, der in seiner Besprechung der *Entstehung* Z 66, S. 208–16, scharf kritisch gegen Meier Stellung nimmt, anerkennt als selbständigen Teil mit gelegentlichen Frage-

---

[1] Parallelen zwischen Portugal und Unteritalien: *Tenere* statt *habere* als Hilfsverb (mit Kartenskizze); *-u*, *-o* mit Kartenskizze; *o*, *a* als bestimmte Artikel; persönlicher Infinitiv; konservative Verwendung des *passé défini*. Parallelen zwischen Iberoromania, Unteritalien (und Rumänien) im Wortschatz, zwischen der Iberoromania und dem Rätoromanischen.

[2] Zusammenfassung dieser hier nur angedeuteten Thesen und der andern des Verfassers s. Kuhn, Romanische Philologie 1951, S. 360 f., 422 f.; Z 66, 1950, S. 213 f.

[3] Die neueren Arbeiten M.s scheint er nicht zu kennen.

zeichen das Kapitel über die Pyrenäenhalbinsel und begnügt sich mit einem Résumé. Wartburg, gegen den Harri Meier in seiner *Entstehung* polemisierte, drückt sich in der *Ausgliederung* von 1950 S. 153 vorsichtiger und eindeutiger aus als in der *Entstehung der romanischen Völker* S. 164 und anerkennt als Tatsache, daß die Iberoromania in römischer und westgotischer Zeit „eine beträchtliche Differenzierung aufgezeigt" habe, wobei er freilich entgegen Meier der Ansicht bleibt, daß diese Differenzierung für die spätere Gliederung „keine große Bedeutung" gewonnen habe.

So anerkennenswert der neu aufgegriffene, z. T. erweiterte Deutungsversuch Meiers ist, so hängen doch auch in dieser neuen Fassung seine Theorien immer noch zu sehr in der Luft. Die (spärliche) neue Literatur, die Meier beizieht, spricht durchaus nicht immer für ihn. Es fehlt Meiers Theorien der solide Aufbau der *Origenes*. Bis durch sorgfältige Untersuchungen im einzelnen der Beweis dafür oder dagegen geführt worden ist [1], bleibt das ganze Gebäude hypothetisch. Vor allem bedürfen die politischen und sprachlichen Verhältnisse im Norden vom 5.–7. Jahrhundert, besonders die Rolle der Sueben [2], einer sorgfältigen Untersuchung. Die Dokumente, selbst die publizierten, sind noch kaum ausgewertet [3]. Manche Klärung dürften auch der spanische und der portugiesische Sprachatlas bringen, die in Vorbereitung bzw. geplant sind.

Das vage Gelände der Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten verlassend betreten wir mit der zweiten Studie „*A evolução dos preléritos fortes em português*" wieder festeren, wenn auch wiederum umstrittenen Boden. Im Zentrum steht der alte Streit: lautgesetzliche Entwicklung oder Analogie, wobei es sich erneut erweist, daß in jedem Einzelfalle die Frage sorgfältig geprüft werden muß. Die früheren Erklärungen für die Vereinheitlichung der starken Perfektformen *fiz, tive, estive, pude, pus*:

J. J. Nunes, in allen Fällen Analogie zur 1. Person Perfekt (Meier zitiert 2. Augabe des 'Compéndio' von 1930; gleiche Erklärung noch 3. Ausg. 1945, S. 324 ff.).

---

[1] Manches davon ist schon energisch bestritten worden, so der Zusammenhang der nordostspanischen Entwicklung *mb* > *m* usw. mit der oskisch-umbrischen Entwicklung, z. B. von Rohlfs, GRM 18, S. 43, 47; Kuhn, RLiR 2, 1935, 69 f.; Wartburg, Z 48, 459, und Ausgliederung, s. Meier, *Entstehung*, 70 ff., Kuhn, Romanische Philologie 356, während Gamillscheg, Deutsche Literaturzeitung 63, 1942, 702, und Kuen, Z 66, 115 Anm. 1, den Zusammenhang für möglich halten; gegen die kontinuierliche Entwicklung von *-u* im Portugiesischen s. Piel, Biblos 18, 1942, 367 f.; gegen M.s in der Polemik gegen Wartburg aufgestellte Behauptung, um das Jahr 1000 seien „so gut wie alle sprachlichen (lautlichen) Entwicklungen der romanischen Sprachen auf der Pyrenäenhalbinsel" schon vollzogen oder im Gange gewesen, wendet sich Kuen, Z 66, 1950, 105 Anm. 1; zu den Thesen der Beiträge sehr skeptisch Eva Seifert Z 53, 1933, 414–17; selbst die römische Provinzeinteilung ‚ha dado lugar a grandes controversias' (Pidal, Historia de España II, 372, s. Meier, Entstehung 79).

[2] W. Reinhardt hat laut Lapesa, *Historia de la lengua española*, 1950, S. 88 Anm. 1, eine Arbeit über portugiesische Ortsnamen suebischer Herkunft angekündigt, die man bisher den Goten zuzuschreiben pflegte. Siehe auch Kuhn, Romanische Philologie, S. 423 Anm. 1.

[3] Die neueren Ausgaben für das galizisch-portugiesische Gebiet zusammengestellt durch Kuhn, Rom. Phil. S. 424).

Williams in beiden Fällen phonetische Gründe (e > i durch Dissimilation, o > u durch lautgesetzliche portugiesische Entwicklung.

Piel: lautgesetzliche Entwicklung von unbetontem e > i und Wirkung der Analogie bei o > u.

Meier verbindet wie Piel beide Prinzipien, kommt aber zum entgegengesetzten Resultat: bei *fiz*, *tive*, *estive* erkennt er die Analogiewirkung anderer starker Perfekta mit einheitlichem Stammvokal (nicht Analogie nach der 1. Person: die 1. Person habe im morphologischen System des Portugiesischen keine Expansionskraft, sondern neige im Gegenteil dazu, ihre Individualität aufzugeben; eine lautgesetzliche Entwicklung von unbetontem *e* > *i* im Portugiesischen lehnt er ab; eine einzige Form könne nicht durch Analogie 22 andere beeinflussen (S. 51); der betonte Stammvokal der 1. Pers. habe im Portugiesischen die unbetonten Vokale der übrigen Personen nicht beeinflussen können), bei *pude*, *pus* sieht er wie Meyer-Lübke und Williams lautgesetzliche Entwicklung. Diese differenzierte und wohldurchdachte Erklärung erwächst Meier aus der Untersuchung des morphologischen Systems des Portugiesischen und aus der Betrachtung der allgemeinen Entwicklung des port. „à volta dos Sécolos XV–XVII, data da ultima grande transformação fonética e morfológica do Português literário", d. h. aus synchronischen und diachronischen Erwägungen[1]. Ohne die Resultate Meiers in Frage stellen oder gar widerlegen zu wollen, möchten wir doch einige Erwägungen grundsätzlicher Natur zu bedenken geben. Der allgemeine Grundsatz, daß die Analogie sich nur in der Richtung Majorität → Minorität auswirken könne (Meier übernimmt offenbar S. 32 diese Meinung von Curtius), schließt in gewissem Sinne die gegenteilige Richtung nicht aus, dann nämlich, wenn eine einzelne Form durch ihren häufigen Gebrauch eine „Gebrauchsmajorität" erwirbt und dadurch eine besondere Expansionskraft gewinnt[2]. Das Majoritätsprinzip kann deshalb nur bedingt beweiskräftig sein. Weiter scheint es uns, daß man der normalen sprachlichen Entwicklungsdynamik kaum gerecht wird, wenn man wie Meier – wenn auch nicht expressis verbis – nur eine treibende Kraft zuläßt, wo doch oft mehrere Kräfte zusammenwirken. Besonders deutlich wird dies am Beispiel von *pude*, *pus*, wo lautgesetzliche Entwicklung o > u und die von Meier für die *i*-Klasse nachgewiesene Analogie sehr wohl haben zusammenwirken können. Die Einwirkung der Analogie wird in der Graphie deutlich, wie ja auch Meier zugeben muß.

Ins Gebiet der reinen Hypothese gleitet Meier zurück, indem er für die aport. Doppelreihen *menço*, *senço*, *servo*, *meço*, *peço* – *minto*, *sinto*, *sirvo*, *mido*, *pido* wiederum die beiden Romanisierungszentren verantwortlich machen möchte. Es ist tröstlich, daß er selbst die Not-

---

[1] Ausführlichere Zusammenfassung s. Kuhn, Rom. Phil. S. 429 f., ebenso ib. zu den größere systematische Arbeiten anregenden Ausführungen M.s über die Analogie aus Bedeutungsnähe (*ser* – *estar* usw.), die Analogie aus formaler Ähnlichkeit und die Analogie zur Vermeidung der Homonymie usw.

[2] Siehe z. B. die Pluralendung *-ons* (Präs. 1. P. Pl.) aller Verbklassen, die durch stufenweise fortschreitende Analogie zu einem einzigen vielgebrauchten Verbum (afrz. *soms*, *sons* < *sumus*) zu erklären ist (s. Schwan-Behrens, Grammatik des Altfranzösischen, 12. Aufl., 1925, § 339, 2). Auf einen im Prinzip parallelen Fall aus der Urkundensprache (*veulent* → *peulent* → *cheulent* etc.) werde ich demnächst ausführlicher zu sprechen kommen.

wendigkeit einer allerdings noch ausstehenden soliden Untermauerung in der Art der Origenes erkennt (S. 47).

Die dritte, umfangreichste Studie *Adjectivo e advérbio* (S. 55–113) führt uns in die Syntax und Stilistik, in das Grenzgebiet zwischen Adjektiv und Adverb und damit in zahlreiche noch ungelöste Probleme. Wo die schematische Einteilung in logische grammatikalische Kategorien versagt, hilft die semantische und stilistische Interpretation weiter. Meier beschreitet u. E. damit den richtigen Weg, von der inneren Funktion des Adjektivs und des Adverbs ausgehend die zahlreichen Schattierungen in ihrem Eigenwert voneinander abzugrenzen. Mit Recht wendet sich Meier gegen die Trennung von Form und Inhalt: '*O emprego de categorias gramaticais diferentes implica necessàriamente um significado diferente. Este pode ser mais ou menos visível, mais ou menos fàcilmente definível, de maior ou menor importância para o fim que visa a enunciação, mas não deixa por isso de existir*' (S. 58 f.). Meier verurteilt damit die in Grammatiken beliebte 'stilistische Nuance' als leere Ausflucht, die das Problem nur umschreibt, ohne es zu lösen. Seine Textinterpretationen (u. a. aus Eça de Queirós) erinnern an die feinsinnigen Interpretationen der Staiger-Schule (s. Trivium), die von der sprachlichen Seite her zum tieferen Verständnis der Dichtung führen [1].

Die vierte Studie *Sobre as origens do acusativo preposicional nas línguas românicas* greift wiederum ein umstrittenes Problem auf. Meier schlägt vor, den ganzen Fragenkomplex von der historischen und funktionellen Seite her neu aufzurollen und macht mit seinem Vergleich zwischen dem spanischen und dem portugiesischen präpositionalen Akkusativ den Anfang. Deutlich wird der Gegensatz durch die Auszählung der Fälle in der 'Gitanilla' des Cervantes und einer modernen portugiesischen Übersetzung (72 a-Konstruktionen im Spanischen stehen 15 im Portugiesischen gegenüber!). Meier unterscheidet drei Etappen der Entwicklung zum präpositionalen Akkusativ:

1. die Herausbildung der betonten (unabhängigen) Pronomina (port. *a mim, a ti, a ele . . ., a quem, a ambos . . .*) führt durch die Gleichheit der unbetonten Pronomen (Dat. *me*, Akk. *me*) zur Analogie Dat. *a mim* → Akk. *a mim*.
2. Vom betonten Akkusativpronomen *a mim* aus greift *a* analogisch auf substantivische Akkusativobjekte über ('acusativo preposicional paralelizante'; 'acusativo preposicional comparativo'; 'acusativo preposicional de colocação'). Dank der weitgehenden Bewahrung der formalen Unterscheidung von Dativ und Akkusativ bleibt das Portugiesische auf dieser zweiten Stufe stehen [2].
3. Das Spanische hat eine weitere Stufe erreicht. Das Kasussystem im Bereich des Dativ-Akkusativ wurde weitgehend zerstört. Der acusativo preposicional erhielt weiteren Spielraum und zugleich eine neue Funktion, die Unterscheidung von Person und Sache. Den Anstoß zur Bildung des acusativo preposicional hatte das Be-

[1] Über M.s Studie und andere neuere Arbeiten über die Adverbbildung auf *-mente* s. Kuhn, Rom. Philol. S. 68 f.

[2] 'A segunda etapa evolutiva do acusativo preposicional que encontramos no Português se limita a certas condições sintácticas e um nùmero bastante restrito de influências lexicais' (S. 14).

dürfnis zur Unterscheidung von Nominativ und Akkusativ gegeben. Dies wurde erreicht, gleichzeitig aber eine neue Notlage geschaffen: der weitgehende Zusammenfall von Dativ und Akkusativ. 'Nace de aquí confusión, y hasta perplejidad a las veces" (Grammatik der Akad.).

Elemente der zweiten und dritten Stufe findet Meier auch in andern romanischen Sprachen (katalanisch, galloromanische Mundarten, rätoromanisch, italienische Mundarten, sardisch), was ihn zu der These vulgärlateinischen Ursprungs führt. Trotz gewichtiger Gegengründe glaubt Maier außerdem an den Zusammenhang der rumänischen *per*-Konstruktion mit der *ad*-Konstruktion in den übrigen Teilen der Romania, ohne indes auch in diesem Punkte den Beweis endgültig führen zu können noch zu wollen [1].

In jüngster Zeit hat sich auch G. Reichenkron mit diesem umstrittenen Problem auseinandergesetzt [2]. Mit Recht wirft er Meier vor, wie die meisten übrigen Bearbeiter die Untersuchung auf eine Zeit konzentriert zu haben, in der schon „eine Art von Vergrammatikalisierung" eingetreten war. Seine sorgfältige Einzeluntersuchung zum Cantar de Mio Cid (mit nur gelegentlicher Beiziehung anderer ältester Texte) weist methodisch zweifellos den richtigen Weg, um das Stadium der Hypothesen zu überwinden. Obwohl Reichenkron wie Meier den Ursprung im Vulgärlateinischen sieht [3], kommt er zu wesentlich anderen Resultaten. Nach Reichenkron ist von den Eigen- und Ortsnamen auszugehen. Rhythmische Funktionen der *a*-Konstruktion, denen Reichenkron großen Wert beimißt, paaren sich mit syntaktischen, so daß schon im Cid verschiedene Tendenzen wirksam sind. Erst in der Folgezeit schieben sich sekundäre syntaktische Funktionen in den Vordergrund. Meiers Pronominalthese wird von Reichenkron in einen größern funktionellen Rahmen eingebettet. Da im Cid schon deutlich zwischen Personen- und Sachbezeichnungen unterschieden wird, erweist sich Meiers These, diese Differenzierung sei erst sekundär entstanden, als sehr fragwürdig. Im Gegensatz zu Meier sieht Reichenkron im span. *a* nicht nur lat. *ad*, sondern auch lat. *ab* und glaubt gerade im Nebeneinander von „gleichwertigen Konstruktionen . . ., in denen sich Dativ, Akkusativ und Ablativ abwechseln", des Rätsels Lösung zu erkennen. Er glaubt, daß zur Zeit des Cid der Unterschied zwischen den drei Casus noch gefühlt und mit den *le*- und *lo*-Formen des Personalpronomens noch aufrechterhalten wurde. Ist diese kühne Hypothese richtig, so ist Meiers Ausgangspunkt falsch, da in diesem Falle die Entstehung des präpositionalen Akkusativs nicht der Zerstörung des Kasussystems im Bereich des Dativ-Akkusativ zugeschrie-

---

[1] Zu der, soviel ich sehe, in diesem Aufsatz nicht herangezogenen Arbeit von Anna G. Hatcher, The use of A as a Designation of the Personal Accusative in Spanish, Modern Language Notes 57, 1942, 421–29, hat Meier in einer Besprechung (RF 62, 1950, S. 99–100) Stellung genommen; zu dieser, Arbeit s. auch Kuhn, Rom. Phil., S. 72 Anm. 2; Reichenkron, RF 63, 1951 S. 344 f.

[2] Das präpositionale Akkusativ-Objekt im ältesten Spanisch, RF 63, 1951, S. 342–97.

[3] An einen Zusammenhang mit der rum. *per*-Konstruktion glaubt R. nicht, da diese erst 1574 nachweisbar ist und die drei abgesplitterten rumänischen Mundarten sie nicht kennen.

ben werden könnte. Reichenkrons Resultate bedürfen allerdings noch einer kritischen Wertung und müssen durch weitere Einzeluntersuchungen (besonders auch der ältesten portugiesischen Texte) bestätigt oder korrigiert werden[1]. Aber selbst, wenn manches an Meiers Aufsatz richtig zu stellen wäre, stellt er, besonders in bezug auf den Vergleich zwischen spanischen und portugiesischen Verhältnissen, einen wertvollen und anregenden Beitrag zu dem ganzen Fragenkomplex dar.

Im 5. Essai „*A majúscula, problema ortográfico e semântico*" liegt der Ton auf dem Wort semantisch. Während der erste Teil die bekannten Funktionen der Majuskel gliedert, geht der zweite Teil, auf dem ersten fußend, wesentlich tiefer: die Art der Verwendung der Majuskel bei Baudelaire enthüllt uns von einer neuen unerwarteten Seite aus sein Dieu und Satan umspannendes antirationalistisches Weltbild. Die Majuskel wird zu einem beliebten und lebendigen Ausdrucksmittel der Symbolisten und führt in den Wesenskern der dichterischen Vision, da sie sich gerade bei den zentralen Begriffen findet und damit zu überraschenden Interpretationsmöglichkeiten Anlaß gibt. In gleicher Weise streift der Verfasser neuere portugiesische Schriftsteller wie Antero de Quental, Eça de Queirós, Mário de Sá Carneiro, Afonso Lopes Vieira und José Régio.

In die Literaturästhetik hinüber spielt die Studie über das Schönheitsideal der in Wirklichkeit gar nicht existierenden grünen Augen („*Os olhos verdes na literatura*")[2], dem die Portugiesen seit dem 13. Jahrhundert besonders zugetan sind. Meyer diskutiert die bisherigen Forschungsergebnisse zu diesem schon öfters behandelten Thema, indem er das Problem in den größeren Zusammenhang der Forschungsrichtung von E. R. Curtius einbettet, ohne – abgesehen von den zahlreichen portugiesischen Beispielen – wesentlich Neues beizutragen (er akzeptiert die einleuchtende Erklärung von Heinermann, RF 58, 1944: *oils vairs* > *oils verts* im Altfranzösischen). Meinem verehrten, inzwischen verstorbenen Lehrer Friedrich Ranke verdanke ich den Hinweis auf eine interessante Entwicklungsparallele im Deutschen. Das in der deutschen Literatur oft anzutreffende *Ideal des braunen Mädchens*[3] entstand durch Umdeutung des mhd. *brûn*.

Die beiden letzten Beiträge sind ebenfalls literarischen Themen gewidmet. Der erste „*Os Lusíadas no Romantismo alemão*" ist ein Erstdruck eines 1942 anläßlich des Camões-Jubiläums in Porto gehaltenen Vortrags. Der Verfasser analysiert nach einem Überblick über die rationalistische Beurteilung des portugiesischen Nationalepos (wobei er speziell die kritische Stellung Voltaires erläutert) in vier Abschnitten die innern Gründe, die zu der von Meinhard, Dieze und Herder um 1760–70 eingeleiteten Camões-Renaissance in der deutschen Romantik führten: die Erkenntnis von der unlösbaren Einheit von Sprache und Kunstwerk (Problem der Übersetzung), das Erlebnis der Natur (o realismo descriptivo), die neue romantische Auffassung vom Wesen des Epos und die Einbeziehung des Überirdischen (a apreciação do

[1] Dies ist schon deshalb dringend wünschenswert, weil der Cid bekanntlich auf einem einzigen Manuskript von 1307 beruht und in seinem Urtext eine wenn auch beispielhafte Rekonstruktion darstellt.

[2] In erster Fassung erschienen in Litoral (I, Lisboa 1945, 190–196).

[3] Siehe Doris Massny, Die Formel ‚Das braune Mägdelein' im alten deutschen Volkslied, Diss. Breslau 1937.

elemento mitológico). Im Zentrum dieser Camões-Renaissance stehen wie so oft die Gebrüder Schlegel, deren Hinweise auf Camões und die portugiesische Literatur der ersten Übersetzung der Lusiaden durch Heise (1807) und der ersten Gesamtdarstellung der portugiesischen Literatur durch Bouterwek (1805) vorausgingen.

Ein Kapitel vergleichender Literaturgeschichte: '*A honra no drama românico dos séculos XVI e XVII*', schließt den vielseitigen Band ab. Meier beschränkt sich im wesentlichen auf das Problem der Gattenehre, während z. B. der bei Corneille zentrale Ehrbegriff keine Erwähnung findet. Die etwas willkürlich gewählte Basis der vergleichenden Studie bilden Machiavellis 'Mandragola', Possevinis 'Dialogo dell' Honore', Molières 'Georges Dandin', 'La jalousie du Barbouillé' und vor allem die im Zentrum stehende Analyse der dramatischen Werke Gil Vicentes und Lopes 'El castigo sin venganza'.

Kaum eine der in diesem heterogenen Bande vereinten Studien führt zu sicheren, abschließenden Resultaten. Das Schwergewicht liegt, gemäß dem Spezialgebiet des Autors, einseitig auf der Iberoromania und hier wiederum speziell auf dem Portugiesischen. Aber schon die sich aus dem Bande ergebende Gesamterkenntnis, daß von dem bisher stark vernachlässigten Portugiesischen aus viele Probleme der Iberoromania und darüber hinaus der Gesamtromania einer Klärung näher geführt werden können und neu durchdacht werden müssen, ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst. Neben weitgespannten Hypothesen, die auf Grund sorgfältiger Einzeluntersuchungen erst noch widerlegt oder bestätigt werden müssen, gibt uns Meier viel wertvolles und sicheres Material, besonders aus dem Portugiesischen, und stellt die Forschung durch die Fülle der Anregungen vor neue Aufgaben.

Berlin. KURT BALDINGER.

G. de Poerck, *La Draperie médiévale en Flandre et en Artois; technique et terminologie; avec des compléments par M. Dubois et une introduction par H. van Werveke.* 3 Bde. 342, 254, 194 S. Brugge, De Tempel, 1951.

Das vorliegende Werk ist angeregt worden durch das großartige Quellenwerk von Espinas und Pirenne, Recueil de documents relatifs à l'histoire de l'industrie drapière en Flandre. In einer langen Reihe von Jahren, oft unterbrochen durch die Ereignisse, hat De Poerck das dort vereinigte riesige Material durchgearbeitet, um ein Bild zu erhalten von der Tuchfabrikation, wie sie im Mittelalter in den flandrischen und den artesischen Städten organisiert war. Diese Industrie hatte sich bekanntlich beiderseits der Sprachgrenze entfaltet, in einer engen Lebens- und Interessengemeinschaft der aufblühenden Städte jener Gegenden. Die von De Poerck geleistete Arbeit ist ganz gewaltig. Es galt ja, im selben Maße, den technologischen Aufbau dieser ältesten Industrie zu klären, wie auch die damit verbundenen Wörter richtig zu interpretieren. Oft waren diese beiden Seiten der Aufgabe identisch; aber sehr oft mußte der Verfasser auch der Gefahr begegnen, sich in einem circulus vitiosus zu bewegen. Trotzdem der Gegenstand der Geschichte angehört, bekommt man den Eindruck, daß ein anderer als ein Einheimischer diese Aufgabe kaum so glänzend hätte lösen können, wie der Verfasser des vorliegenden Werkes.

Gegliedert ist dieses in drei Bände, von denen der erste eine Darstellung der gesamten Webetechnik bringt. Diese ist von hervorragender Klarheit, was eine um so größere Leistung ist, als diese Technik doch recht starke lokale Verschiedenheiten entwickelt hatte. Ein zweiter Band bringt das Glossar der französischen Wörter, ein dritter dasjenige der flämischen Ausdrücke. Der Romanist wird natürlich dem zweiten Band am meisten Interesse entgegenbringen; aber er wird die beiden andern kaum viel weniger konsultieren müssen. Die wirkliche Erklärung der Wörter in ihrer Umwelt und ihrer Funktion ergibt sich doch meist erst durch die Lektüre des ersten Bandes, und die Terminologie beiderseits der Sprachgrenze hat so viele Gemeinsamkeiten, daß man andauernd vom einen zum andern der beiden Glossare wandert. Kleine Modifikationen in der Auffassung der Wörter werden sich sicher für den hie und da ergeben, der den gesamten Wortschatz durchzuarbeiten hat. Aber auf jeden Fall ist hier eine Grundlage geschaffen von einer Zuverlässigkeit und einer Umsicht, wie sie nicht allzuhäufig sind. Es ist im besten Sinne des Wortes eine ins Mittelalter zurückprojizierte Wörter- und Sachenforschung. Wenige kleine Bemerkungen: *cuignole* ist sicher nicht mit *chignolle* (aus *ciconiola*) zusammenzustellen, sondern mit *cuneus*; bei der Definition von *estrikier*, nämlich „aplaigner", kann ruhig das vom Verfasser gesetzte Fragezeichen weggelassen werden, wie schon A. Thomas gesehen hat; *criuture* ist wohl in *crinture* zu bessern, s. FEW *crienta*. W.

Emil Stäheli, *Die Terminologie der Bauernmühle im Wallis und Savoyen.* Eine Sach- und Wortstudie, mit 64 Abbildungen. St. Gallen 1951. 134 S.

Diese schöne Arbeit bietet einen sachlich äußerst interessanten Einblick in die altertümlichen Verhältnisse, die in bezug auf das Mahlen des Getreides in den wilden Seitentälern des Wallis und in den Hochtälern Savoyens heute noch herrschen. Die Untersuchung erstreckt sich nicht nur auf den romanischen, sondern auch auf den deutschen Teil des Wallis. Man findet hier noch erstaunlich urtümliche Einrichtungen an, wie z. B. das im Wallis noch vorherrschende horizontale Wasserrad. Ein Vergleich mit den Mühleneinrichtungen des romanischen Teils Graubündens zeigt noch recht viele Gemeinsamkeiten, auch terminologischer Natur, die allerdings meist eingebettet sind in eine weitergezogene interromanische Gemeinsamkeit. Ein alphabetisches Glossar beschließt die Studie. In einem besonderen Kapitel bespricht Stäheli einige besonders interessante Ausdrücke, von denen hier frz. *trémie* und seine Entsprechungen hervorgehoben seien. Stäheli gibt eine Fülle von Formen, die er in zwei Teile gliedert, den Typus *trimodia* und den Typus **intermodia*, eine auch in Oberitalien und im Portugiesischen belegte Sekundärform. Leider stellt Stäheli die Frage nach dem Ursprung dieser Form nicht. Man denkt unwillkürlich zuerst an eine verbale Ableitung, etwa ein **intrimodiare*, dessen Bedeutung hätte sein können: „in den Trichter schütten" und von dem dann das zugrunde liegende Substantiv das Präfix übernommen hätte. Eine solche Erklärung fände aber im vorliegenden und auch in dem dem FEW zur Verfügung stehenden Material keine

Stütze, denn ein solches Verbum ist nirgends und nie belegt. Man muß daher annehmen, daß sich in die galloromanischen Formen vom Typus *trémuie* die Präposition *entre* eingefunden hat. Diese Beeinflussung geht dann übrigens noch weiter, indem in einem großen Teil des Galloromanischen auch der zweite Teil des Wortes ersetzt wird, und zwar durch die Vertreter von *medius*. Die Formen vom Typus des langued. *entremièjo* werden auf diese Weise geradezu zu Vertretern von *intermedius* umgebildet. Endlich wirkt dieser Typus auch auf die Vertreter von *trimodia* zurück, in den Gegenden, wo *intermedia* „Mühltrichter" und *trimodia* miteinander im Kontakt stehen, so daß durch diese Rückwirkung sogar ein Typus **trimedia* (nur als Typus gesetzt!) entsteht. Ein Druckfehler: die Form aus Bessans, die Duraffour auch mir zur Verfügung gestellt hat, lautet nicht *ẽntram*, sondern *ẽntramú*.

W.

Gerard Blanken, *Les Grecs de Cargèse (Corse); recherches sur leur langue et sur leur histoire*. Tome I, partie linguistique. Leyde 1951. XIX + 322 S.

Dieses sehr willkommene Buch gibt zuerst eine kurze Übersicht über die Geschichte der Griechen, die 1676, vor den Türken ausweichend, aus dem südlichen Peloponnes nach Korsika auswanderten, dort die Niederlassung Paomia gründeten, 1731 von den Korsen vertrieben wurden und nach langen Peregrinationen 1775 das durch den französischen Gouverneur in der Nähe von Paomia für sie erbaute Städtchen Cargese bezogen. Seither sind die Griechen einer langsamen Assimilation verfallen. G. Blanken hat in diesem Buch durch sorgfältige Aufnahmen die Mundart dieser Kolonie vor dem Vergessen bewahrt. Für den Romanisten besonders interessant die Liste der Wörter, welche das Korsische und das Griechische untereinander getauscht haben (S. 254 ff.). W.

Le droit coutumier de la Ville de Metz au Moyen Age. Tome I: *Jugements du maître-échevin de Metz au XIVe siècle*, p. p. J. J. Salverda de Grave, E. M. Meijers, J. Schneider. Haarlem 1951. XXXII + 672 S.

Dieser mächtige und luxuriös gedruckte Band, erschienen in der Serie der Publikationen des Rechtshistorischen Instituts der Universität Leiden, ist das Ergebnis der Zusammenarbeit zweier niederländischer und eines französischen Gelehrten. Er ist für die Rechts- wie für die Sprachgeschichte von großer Bedeutung. Er enthält den Abdruck eines Sammelbandes, der dem maître-échevin Michel Chaverson gehört hatte. In diesen Band hatte Chaverson die Urteile eingetragen, die seit 1289 in Metz schriftlich fixiert worden waren und die ihm wichtig genug schienen. Von dieser Zeit an wurden nämlich, im Gegensatz zu der früher nur mündlichen Formulierung der Urteile, von den Richtern schriftliche Formulierungen vorgenommen, wobei diese nicht etwa in einem Gerichtsarchiv, sondern von den Richtern privat aufbewahrt wurden. Als Rechtsdokument aus einer Zeit, die noch vor der schriftlichen Niederlegung der Coutume von Metz liegt, ist die Sammlung von unschätzbarem Wert. Das gilt auch vom Standpunkt des Sprachlichen aus. Die Urteile haben eine weit mehr mundartliche Form als die literarischen Texte, die wir von

Metz haben. Die kurze, aber kräftig geführte und konzentrierte Studie über den Dialekt verdanken wir dem bis zu seinem Tode unermüdlich tätigen Salverda de Grave, ebenso das wertvolle und alles Wesentliche umfassende Glossar. Wir sind dankbar, daß durch die pietätvolle Arbeit der beiden andern Gelehrten dieses letzte Werk des verstorbenen bedeutenden Romanisten für die Fachkollegen zugänglich gemacht worden ist. Die Dialektstudie geht von einem Vergleich mit der Sprache von Paris aus und stellt alles zusammen, was hier von Bedeutung war. Eine Frage hätte vielleicht noch eingehender erörtert werden können, nämlich wie weit Spuren älterer Sprachformen darin zu finden sind, erstrecken sich doch die Urteile auf die Zeit von etwas mehr als zwei Jahrhunderten. W.

Facultad de Filosofía y Letras de la Universidad de Buenos Aires. *Trovadores y juglares.* Antología de textos medievales con traducción, comentarios y glosario. 1. *Lo coms de Peitieus – Marcabrus – Jaufre Rudels – Bernatz de Ventadorn – La comtessa de Dia.* [Hrsg. von Gherardo Marone]. Buenos Aires, Instituto de Literatura, Sección neolatina, 1948. 147 S.

Das von Gherardo Marone geleitete „Instituto de Literatura" der Universität Buenos Aires hat sich vorgenommen, für Unterrichtszwecke der genannten Universität drei Anthologien herauszugeben, die den argentinischen Studenten die Grundlagen der romanischen Kultur vermitteln sollen: eine Anthologie der altprovenzalischen Dichtung, eine der alt- und neufranzösischen und eine der italienischen Literatur. Von der provenzalischen Anthologie, die den Titel trägt *Trovadores y juglares,* liegt uns das erste Bändchen vor, sechs weitere sollen folgen. Das Bändchen ist geschmackvoll aufgemacht und mit alten Stichen der Schauplätze des Minnesangs und Reproduktionen von Miniaturen, die die Dichter darstellen, geschmückt. Daß das Bändchen von G. Marone herausgegeben wurde, wie aus Umschlag und Gesamtverzeichnis der Anthologie hervorgeht, sollte auch aus dem bibliographisch maßgeblichen Titelblatt ersichtlich sein. Die oben genannten Trobador sind jeweils mit einer Dichtung vertreten, Jaufre Rudel mit allen sechs, die Marone in eigener Anordnung bringt. Textlich folgt Marone für J. Rudel der Ausgabe Jeanroys, sonst dem *Manuale* Crescinis. S. 100, Z. 10 ist statt *cora* vorzuziehen *c' ora.* Den einzelnen Trobadors gehen die alten prov. Biographien voraus. Die sicheren biographischen Daten werden im Zusammenhang mit der Bibliographie aufgeführt. Die Übersetzung der Gedichte ins Spanische geschieht teils in Versen, teils in Prosa.

Die Übersetzung ist sinngemäß, ohne genau dem Wortlaut zu folgen. Die folgenden Beispiele mögen die Art der Übersetzung charakterisieren: S. 48: *e faran li mal siey vezi* „y mal le harán sus vecinos y dolor"; S. 50: *De proez' e de joven fuy* „Valiente fuí en mi mocedad"; S. 51: *loing e pres et en mon aizi* „en mi casa y cerca y lejos de ella"; S. 63: *enamoret se de la comtessa de Tripol, ses vezer, per lo gran ben e per la gran cortezia qu'el auzi dir de lieis als pelegrins que vengron d'Antiochia* „oyendo mentar a la condessa de Tripol por los pelegrinos que venían de Antioquía en tan elogiosos términos, prendóse de ella, sin haberla jamás visto".

Recht nützlich ist die literarhistorische Einleitung, die die einzelnen Trobadors gut charakterisiert. Es genügt aber natürlich nicht, wenn M. S. 15 Anm. 1 als einziges Kennzeichen des Unterschieds zwischen dem Prov. und dem Franz. den nordfrz. Wandel *a* zu *e (amar – aimer)* anführt, hier hätte zum mindesten auf die Unterschiede der Diphthongierung eingegangen werden müssen. Es ist übrigens nicht richtig, daß „prov. *anar* zu frz. *aller* wird". Bekanntlich haben wir hier zwei verschiedene Wörter vor uns. Prov. *anar* (lat. ambitare) entspricht afrz. *aner,* während frz. *aller* doch wohl lat. ambulare fortsetzt. Es ist ferner nicht richtig, daß „die geliebte Frau bei den Provenzalen immer eine edle Dame" ist (S. 21), jedenfalls beweisen die *Pastorelas,* daß es in dieser Dichtungsart anders ist. Es ist auch nicht richtig, daß, wie M. S. 29 Anm. 1 behauptet, die moderne italienische Sprache in allmählicher Entwicklung aus der Dichtersprache am Hofe Friedrichs II. hervorgegangen ist.

Es ist sicherlich kein Fehler, wenn im Glossar auch Wörter aufgeführt werden, die im Aprov. und im Span. gleichlautend und gleicher Bedeutung sind, wie *de, dolor, gentil,* es ist aber andererseits dem Anfänger wenig damit gedient, wenn eine Reihe von Wörtern im Glossar fehlen. So wird zwar *aiziment* angeführt, es fehlt aber *aizi* ‚encanto', das S. 51 Z. 8 und 70, 12 im Text vorkommt. Für *fadet* (71, 4) wäre anzuführen *fadar* ‚destinar, decidir', für *atahis* (71, 6) *atahinar* ‚impedir'. Dann fehlt *pairi* ‚genio tutelar, suerte'. Aus der Übersetzung „pues mi sino es éste" allein gelangt der Studierende nicht zu einem genauen sprachlichen Verständnis der Stelle *qu' enaiss·m fadet mos pairis* (71, 4). Für *volf* (72, 6) wäre im Glossar aufzunehmen *volre* ‚volver'. Dann fehlt *pimpa* ‚zampoña'. Für *burdens* (75, 11) wäre aufzunehmen *burdir* ‚divertirse'. Ferner fehlen *cochos* (84, 10) ‚codicioso', *erebre* ‚salvar' (für *ereubut* 100, 3). Die Übersetzung von *sol qu' a lui fezes cosseillier* (100, 4) durch „sólo que a él de almohada le hiciese" ist durchaus möglich, doch würde ich vorziehen zu übersetzen „sólo que a él mi consejero le hiciese".

In einigen Fällen ist im Glossar kein Etymon angegeben, so wären nachzutragen zu *cuidar* cogitare, zu *jauzir* gaudere, zu *sembeli* russ. *sobolj.* Einige Etymologien befriedigen nicht. *Alberc* statt von germ. *haribairg* besser von got. **haribairgo;* got. *busch* (S. 117) existiert nicht, die got. Form ist **būska, būsch* ist mittelhochdeutsch; *dol* nicht von lat. dolor, sondern von lat. dolum; die Grundform von *gardar* ist germ. (got.) *wardōn,* ahd. *wartōn,* nicht ahd. *warta;* got. *fyn* (S. 124) existiert nicht; *manna* (S. 130) ist nicht lateinisch, sondern hebräisch; *mot* von *muttum, nicht von griech. *mythos; plor* nicht aus ploratus, sondern postverbal; *ric* zu ahd. *rīhhi,* as. *rīki;* got. *rüks* existiert nicht; *soven* nicht von lat. saepe, sondern von lat. subinde; *talan* nicht von griech. *thelein,* sondern von lat. talentum (Vulgata, Matth. 25) aus griech. *tálanton.* – Druckfehler: S. 63 Z. 2 u. lies *haberla,* S. 100 Z. 2 u. *amoroso,* S. 106 Z. 16 statt „*Zu M. u.* lies „*Zu M.*"; S. 107 Z. 6 lies *für d. St. d. neueren Sprachen.*

Wir hoffen, daß der Herausgeber bald Gelegenheit hat, eine Neuauflage zu einem in jeder Hinsicht befriedigenden Hilfsmittel umzugestalten, damit der Zweck des Bändchens erreicht wird.

Wilhelm Giese

Fernando Lázaro Carreter, *Las ideas lingüísticas en España durante el siglo XVIII* (Revista de Filología Española, Anejo XLVIII). Madrid 1949. 294 S.

Das 18. Jahrhundert als das europäische Jahrhundert des weltanschaulichen Umsturzes und des versuchten Neuaufbaus auf der Grundlage naiv-selbstsicherer *ratio* findet ein nach der übermenschlichen Produktivität des Barock erschöpftes Spanien vor: das dünnste Jahrhundert spanischer Literatur und spanischen Geisteslebens. Um so interessanter ist es gerade, die geistige Auseinandersetzung in diesem Raume zu untersuchen. Es ist das Verdienst des Buches, am Beispiel der sprachwissenschaftlichen Gedankenwelt auf das immerhin doch beträchtliche Niveau spanischer Geistigkeit im 18. Jahrhundert und auf die originellen und z. T. sogar lebensfähigen Konfliktslösungen eindringlich – an Hand z. T. noch ungedruckten Materials – hingewiesen zu haben. – Die Behandlung des Themas geht in drei Teilabschnitten vor sich: 1. Die Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft im Spanien des 18. Jahrhunderts – 2. Das Verhältnis des Spanischen zum Latein im 18. Jahrhundert. – 3. Die spanische Sprache im 18. Jahrhundert. – Die Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft führen – wie immer, so auch im 18. Jahrhundert – in die Bereiche der Sprachphilosophie, der Anthropologie, der Urgeschichte, der Theologie. Die Untersuchungen des Verfassers sind – gerade wegen dieser Weiterungen – eine willkommene hispanistische Ergänzung zu den Büchern Paul Hazards ('*La Crise . . .*' und '*La Pensée européenne . . .*'). Wie originell die spanischen Versuche, das 'Wissen' der Aufklärung mit dem Glauben zu harmonisieren, sich ausnehmen, zeigt die Frage der Ursprache. Während die Aufklärung die Sprache sich aus primitiven Anfängen durch soziale Bedürfnisse entwickeln läßt und die sprachlichen Zeichen für Konventionsschöpfungen hält, hat nach *Gen. 2, 19 s.* Adam bereits den Dingen (mindestens der belebten Natur) die ihnen zukommenden Namen gegeben: seine Sprache war also bereits 'vollkommen'. Wer diesen Bericht wörtlich nimmt[1], dessen 'Glauben' kann sehr wohl in Konflikt mit dem Stand des 'Wissens' geraten. Fray Martin (L. S. 99) findet 'den' Ausweg: bei der Sprachverwirrung in Babel behalten nur die Vorfahren Abrahams die Paradiesessprache

---

[1] Das eigentliche Anliegen des Berichts ist nicht sprachphilosophischer, sondern anthropologisch-soziologischer Art: es handelt sich um den lexikalisch (volksetymologisch) eingekleideten Nachweis der Gleichwertigkeit von Mann und Frau. Zuerst werden Adam die Tiere vorgeführt: *appellavitque Adam nominibus suis cuncta animantia . . .; Adae vero non inveniebatur adiutor similis eius.* Zur Frau dagegen sagt Adam: *hoc nunc os ex ossibus meis . . .; haec vocabitur virago, quoniam de viro sumpta est* (hebr. Volksetymologie *'iššā* 'Frau' – *'īš* 'Mann'). Vgl. L. Koehler, *Lexicon in Vet. Test. libros*, 1948 ss., s. v. *'iššā* S. 92 und die Kommentare. Der lexikalische Gedankengang ist nur Mittel zum Zweck. Allerdings legt eine in den Text geratene spätere (hebr.) sprachphilosophische Glosse gerade den Nachdruck auf die lexikalische Seite: (2, 19) *omne enim quod vocavit Adam animae viventis, ipsum est nomen eius.* Der Satz gibt sich in 2, 19 deutlich als Einschiebsel zu erkennen, einmal durch das theoretisierende Abschweifen vom Hauptgedanken, sodann durch die Tatsache, daß der Text vor *(ut videret quid vocaret ea)* und hinter *(appellavitque Adam)* dem Einschub einen zwanglosen Gedankenablauf ergibt. Als Marginalglosse paßt das Einschiebsel hinter 2, 20 *omnes bestias terrae.*

– das Hebräische – bei, alle anderen Menschen werden stumm, verlieren also das Sprechvermögen überhaupt und müssen sich erst langsam im Laufe vieler Generationen wieder neue Sprachen schaffen. Auf sie treffen die Anschauungen der Aufklärung über Entwicklung aus primitiven Stufen zu. Damit ist auch erklärt, wieso nicht die übrigen Sprachen bloße Varianten des Hebräischen sind, wie traditionell angenommen wurde. Die *crise de la conscience européenne* hat auch ein spanisches Gesicht. – Was das Verhältnis des Spanischen zum Lateinischen angeht, so wird im 18. Jahrhundert erst der Sieg des Spanischen über das Lateinische auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Prosa – dem letzten ernstlichen Reservatgebiet des Lateinischen (abgesehen von der Liturgie und Verwandtem) – entschieden, und zwar infolge der inzwischen erreichten internationalen Geltung des Französischen in dieser Gattung und damit der Notwendigkeit, mit diesem zu konkurrieren. – Was die literarische spanische Sprache angeht, so steht das 18. Jahrhundert sozusagen im Zeichen der 'Abrüstung': Abwendung von dem als degeneriert empfundenen glanzvoll-pompösen Barock des 17. Jahrhunderts, Neuorientierung im Sinne des rationalen Klassizismus französischer Herkunft. Kultismus und Gongorismus werden abgelöst vom Purismus und Gallizismus. Der nach rückwärts schauende Purismus wird – auch dies in Nachahmung Frankreichs – durch die Akademie vertreten, der Gallizismus in verschiedener Schattierung und mit jeweils charakteristischen Einschränkungen und Schwankungen findet seine Realisierung bei Feijóo, Jovellanos, Capmany u. v. a., die eben durch die maßvolle Idiomatisierung des Gallizismus die Schöpfer des – wenn man so sagen soll – 'silbernen' Spanisch werden. Der sprachgeschichtliche Einschnitt, den das 18. Jahrhundert im Werdegang der spanischen Schriftsprache führt, wird jedem bewußt, der etwa hintereinander die Prosa Graciáns und die Feijóos liest. Die Sprachkritiker des 18. Jahrhunderts haben das Spanische nicht – wie etwa das Italienische bis zur Romantik – in einer rückwärtsgerichteten akademischen Mustersprache erstarren lassen, sondern ihm – bei Wahrung des kastilischen Charakters – den Hauch der Weltoffenheit und der Anpassungs- und Entwicklungsfähigkeit gegeben. Deshalb bedarf das Spanische im 19. Jahrhundert keines Manzoni: diese Arbeit wird für das Spanische eben schon im 18. Jahrhundert geleistet. – Lázaros' reichdokumentierte Arbeit führt so ins Detail der Werkstatt des modernen, des nachbarocken Spanisch. Das Spanien des 18. Jahrhunderts zeigt zwar Erschöpfungssymptome, aber es bleibt lebensfähig und antwortensbereit.

Heinrich Lausberg.

Santiago Alonso Garrote, *El Dialecto vulgar leonés hablado en Maragatería y tierra de Astorga. Notas gramaticales y vocabulario. Segunda edición revisada y considerablemente aumentada. (Biblioteca de Dialectología y Tradiciones Populares)*. Madrid (CSIC) 1947. 351 S.

Das behandelte Gebiet gehört zum Westleonesischen. Was Methode und Blickpunkte der Untersuchung angeht, so ist sie die Arbeit eines einheimischen Dialektbeflissenen mit den gerade in dieser Hinsicht zu erwartenden Vorteilen: Präzision und breite Reichhaltigkeit in der Mundartbeschreibung. Besonders ausführlich ist das Vokabular (S. 125

bis 351), das gegenüber der ersten Auflage dieser Arbeit (1908) noch an Umfang gewonnen hat. Sehr begrüßt werden muß die Wiedergabe ungeschriebener Dialektliteratur in Poesie und Prosa (S. 106–124). Es findet sich darunter z. B. ein Epigramm sowie eine liturgische Parodie (ein aus der mittellat. Literatur bekanntes Genus) in Gestalt einer Epistel über Wolf und Zicklein, die beginnt: *Lecio pístola badana . . . Estando una cabrina perdida encimba una peña, víulu un llobu y fabloulle d'este modu: . . .* – Proben aus dem Vokabular: *cáparo* '*jabato, cría del jabalí*' (< ?), *cembo* '*margen, borde alto*' (*limbu*?), *edil* '*barbecho, terreno sin sembrar*' (< ?), *falispas* '*ráfagas de nieve*' (< ?), *fusco* '*de tono oscuro, moreno*' (entgegen span. *hosco*, port. *fosco* mit hohem *-u-* wegen alten Umlauts oder wegen *-sk-*?), *llouco* '*loco*' (vgl. port. *louco*), *meruca* '*lombriz de tierra*' (zusammenhängend mit *bruchus*), *nación* '*nacimiento*' (z. B. *fulano es mudo de nación;* offenbar erbwörtlich mit normalem leones. *-i-*), *núcara* '*fluxión nasal*' (*moco*?), *oureya* '*oreja*' (port. *orelha*) und *oubeya* '*oveja*' (Zeugnis für das schon vulgärlat. Schwanken zwischen vortonigem *-au-* und *-o-*, das in den Sprachen, die sonst grundsätzlich *-au-* bewahrten, zahlreiche Spuren hinterlassen hat: monophthongische 'Vulgarismen' wie port. *orelha*, 'hyperkorrekte' Diphthonge wie in leon. *oubeya*), *pitarro* '*chorizo pequeño, que en las matanzas caseras se hace exclusivamente para los niños*' (zu *pit-* klein mit Suff. *-arr-*, vgl. kampid. *piterrinku* 'klein' *REW* 6544 a), *el agua se ríe* '*el agua, corriendo por un lecho arenoso y de exigua profundidad, forma en la superficie unos filetes convergentes, debidos al choque de la vena líquida contra las piedrecillas del fondo*' (eigenartiger Poetismus), *selombra* '*sombra*' (alte konsonantische Dissimilation aus *subumbra*, während span.-port. *sombra* eine andere Entwicklung zeigt), *sequeda* '*sequía, tiempo seco de mucha duración*' (zeitliche Bedeutung des Suffixes *-etum*), *serrón* '*sierra pequeña de mano, serrucha de carpintero*' (*-ón* deminutiv), *sonce* '*ruín, malo, de clase inferior*' (z. B. *terreno sonce, tela sonce,* < ?), *sulco* und *suco* '*surco*' (Beleg der drei Möglichkeiten für die Entwicklung von *-lk-*), *tángano* '*raíz de brezo, que se emplea para quemar*', *tuérgano* '*„tángano" de mayor volumen*' (< ?). – Auch die Darstellung der historischen Laut-, Formen-, Wortbildungslehre und Syntax (S. 39–105) ist wertvoll, wenn auch die historischen Ansichten verständlicherweise oft abwegig sind.

HEINRICH LAUSBERG

Actas de la Primera Reunión de Toponimia Pirenaica (Jaca, Agosto de 1948). (*Cursos del Instituto de Estudios Pirenaicos,* Filologia, vol. 3). Zaragoza (CSIC) 1949. 211 S.

Die einzelnen Beiträge:

1) R. Menéndez Pidal, *'Javier'-'Chabarri', dos dialectos ibéricos* (S. 1–10, mit 1 Karte). Überaus wichtiger Nachweis einer in der Toponymie zutage tretenden dialektischen Gliederung des vorromanischen Substrats, das – in eben dieser Gliederung – mit dem Baskischen in einem kontinuierlichen, südlich bis Granada reichenden Zusammenhang steht. Der baskische Wortnamentyp, der eine solche Einteilung erlaubt, ist die Bezeichnung *echeberri* 'neues Haus' (bask. *eche* 'Haus', *berri* 'neu'), und zwar durch zwei Lauteigentümlichkeiten. Einmal steht der ostbaskischen Form *berri* (> roman. *bierre*) im West-

baskischen – mit alter, sekundärer Öffnung des *e* vor *rr* – die Lautung *barri* (also *echebarri*) gegenüber. Die Scheidelinie zwischen dem westlichen *barri* und dem östlichen *berri* verläuft von der Deva-Mündung an der kantabrischen Küste (mittwegs zwischen San Sebastián und Bilbao) in südostwärts verlaufender Kurve bis in die Nähe von Pamplona[1], sodann weiter in südlicher Richtung über Calahorra, bis die einschlägigen Ortsnamen etwa am Tajo schwinden, um sich hinwiederum weiter im Süden durch die Osttyp-Form *Iliberri* (= Elvira = Granada; Etymologie: bask. *iri* 'Siedlung', vgl. *Iriberri* in Guipúzcoa) kenntlich zu machen, und zwar so, daß der kontinuierliche, ungefähr geradlinige Verlauf der dialektischen Scheidelinie des Substrats durch die ganze Halbinsel als gesichert gelten kann. Das für die Narbonensis (bei Livius) bezeugte *Iliberri* fügt sich in den östlichen, der asturische Volksname (bei Plinius) *Egivarri* – mit überlieferten mauretanischen Namen auf *-barri* – geographisch in den westlichen Typ. Die Scheidelinie zwischen westlichem *barri* und östlichem *berri* wird bestätigt durch einen – sich ebenfalls südlich jenseits der heutigen baskischen Sprachgrenze fortsetzenden – Lautunterschied in dem bask. Wort für Siedlung: *iri (ili)*. Einem östlichen *iri (ili)* entspricht westliches *uri (uli)*. Wir haben also *Iriberri (Iliberri)* einerseits, *Uribarri (Ulibarri)* andererseits. Eine zweite dialektische Gliederung des Substrats wird durch die Lautgestalt des Wortes *eche* 'Haus' repräsentiert. Einem westlichen *eche* [*eće* mit Affrikata] steht ein östliches *exe* [*eše* mit Reibelaut] zur Seite. Die Scheidelinie, die sich immer innerhalb des *berri*-Gebietes hält, beginnt in den navarresischen Pyrenäen und geht in südwestlicher Richtung bis Calahorra, von dort in südostwärts gerichtetem Bogen bis in das Flußgebiet des Júcar (Provinz Valencia). Im Romanischen macht der Reibelaut *[š]* die normale Velarisierung zu *[χ]* mit: *xaberri* > *Xavier [š-]* > *Javier*. Vom *Castillo de Xavier* bei Sangüesa (Navarra) im *Xavier-Javier*-Gebiet stammt der hl. Franz Xaver. – Der Gewinn der Untersuchung ist von unabsehbarer Bedeutsamkeit. Nicht nur ist das Fortleben baskischer Appellative im Namengut des südl. Raums gesichert, vielmehr findet auch die heutige dialektgeographische Gliederung des Baskischen eine kontinuierliche südliche Fortsetzung. Es dürfte wohl in Zukunft gelingen, die Gliederung auch an anderen Eigentümlichkeiten aufzuweisen.

2) P. Aebischer, *Matériaux médiévaux pour l'étude du suffixe d'origine germanique '-ing' dans les langues de la Péninsule Ibérique* (S. 11–24). – Mittellateinische und romanische Belege (9.–14. Jahrhundert) aus der Pyrenäenhalbinsel für Wörter mit den Suffixen *-engo* und *-enco*, die nach J. U. Hubschmieds These beide germanischer Herkunft sein und sich nur durch die hochdeutsche Lautverschiebung unterscheiden sollen. Wegen der Chronologie der Belege (*-incus* 9. Jahrhundert) bezweifelt Aebischer für die Pyrenäenhalbinsel die Priorität von *-engo* vor *-enco*. M. E. kommt die hochdeutsche Lautverschiebung nur für das langobardische Superstrat (in Oberitalien) in Frage, nicht für die Westgoten. Was die Möglichkeit der Herleitung von *-enco* aus lat. *-inquus* angeht, so wird die Tatsache des kontinuierlichen Ab-

[1] Hier gehört am Fluß Araquil noch der Ort *Echábarri* zum westlichen Typ, was im Verlauf der Scheidelinie *barri/berri* auf der Karte (S. 10) nicht berücksichtigt ist.

leitungsverhältnisses lat. *prope/propinquus* = prov. *prop/probenc* ihr Gewicht behalten müssen, gerade als Ausgangspunkt für Ethnica. Andererseits hält M. L. Wagner (*Hist. Wortbildungslehre des Sard.*, Bern 1952, § 126) sard. *-incu* nicht für einheimisch, so daß das Sardische als zuverlässige Berufungsinstanz ausscheidet.

3) M. Alvar, *Nombres de núcleos de población en el alto valle del río Aragón* (S. 25–34). – Die Abhandlung bildet den ersten Teil der Arbeit *Toponimia del alto valle de río Aragón* (Zaragoza 1949) des gleichen Verfassers. Sie wird an ihrer Stelle angezeigt.

4) A. Badía Margarit, *MAL 'roca' en la toponimia pirenaica catalana* (S. 35–58). – Für den in orographischen Bezeichnungen des Pyrenäenraumes häufig auftretenden Stamm *mal-* (z. B. *Puigmal*, *Maladeta*) wird das Fortleben eines vorröm. Stammes *mal-* Fels, Stein wahrscheinlich gemacht, wobei die Verhältnisse durch sekundäre, aber tatsächliche volksetymologische Deutungen der Benennungen im Sinne von lat.-roman. *malus* 'schlecht, unglückverheißend' usw. verwirrt wurden, so daß im Einzelfall die Entscheidung darüber schwer fällt, ob ein *mal-* Fels überhaupt zugrunde liegt. Der Stamm scheint mit alban.-rumän. *mal* 'Berg' zusammenzuhängen, worauf schon Fouché 1947 hinwies. Eine kritisch sichtende Liste der in Frage kommenden katal. *mal*-Bildungen beschließt den Beitrag.

5) I. Balaztena, *Toponimia del término de Pamplona* (S. 59–63). – Historisch (vom 13. Jahrhundert bis gegebenenfalls zur Gegenwart) dokumentierte Liste der (bask.) Orts-, Guts- und Flurnamen des Stadtkreises Pamplona.

6) C. Battisti, *Nota sui metodi di ricerca toponomastica* (S. 65–69).

7) H. Gavel, *Notes sur les noms de lieux en '-on' dans les Basses-Pyrénées* (S. 71–75). – Verzeichnis der Ortsnamen auf *-on* im Département Basses-Pyrénées. Der Ursprung ist teils vorrömisch *(Iluro > Oloron)*, teils lateinisch, wobei *-on* auch als besitztumsbezeichnendes Suffix *(Sauvagnon > *Silvanione* 'Gut eines *Silvanus*'*)* zu fungieren scheint, ebenso wie es ja anderwärts Ethnica bildet. Die Bildungen wie *Castillon* (span. *Castejón* usw.) gehen nicht auf *-iculone* (S. 73) zurück, sondern auf *-llione* (also *castellum/*castellione, capitellum/*capitellione, villa/*villione* usw.).

8) W.-D. Elcock, *Toponimia menor en el Alto Aragón* (S. 77–118; mit einem Vorwort von F. Ynduráin). – Wertvolles, reiches Verzeichnis der von Elcock an Ort und Stelle gesammelten Flur-, Gewässer-, Quellen-, Haus- wie überhaupt Örtlichkeitsnamen aus 48 Gemeinden.

9) M. García Blanco, *Contribución a la toponimia aragonesa medieval: Los documentos reales pinatenses de Sancho Ramirez* (S. 119 bis 143). – Wertvolles, reichhaltiges Verzeichnis der 1062–1094 (Sancho Ramirez) datierten Orts- und Örtlichkeitsnamen aus den Königsurkunden des Klosters San Juan de la Peña: 49 vorröm., 118 roman., 9 arab., 117 etymolog. unbestimmte Namen. Die Etymologien werden lauthistorisch usw. eingehend diskutiert.

10) V. García de Diego, *Notas sobre el pirenaico* (S. 145–147). – Über die gegenseitige Erhellung von Toponymie und Dialektologie, besonders hinsichtlich der Lautverhältnisse.

11) A. Griera, *La toponimia en el dominio catalán: trabajo realizado y trabajo a realizar* (S. 149–157).

12) A. Irigaray, *Etnología e historia del Alto Aragón* (S. 159–163). –

Notizen über toponomastische Berührungen Hocharagons mit dem Baskischen. Die etymologischen Gedankengänge haben nicht immer die gleiche Höhenlage, so wenn S. 162 der ON *Alcubierre* mit dem bask. Stamm *Alzu* verbunden wird, weil *Alcubierre* seine *cedilla* verloren haben könnte, oder wenn *Navardún* mit kelt. *-dunum* verknüpft wird, obwohl doch nur die geläufige Dissimilation von *-rr-* zu *-rd-* und der bask. Ausgang *-ún (Irún)* vorliegt usw.

13) F. Lázaro Carreter, *'f- > h-', ¿fenómeno ibérico o romance?* (S. 165–176). – Phonologische Argumentierung für die Baskenthese (Menéndez Pidal). Das Phonem *f* ist genetisch, wie die Kindersprache (R. Jakobson, A. Grégoire) zeigt, ein fortschrittliches Phonem, d. h. es gehört einer höheren Entwicklungsstufe des phonologischen Systems an. Sprachen auf morphologisch primitiver (agglutinierender) Stufe wie das Japanische, Finnische, Baskische, erweisen sich durch Fehlen des *f* auch als phonologisch primitiv. Dem Iberischen fehlte das *f* ebenfalls. Der kastil. 'Wandel' *f- > h-* ist also ein Substratphänomen: Ersatz des lat. *f* durch das geläufige Phonem *h* im Munde der Basken. Übrigens schließt die Substratthese nicht aus, daß der Ersatz *h* für *f* auch außerhalb des baskischen Kontaktraums – eben unter ähnlichen Substratbedingungen – vorkommt, also etwa in Kalabrien und sonst in Italien (s. G. Rohlfs, *Histor. Gramm.*, Bd. 1, 1949, § 154). Der phonologisch durchaus entsprechende Ersatz *h* für *s* tritt z. B. im Griechischen und im Bergamaskischen ein: auch *s* gehört zu den fortschrittlichen Phonemen, vgl. kinderdeutsch ebenso *hiš* für 'Fisch' wie *hitsen* für (süddeutsch stimmloses) 'sitzen'. Daß gerade der Anlaut vorzugsweise ersatzbetroffen ist, hängt mit der größeren Schwierigkeit und dem höheren Grad kombinatorischer Bedingungslosigkeit des Anlauts vor dem Inlaut zusammen.

14) B. Pottier, *Los topónimos en los mapas antiguos* (S. 177–180). – Macht auf die teilweise verballhornenden (z. B. *Quatre Souris* für *Castrogériz*) Wiedergaben span. ON in frz. Karten und Santiago-Pilgerbüchern des 16.–18. Jahrhunderts aufmerksam. Hierbei ist auch von Interesse, welche Namen überhaupt französisiert werden (Pilgeretappen usw.). Der Vorgang beginnt ja bereits mit dem Rolandslied (*Sebre* 'Ebro', *Sizer*, *Aspre* usw.). Aus einer Amsterdamer Karte vom Jahre 1630 registriert Pottier allein für einen kleinen Ausschnitt der Provinz Navarra 143 – diesmal lautlich recht korrekte und meist identifizierbare – ON.

15) P. Sallenaye, *Premiers résultats d'une enquête toponymique dans la Vallée d'Ossau* (S. 181–200). – Liste von Flurnamen und geländebezüglichen Appellativen. Dazu methodische Ausführungen über Materialsammlung und etymologisch-toponymische Erfahrungen, so z. B. die Tatsache, daß Bergbenennungen oft primär den Weideplatz, nicht den für den Hirten uninteressanten Gipfel meinen, daß also die Wirkwelt vor der Schauwelt den Vorzug hat: in der Etymologie ebenso wie im Vorgang der Benennung selbst (zum Grundsätzlichen vgl. J. Trier, *Lehm*, 1951, S. 108).

16) *Crónica de la Primera Reunión para el Estudio de la Toponimia Pirenaica* (S. 201–210). Mit einem wirklich brauchbaren toponymischen Questionnaire, das – zum Muster – für Sangüesa (Navarra) ausgefüllt ist und zur Beantwortung an die Gemeinden verschickt werden soll.

Heinrich Lausberg.

María Josefa Canellada, *El Bable de Cabranes (Revista de Filología Española, anejo XXXI)*. Madrid 1944. 376 S.

Während das Gros des Reconquista-Spanien dialektisch verhältnismäßig großräumig ist – eben als umgepflügter sprachlicher Kolonialboden –, ist Asturien einmal durch die bergige Zerklüftung von verwirrender dialektischer Vielfalt und zudem durch die ungebrochene Lebenskraft autochthoner Latinität von hypertrophischer Fruchtbarkeit in formeller und semantischer Differenzierung, Weiterbildung und Neuschöpfung. Die autochthone Latinität hat auch ein gut Teil vorromanischen Gutes konserviert. Man fühlt sich an das Bündnerromanische erinnert.

Man muß es so dankbar begrüßen, wenn die vorliegende Arbeit über eine asturische Mundart in der Hauptsache (S. 67–372) aus einem alphabetischen Wörterverzeichnis besteht. Voraus geht eine Übersicht über den Lautstand (mit Kymogrammen, Gaumenbildern und Intonationskurven), die Formen- und Wortbildungslehre, Syntax, Phraseologie, Sachkultur (mit bebilderten lexikalischen Analysen der Gegenstände wie Pflug, Sense, Wassermühle usw.).

Zur Wortbildung: Asturien ist bekanntlich das Frequenzzentrum des Adjektivsuffixes *-iego*, das also auch im gesammelten Wortschatz häufig auftritt und oft (je nach dem Ortsdialekt) mit dem lat. *-icius* (> *-izo*) ausgewechselt wird, dessen vorroman. autochtone Entsprechung eben *-aecus* (> *-iego*) ist. Wir haben also die Versteinerung eines ehedem labilen Stadiums morphologischer Latinisierung vor uns. Beispiel: *atopadiegu* und *atopaizu* '*(lugar) donde uno se encuentra bien*' u. v. a. Im Kastilischen ist anscheinend erst durch diesen Suffixaustausch das Suffix *-iego* selten geworden, vgl. etwa astur. *antoxadiegu* = kastil. *antojadizo* usw. – Die Vitalität archaischer Wortbildung zeigt auch das verbale Frequentativ-Deminutivsuffix *-uccare* (das dem nominalen Deminutivsuffix *-uccus*, span. *-uco* entspricht): im Asturischen wird *pelucar* '*pelar o recoger pocas cosas, o hacerlo sin ganas, o pelar acá y allá*' (S. 27) durchaus als Deminutiv zu *pelar* empfunden (S. 292), da das Suffix ganz lebendig geblieben ist (*cenucar* '*cenar ligeramente*' usw., S. 27), während das Wort sonst in der Romania den empfundenen Zusammenhang mit *pelare* verloren hat (wegen mangelnder Vitalität von *-uccare*, teilweise auch wegen verschiedener Entwicklung des Stammes). – Das hispanische Suffix *-ascus* (z. B. F. Hanssen, *Gram. hist.* 1913, S. 149) ist im Asturischen besonders häufig. Ebenso wie *-aecus* mit *-icius* scheint es mit *-aster* im Entsprechungsaustausch zu stehen: *fiyascu* '*hijastro*', *pollascu* '*gallo joven*' (sonst roman. *pullaster*); vgl. auch *fontasca* '*fuente poco importante*'. – Interessante Wörter z. B.: *andagora* '*todavía*' (< *inde hac hora*, vgl. frz. *encore* < *hinc ha hora*); *azón* '*cría del piojo, cualquier animal muy diminuto*' (*natione*?); *corices* '*piojos muertos*' (< *culices* mit flexivisch bedingter Akzentverschiebung wie in *sorice* frz. *souris*?); *beriya* '*fuerza y vitalidad de los niños pequeños*' (zu *brio* < gall. *brigos*); *caéda* '*vientre de la res que se mata*' (neben *caída*; zeigt die Partizipialendung *-etum* neben dem sonst siegreichen *-itum*); *cenoyu* (neben *fenoyu*) '*hinojo, fenuculum*' (mit lautgeographisch bedingtem Ersatz des *f-* durch *ϑ-*); *corru* '*manada de yeguas salvajes que se defienden poniendo las crías en el medio*' (dies ist das Stammwort von span. *corral* 'Hof', dessen Bedeutung im Aragonischen noch speziell '*caballeriza, establo*' ist; s. A. Badía Margarit,

Contribución . . . 1948, s. v.); *flonda* '*honda de tirar piedras*' (< *fundula* mit Metathese wie in ital. *fionda*); *iría* '*conjunto de tierras de labor de un pueblo, perteneciente a varios vecinos*' (zu bask. *iri* 'Siedlung' in ON wie *Iriberri* usw.); *laín* '*hipócrita, taimado*' (< *Flavinu* wie im Eigennamen *Laínez*); *liria* '*comadreja*' (zu *glis*, s. E. Schott, *Das Wiesel* . . . Diss. Tübingen 1935); *merucu* '*lombriz de tierra*' (zu *bruchus* 'Heuschreckenart', vgl. span. *brugo* 'Erdfloh' *REW*. Der Anlaut *m*- für *b*- und die *e*-Epenthese ist normal, bemerkenswert das -*k*-. Liegt Relikt der allgemeinen baskennahen Stimmlosigkeit vor oder ist -*k*- der spezielle Fortsetzer von -*ch*-?); *morrir* '*morir*' (vgl. portug.); *nación* '*cría que nace*' (erbwörtlicher Fortsetzer von *natione*. Die Erhaltung des – labilen – -*i*- ist normal, vgl. S. 13, und *torción* neben *torzón*, *pación* < *pastione* usw.); *ñiciu* '*semilla preparada para sembrar, rastro o señal de alguna cosa*' (< *initium*, wohl erbwörtlich; zu -*i*- siehe das besprochene *nación*); *prisión* '*cadena o collera con que se prenden los terneros al pesebre*' (< *prehensione*, erbwörtlich; zu -*i*- siehe oben *nación*).

Heinrich Lausberg

Antonio Llorente Maldonado de Guevara, *Estudio sobre el Habla de la Ribera (Comarca salmantina ribereña del Duero). Tesis y Estudios Salmantinos, vol. V.* Salamanca (CSIC) 1947. 248 S.

Die *Ribera* ist ein Streifen längs des linken Duero-Ufers vom Einfluß des Tormes bis etwa an die portugiesische Grenze. Sprachlich gehört das Gebiet dem Westleonesischen an. Stärkere Einflüsse aus dem engeren regionalen Bereich liegen besonders von seiten des Salmantinischen vor. Die leonesische Mundart ist noch lebendig, wenn auch im Rückgang begriffen. Als ausgesprochen archaisch ist das Gebiet nicht mehr anzusprechen: die südlich vorgelagerte, kulturell primitivere (und im Rahmen der Untersuchung nicht behandelte) Landschaft *Las Aldeas* scheint die leonesische Mundart weitaus treuer bewahrt zu haben. Immerhin lohnt sich auch in der *Ribera* die Ernte.

Im Einleitungsabschnitt (S. 37 ss.) ist besonders wertvoll eine chronologisch-bibliographische Übersicht über die salmantiner Dialektliteratur seit dem *Fuero de Salamanca* über Juan del Encina bis zu den zeitgenössischen Dialektdichtern. Es schließt sich an eine Übersicht über die linguistische Erforschung des Salmantinischen seit Araujo 1894 über Menéndez Pidal 1906, F. Krüger 1914 und die 'Hamburger Schule' bis zu Espinosa. Hierbei verdienen die Arbeiten und Beobachtungen einheimischer bzw. langansässiger Amateure, zu denen kein geringerer als Unamuno zählt, besondere Beachtung.

Die Arbeit selbst teilt sich ein in eine deskriptive Phonetik, eine historische Laut-, Formen-, Wortbildungslehre und Syntax, eine lexikalische Analyse sachkundlich oder folkloristisch interessanter Realienbereiche und ein Glossar formell oder semantisch bemerkenswerter Wörter.

Methodisch originell ist die Quelle für die Feststellung eines historischen Sprachzustandes im Ort *Saucelle* (S. 79): dort sind nämlich die spanischen Auslautqualitäten -*e*, -*o* auch bei den ältesten Leuten durch -*ẹ*, -*ọ* vertreten *(nochẹ, añọ)*. Von den ehedem auch hier vorauszusetzenden Qualitäten -*i*, -*u* *(nochi, añu)* fehlt lokal jede Spur bei den normalen Sprechern. Nur eine (durch und durch einheimische) Frau von 65 Jah-

ren, die in ihrer Jugend ertaubte, spricht ausschließlich *-i*, *-u*. Das ist um so bemerkenswerter, als auch die 70- bis 80jährigen, die in ihrer Jugend ebenfalls *-i*, *-u* gesprochen haben müssen, heute nur *-ẹ*, *-ọ* kennen.

Die westspanisch-portugiesische Erhaltung des auslautenden *-e* hinter *-d*, *-r*, *-z* ist auch in der Ribera zu beobachten: *parede* '*pared*' usw. (S. 80). – Das epenthetische gemeinleonesische (und bereits mittelalterliche) *-i-* (S. 121) erklärt sich offenbar aus einer sprachgeographisch verständlichen regellosen Ausdehnung des in Gruppen wie *-ri-* (leones. *-orio* gegenüber galiz.-portug. *-oiro* und kastil. *-uero*) etymologisch berechtigten *-i-*. Es findet sich auch in der Ribera: *murio* '*muro*' usw. So ist offenbar auch *facia* '*faz* (Gesicht)' statt *faza* (S. 121) zu verstehen. – Der Vergleich der hispanischen Palatalisierung von *-s-* zu *š-* (*sapone* > *xabón*) mit der Aspirierung von indogerm. *s-* im Griechischen (*septem* ἑπτά) ist S. 96 nicht recht durchgeführt. Es käme doch darauf an, zu zeigen, daß die griechische Entwicklung *s-* > *h-* über ein palatalisiertes *š* gegangen ist (wobei der weitere Weg zu *h-* durch eine Rückverlegung und Lockerung der Artikulation zu erklären wäre). Das ist offenbar der Fall; denn griech. *h-* ist in gleicher Weise das Ergebnis von *s-* wie von *i̯-* (ὥρα = jahr). Im Hispanischen dürfte die (geographisch im Norden wie im Süden verbreitete) Palatalisierung des anlaut. *s-* > *š-* mit der Anlautspalatalisierung *n-* > *ñ-*, *l* > *ll* zusammen eine alte Substraterscheinung darstellen (Abneigung gegen Zungenspitzenanlaut). Jedenfalls spricht sowohl die geographische Verbreitung wie auch die Parallelität zu *ñ-*, *ll-* gegen die Annahme eines bloßen Arabismus. – Für den Raum Salamanca-Valladolid ist die Vertretung des gelehrten *-ct-* durch *-zt-* charakteristisch (S. 109): *efezto* '*efecto*' usw. – Eine anscheinend nur in der Ribera und in der Sierra Nevada vorkommende Gebirgsblume heißt *avispina* '*flor de forma y colorido de avispa*' (S. 125). Ist sie botanisch noch nicht systematisiert? – Eine Form *toy* '*tengo*' (*no lo toy de saber* '*no lo he de saber*') wird S. 168 ansprechend als Einreihung von *tengo* in das Konjugationsmuster von *estoy* (*soy*) erklärt. – Auffällig ist das *-t-* in *petrera* '*riña, pendencia*' (S. 179), wenn es tatsächlich ursprünglich '*riña a pedradas*' bedeutet haben und nicht etwa mit *pectus* zusammenhängen sollte. – Das Wort *vizmar* '*binar*' wird S. 186 auf ein lat. **vicemare* 'von neuem pflügen' (zu *vicis*) zurückgeführt. Was für eine musterlose lateinische Wortbildung? Aber es liegt deutlich Umformung von *binar* nach *dezmar* (dial. *dizmar*) vor. – Die Erhaltung der altspan. sonoren *[z]* und *[δ]* für neuspan. *[s]* und *[ϑ]* ist heute nur noch bei der Landbevölkerung im Ort Villarino festzustellen: *[kaza]* '*casa*', *beδerro* '*becerro*' (S. 102). Im Ort Pereña, wo Espinosa ebenfalls noch die Stimmhaften antraf, sind sie inzwischen ausgestorben. – Auffällige Wörter z. B.: *albera* '*esófago de los animales*' (zu *alvus*), *modorra* '*vasija de barro para el vino*' (< arab. *matara* 'Schlauch'?), *sámago* '*cieno, limo*' (< ?), *ventidoseno* '*toca de luto que se ponen las viudas y mujeres viejas*' (wegen bestimmter Dauer der Trauer?). HEINRICH LAUSBERG

Le Lai d'Aristote *de* Henri d'Andeli, *publié d'après tous les manuscrits par* Maurice Delbouille, Paris, 1951, Ste d'éd. «Les Belles-Lettres» (Bibl. de la Fac. de Philosophie et Lettres de l'Univ. de Liège, fasc. CXXIII), un vol. grand in-8º, 112 pp.

La question si souvent débattue de la méthode à suivre pour éditer les textes médiévaux ne semble pas encore résolue. Après avoir opposé jadis Joseph Bédier et Dom Henri Quentin, et plus récemment M. M. Jean Fourquet et Mario Roques (*Publ. de la Fac. des Lettres de Strasb.*, fasc. 105, 1946; *Romania*, LXIX, 1946, p. 116; LXX, 1948, pp. 85–95), elle va probablement trouver l'occasion de rebondir avec la publication du *Lai d'Aristote* par M. Maurice Delbouille. Que M. D. ait simplement voulu remplacer par une édition nouvelle des éditions depuis longtemps épuisées, ou qu'il ait choisi à dessein le *Lai d'Aristote* pour relancer la discussion sur un cas concret, toujours est-il qu'il s'est rallié à l'une des deux méthodes controversées, et qu'en optant délibérément pour la méthode de restitution critique il a pris le contre-pied du mode d'édition prôné depuis longtemps par M. Mario Roques et appliqué par lui tout récemment encore au *Roman de Renart*. Le cas du *Lai d'Aristote* prête d'ailleurs remarquablement à la discussion. Aucun des cinq mss. qui nous ont conservé ce poème n'est en effet, d'après M. D., digne d'une confiance particulière, mais tous, au contraire, donnent un texte très imparfait, texte «tantôt pénétré d'une teinture dialectale qui en altère profondément la physionomie, tantôt semé de leçons fautives ou de corrections plus ou moins adroites, tantôt coupé de lacunes voulues ou accidentelles, tantôt encore truffé d'interpolations mal dissimulées». Que faire en un tel cas? Reproduire servilement un ms., – le moins mauvais, – en corrigeant tout au plus les fautes les plus évidentes, celles qui rendent un passage inintelligible? C'est «accepter en connaissance de cause, avec toutes ses faiblesses et toutes ses fantaisies, un texte certainement corrompu». Héron a ainsi procédé, quand, en 1901, il a publié le *Lai* d'après le seul ms. *E*. Ou essayer de reconstituer un texte aussi proche que possible de l'original, en choisissant dans toutes les versions conservées ce qui peut paraître le plus ancien, le plus logique, le plus correct, en faisant un amalgame de ce que l'on juge le plus authentique dans l'ensemble des mss. connus? C'est ce qu'avait fait le même Héron en 1880, quand il avait donné, d'après les quatre mss. *A*, *B*, *C* et *D* qu'il connaissait alors, le texte critique qu'Anatole de Montaiglon et Gaston Raynaud ont reproduit, avec de légères retouches, au tome V (1883) de leur *Recueil de Fabliaux;* et c'est ce qu'a choisi de faire M. D. Mais alors que Héron, après avoir établi un groupe *A, B, C* s'opposant à *D*, avait renoncé à prendre *D* comme base, parce qu'il présente d'importantes lacunes à la fin du poème et que la leçon en paraît souvent défectueuse, M. D. s'appuie au contraire sur *D* et le corrige au moyen des autres versions. Plus précisément, Héron avait suivi *A, B, C*, en accordant à *B* une confiance particulière, mais en adoptant la graphie de *A* et en demandant à *D* les passages omis par *A, B, C*. C'est que, dans le groupe *A, B, C*, il avait distingué un sous-groupe *AB* s'opposant à son tour à *C*, lequel est amputé de sa dernière partie; et c'est une des raisons pour lesquelles il l'a éliminé. *B* d'autre part lui a paru moins mutilé que *A*, et c'est pour cela qu'il lui a accordé la préférence; mais comme *B* est en dialecte lorrain, il en a reproduit le texte en utilisant la graphie francienne de *A*. On voit de quels savants et complexes amalgames était issu le texte de l'édition Héron.

Le texte que donne M. D. n'est pas moins composite. Il repose essentiellement sur *D*, choisi surtout à cause de sa langue, car cette copie,

«présentant fort peu de traits dialectaux, semble ne s'écarter que peu de l'usage du poète; en outre, bien qu'il soit le plus récent des cinq mss., *D* reste suffisamment fidèle à l'usage de la première moitié du XIII[e] siècle». Lorsque sa leçon est confirmée soit par *E*, – dont le texte, sous sa graphie picarde, «est souvent excellent», – soit par *ABC*, elle a été retenue; mais M. D. lui a «*préféré* celle d'*E* chaque fois que celle-ci est appuyée par *ABC*»; et enfin, quand *ABC*, *D* et *E* présentent trois leçons différentes, il a «*choisi* la plus vraisemblable». Il en résulte qu'en cherchant ainsi à «fournir un texte aussi proche que possible de l'original», M. D. a cru devoir abandonner la leçon de *D* en de très nombreux endroits, qui affectent exactement 242 vers sur les 579 du *Lai*, soit 42% du total. On peut juger par là du rapiéçage qu'a subi le texte de *D*. M. D. ne s'en cache pas, loin de là; il a voulu cette manière de procéder, et il la défend: «On pourra nous reprocher, dit-il, ces nombreuses retouches comme autant de restaurations hypothétiques; on pourra nous rappeler au respect du ms. de base, considéré comme le meilleur. Nous ne croyons pourtant pas qu'en agissant autrement nous eussions présenté un texte plus fidèle aux intentions de l'auteur.»

C'est là son grand argument: puisque toutes les versions conservées sont «infidèles» au texte primitif, ne «sert»-on pas mieux ce texte en tâchant de le rétablir par une saine et intelligente critique? «Que cette entreprise, dit encore M. D., où il entre quelque ingéniosité, assez d'érudition et autant d'audace que de patience, soit, tout compte fait, un travail discutable dans ses conclusions, nous en convenons sans barguigner. On voudra peut-être bien nous accorder qu'il ne l'est pas plus que celui où nous aurions été conduit par une autre méthode.» Pas plus, soit, et encore cela est-il à voir. Il n'en reste pas moins qu'un tel travail de remaniement est foncièrement arbitraire et approximatif; que le poème tel qu'il nous est présenté est un véritable manteau d'arlequin; et que rien ne nous garantit que, malgré toute l'ingéniosité, l'érudition et la patience de l'éditeur, son texte n'est pas aussi éloigné du texte original que l'est celui de n'importe lequel des mss.

Prenons au hasard un court passage, les vers 390–400 par ex. de l'édition, et imprimons en italique ce qui vient du ms. *D* pris comme base. Cela se réduit à presque rien, tout le reste étant pièces et morceaux tirés des quatre autres mss.:

Quant ele *ot ce dit,* si pres passe	*ABCE – BC*
De la large fenestre *basse*	*CE*
Que cil par le bliaut *l'aert,*	*BCE*
Qui cuide trop *avoir soffert,*	*CE*
Tant par la desire a merveille.	*E*
A cest cop | parchiet | la chandeille	*E – E – AE*
Tote jus a terre | au viel chat,	*ABCE – E*
Qui pris | est sanz point de rachat.	*ACE – ABCE*
Bien fait semblant d'estre esbahie	*E*
Cele, puis a dit: «Diex aïe!	
Qui'st cis qui *ci m'a detenue?»*	*E*

Peut-on raisonnablement soutenir que cette marqueterie, si intelligente et raisonnée qu'elle soit, présente un texte plus proche des intentions de l'auteur que celui de *A* par ex. ou de *E*?

A. Quant ele ot ce dit, si s'en passe	*E*. Quant ele ot ce dit, si trespasse
Lez la large fenestre basse;	De la large fenestre basse,
Et cil par le bliaut l'aert,	Que cil par le bliaut l'aert,
Qui trop cuidoit avoir soffert,	Qui cuide trop avoir soffert,
Tant a desirré la pucele.	Tant par la desire a merveille.
A cest mot cheï l'estincele	A cest cop parchiet la candeille
Tote jus a terre au vil chat,	Tote jus a terre au viel cat,
Qui pris est sanz point de rachat.	Qui pris est sanz point de racat.
Et la damoisele s'escrie:	Bien fait semblant d'estre esbahie
«Qu'est ce? fet ele; Diex aïe!	Cele, e pus dist: «Hé Dex aïe!
A foi! qui m'a ci retenue?»	Qui'st cis qui ci m'a retenue?»

Que, dans le texte de *E*, l'on corrige *trespasse* en *près passe*, et l'on obtient exactement le texte de l'édition. Etait-il besoin de tant de détours pour revenir à une version qui aurait pu être reproduite à peu près telle quelle, le ms. *E* étant déclaré «souvent excellent» par M. D. lui-même (p. 11)? Il aurait suffi d'y rétablir les quelques vers qu'a fait disparaître l'enlèvement d'une miniature, d'y apporter un petit nombre de corrections indispensables au sens, de donner en notes les variantes des autres mss., et, si l'on y tenait, de signaler les «évidentes interpolations dues à un scribe soucieux de grossir et d'exploiter les éléments comiques du récit», pour obtenir un texte qui, malgré sa graphie picarde, très peu gênante d'ailleurs, aurait été, j'en suis persuadé, aussi proche de l'original que l'est la très savante, mais aussi très hypothétique reconstitution de M. D.

Ces réserves faites, il nous sera permis de dire que son livre est un modèle de conscience et d'érudition. Qui s'en étonnerait de la part d'un médiéviste éprouvé, dont les nombreuses publications se sont imposées à l'estime du monde savant? Les 61 pages d'introduction qui précèdent le texte du *Lai* examinent à fond toutes les questions que soulève ce poème: la popularité du conte sur lequel il repose, la tradition manuscrite, la langue et la versification, la nature de l'œuvre et sa signification, les chansons qui y sont insérées, la personnalité du poète, etc. Tout à fait remarquables, en particulier, sont les pages où M. D. étudie les diverses versions et les origines du conte. Après une révision attentive de tous les documents qui témoignent de la diffusion du conte en Occident à l'époque médiévale, et une critique serrée des théories soutenues jusqu'à ce jour sur les rapports qui lient le poème au conte, M. D. arrive à cette conclusion que le conte repris par Henri d'Andeli «n'a pu se constituer sous sa forme définitive qu'à dater du moment où l'on commença de se représenter Aristote comme un vieillard sans charmes, c. à d. à partir de la fin du XIIe siècle, ce qui s'accorde à la fois avec le silence du *Roman d'Alexandre* et des textes latins antérieurs à 1200 (y compris le poème de Gautier de Châtillon) sur l'aventure du lai, et avec le silence que font sur cette aventure, avant le milieu du XIIIe siècle, les auteurs qui citent les personnages historiques ou légendaires dont la sagesse ne résista pas à l'astuce féminine»; que c'est, «selon toute vraisemblance, entre 1200 et 1220 environ, et dans les milieux scolaires de Paris, que le conte, venu d'Orient par voie orale, fut adapté dans un esprit «clérical» à la personne d'Aristote, considéré comme le précepteur vieux, hirsute et grin-

cheux d'Alexandre, et comme le philosophe païen dont les ouvrages jouissaient d'une autorité trop absolue». L'intention initiale du conte ainsi acclimaté paraît avoir été «mi-satirique et mi-plaisante», puisque une fois berné par la jeune femme le maître de logique réussit finalement à «trouver la réplique qui doit justifier quand même ses remontrances premières». Le versificateur français a donné à cette anecdote «les apparences extérieures et le ton d'une œuvre courtoise», l'a changée en «conte léger, aimable et drôle», l'a parée des «menus détails plaisants ou poétiques qui donnent au *Lai* tant de vie et de charme»; surtout, par la grâce de son talent, il a réussi à «créer une tradition nouvelle», qui devait répandre dans tout l'Occident «l'image burlesque et pourtant sympathique du vieux logicien un instant vaincu par les sens, le thème de la raison raisonnante impuissante à dominer toujours les forces naturelles de la vie».

Le texte du *Lai* est suivi de notes explicatives, dont certaines visent à éclaircir des passages ou des mots difficiles, mais dont la plupart s'attachent à justifier la leçon adoptée quand l'éditeur a cru devoir abandonner *D* ou quand il lui est resté fidèle malgré l'accord des autres mss.

Un glossaire et un index des noms propres terminent le volume. Peut-être, pour être tout à fait complet, le glossaire aurait-il pu accueillir les quelques expressions suivantes: 9 *enramment que*, 99 *com a souhaidier*, 127 *prendre le meillor*, 141 *metre a consail*, 298 *se deporter*, 572 *selonc ce que*.

L.-F. Flutre

Auvo Kurvinen, «*Sir Gawain and the Carl of Carlisle*» *in two versions;* un vol. gr. in-8°, 230 pp., Helsinki, 1951 (Annales Academiae scientiarum fennicae, série B, tome 71, 2).

Le travail de M. K. est consacré à l'un de ces courts et tardifs poèmes qui se rattachent à la légende arthurienne et dont Gauvain est le héros principal. Ce poème, qui a pour sujet la visite de Gauvain au château du Carl (ou «homme fort») de Carlisle et les aventures qui l'ont accompagnée, nous a été conservé dans deux versions, l'une, A, *Syre Gawene and the Carle of Carelyle* (660 v.), de la fin du XIVe siècle ou du début du XVe; l'autre, B, *Carle off Carlile* (500 vers), de la première moitié du XVIe siècle. Ces textes, relégués dans l'ombre par la supériorité de *Sir Gawain and the Green Knight*, sont peu connus et n'ont été que sommairement étudiés. Les éditions anciennes qui en ont été données étant à peu près introuvables, et l'éd. récente de la version A (par M. Ackermann en 1947) lui paraissant peu satisfaisante, M. K. a voulu publier de nouveau les deux poèmes en faisant précéder son édition d'une copieuse introduction, où il étudie d'abord séparément chaque version: description du ms., examen de la langue et de la versification, détermination du dialecte original, de la date de composition, de l'auteur; puis leurs rapports réciproques, et enfin les sources de l'histoire qu'elles racontent. Les deux textes sont publiés parallèlement, la version A sur la page de gauche, avec, en face, sur la page de droite, les vers correspondants de la version B. Ils sont suivis de notes abondantes, d'un glossaire, d'une table des noms propres et d'un index méthodique.

Je laisse aux spécialistes du moyen anglais le soin d'apprécier la valeur de cette édition, pour ne retenir ici que ce qui intéresse la littérature proprement dite, et plus spécialement les rapports des littératures française et anglaise à la fin du moyen âge.

L'histoire de Gauvain et du Carl peut se résumer ainsi: Gauvain, Ké et l'évêque Baudouin, surpris par la nuit lors d'une partie de chasse, sont contraints de chercher asile au château du Carl de Carlisle, géant de la plus sinistre réputation. Dès l'entrée, ils se trouvent en présence d'un lion, d'un ours, d'un taureau et d'un sanglier. Ces quatre bêtes se seraient jetées sur eux si le Carl ne les avait contraintes à se tenir tranquilles. Le géant invite ses hôtes à dîner. Avant de se mettre à table, ils vont l'un après l'autre faire un tour aux écuries pour voir si l'on a pris soin de leurs chevaux. L'évêque, sorti le premier, trouve le cheval du Carl à côté du sien et partageant sa nourriture; il l'emmène plus loin. Le Carl, qui a suivi l'évêque, le frappe d'un coup de poing en lui reprochant de manquer, bien que clerc, de la plus élémentaire courtoisie. Ké, venu ensuite, trouve également le cheval du Carl à côté du sien; il l'éloigne en le frappant à grands coups. Le Carl traite alors Ké comme il avait traité l'évêque. Gauvain, lui, s'apercevant que le cheval du Carl a été mouillé par la pluie, enlève son manteau, le lui jette sur le dos, en même temps qu'il lui donne à manger la ration de son propre cheval. Le Carl, qui l'a vu faire, le remercie de sa courtoisie. De retour dans la salle, le Carl ordonne à Gauvain de prendre une lance, de la brandir et de la lui lancer entre les deux yeux. Gauvain obéit; mais d'un mouvement de tête le Carl évite la lance, qui va frapper la muraille et se brise. On se met alors à table. Gauvain est assis en face de la femme du Carl, qui est d'une très grande beauté. Il tombe amoureux d'elle, sans pouvoir le dissimuler au Carl. A la fin du repas, entre la fille de l'hôte, plus belle encore que sa mère, et qui charme les convives en jouant de la harpe et chantant les exploits d'Arthur. Après cela, Ké et l'évêque sont conduits à leurs chambres. Le Carl retient Gauvain, le mène dans sa propre chambre et l'invite à se coucher près de sa femme; il pourra l'embrasser deux fois, pas davantage. Gauvain obéit toujours. Satisfait de cette attitude, le Carl conduit alors Gauvain dans la chambre de sa fille et l'enferme avec elle pour la nuit. Les deux jeunes gens se livrent aux plus vifs ébats amoureux. Le lendemain, le Carl vient chercher Gauvain et lui ordonne de prendre un sabre et de lui trancher la tête. Une fois de plus, Gauvain obéit; il frappe, et, dès que la tête du Carl est séparée du tronc, apparaît un homme de taille normale, qui remercie Gauvain de l'avoir délivré de l'enchantement dont il était victime depuis vingt ans. Pendant ces longues années, tous ceux qui étaient venus loger chez lui et n'avaient pas obéi à ses ordres avaient péri. Gauvain était le premier à faire exception. Aussi le Carl le récompense-t-il en lui donnant sa fille en mariage, avec la plus grande partie de ses richesses.

Depuis sa publication par Madden en 1839, l'histoire du Carl de Carlisle a été plus ou moins utilisée par les historiens de la littérature, mais sans avoir jamais fait l'objet d'une étude particulière. On admet généralement qu'elle est une traduction ou une adaptation d'un poème français, ce qui enlève à l'auteur anglais tout mérite d'invention et

d'originalité. Mais son examen critique a souvent été vicié par ce fait qu'elle n'a jamais été invoquée que comme exemple pour illustrer telle ou telle thèse, sans être considérée pour elle-même et comme formant une œuvre autonome. Aussi M. K., après avoir recueilli toutes les remarques auxquelles elle a donné lieu, a-t-il voulu les coordonner, les critiquer le cas échéant, et essayer de résoudre les problèmes qui peuvent encore se poser.

Ces problèmes se ramènent essentiellement à la détermination des sources. C'est là une étude assez limitée, car le récit ne repose en fait que sur trois thèmes bien connus par ailleurs: les thèmes de «l'hôte impérieux», du «château périlleux», des «épreuves» dont il faut triompher. M. K. examine successivement ces différents points, ce qui l'amène aux conclusions suivantes:

L'histoire du Carl de Carlisle ne peut s'expliquer par une source unique. Les deux grands thèmes de «l'hôte impérieux» et du «château périlleux» viennent de deux sources différentes, l'une continentale, l'autre celtique. En effet, le premier de ces thèmes est développé dans les romans français du *Chevalier à l'épée,* vv. 29–410 (fin du XIIe s. ou début du XIIIe) et de *Hunbaut* (vv. 490–846), ainsi que dans deux *canzoni* italiens du XIVe s. Quant au «château périlleux», il vient des contes irlandais: une visite de Cuchulainn au château de Curoi racontée dans *Fled Bricrend* est tout à fait analogue à la visite de Gauvain au château du Carl. Ces deux thèmes ont fourni la trame générale de l'histoire. Le lien essentiel qui les unit est le personnage du Carl, qui est à la fois une réplique de Curoi, le dieu irlandais de l'autre monde, du pays d'où l'on ne revient pas, et aussi «l'hôte impérieux» exigeant une obéissance absolue. Les deux histoires sont fondues en une seule dans le *Carl of Carlisle,* et leur fusion s'est faite d'autant plus aisément qu'elles reposent toutes deux sur une visite à un château périlleux, que toutes deux aussi comportent des «épreuves», et qu'à Cuchulainn, héros de l'une, fait pendant Gauvain, héros de l'autre.

A l'exception de la scène des chevaux et de celle des bêtes du hall, auxquelles participent les trois compagnons, toutes les «épreuves» dans le *Carl of Carlisle* sont des épreuves d'obéissance et imposées au seul Gauvain. De ce fait elles diffèrent aussi bien de celles du «château de Curoi» (épreuves de vaillance) que de celles de «l'hôte impérieux» (offres d'hospitalité). Cependant l'épisode de la tentation amoureuse dérive vraisemblablement du thème de «l'hôte impérieux»; il renvoie à l'antique coutume de l'hospitalité sexuelle, avec cette particularité que dans notre poème le rôle de l'hôtesse est partagé entre la femme et la fille du Carl. C'est avec la fille qu'a lieu le contact personnel effectif, cette substitution inhabituelle de la fille à la femme de l'hôte étant peut-être due, en tant que moyen de désenchantement, au thème dit de «la dame repoussante» ou du «fier baiser». Les deux autres épreuves, celle de la lance et celle de la décapitation, peuvent avoir été suggérées par le «château de Curoi», mais c'est plus probablement le vieil exercice de la quintaine qui a servi de modèle pour l'épreuve de la lance, tandis que la décapitation finale qui délivre le Carl de son enchantement est un motif courant des contes populaires.

L'original en moyen anglais d'où dérivent les deux versions A et B a été trop vite considéré par la plupart des critiques comme une traduction ou une adaptation du français. En réalité, déclare M. K.,

on n'aperçoit de source continentale certaine que pour le thème de «l'hôte impérieux», et cette source a pu être aussi bien un *exemplum* latin qu'une œuvre française en prose ou en vers. En tout cas, elle devait exister vers la fin du XIIe s., et rien n'empêche qu'à la même époque une histoire de «l'hôte impérieux» ait été connue également en Angleterre. Pour le reste, c'est l'Angleterre des XIVe et XVe siècles qui l'a fourni. Aucune œuvre continentale ou anglo-normande ne présentant un récit agencé à la façon de celui du Carl de Carlisle, il est à présumer que ce récit est d'origine anglaise. Le nom même de *Carl* est en faveur de cette présomption; c'est là un mot essentiellement insulaire, qui même appartient au Nord de l'Angleterre par sa forme et par son sens. Son emploi comme nom propre semble d'ailleurs indiquer qu'on voyait en lui l'éponyme de Carlisle, et l'on peut inférer de là que le poème original aurait été composé à Carlisle ou aux environs. Le Cumberland est en effet resté celte plus longtemps que les autres comtés anglais, et ses traditions celtiques ont pu être renforcées par l'immigration d'un nombre considérable de Scandinaves celtisés qui, à partir de l'an 900, se sont établis dans cette région. Les immigrants ont pu apporter avec eux la légende de Curoi; peut-être aussi a-t-elle été transmise par l'intermédiaire du Galloway, avec lequel le Cumberland est resté longtemps en étroit contact. Quelle que soit la route qu'ait suivie la légende, le Cumberland est le district par excellence où des récits populaires relatifs à Curoi ont pu être courants à une date aussi tardive que le XIVe s., et il est tout à fait légitime de supposer que l'histoire du Carl de Carlisle a pris forme dans cette région, en raison de la quantité d'éléments celtiques qui y figurent. Cette supposition explique en même temps l'influence scandinave qui apparaît dans les versions qui nous sont parvenues, par ex. le *reindeer* de *Syre Gawene,* où l'on peut voir la représentation scandinave du cerf magique des Celtes. Une origine anglaise septentrionale expliquerait aussi les points de contact que présente l'histoire du *Carl de Carlisle* avec d'autres romans de Gauvain, en particulier la triade Gauvain, Ké, Baudouin, qu'on trouve aussi dans *The Avowynge of king Arther, Sir Gawan, Sir Kaye and Sir Bawdewyn of Bretan;* quoique cette dernière œuvre ne fasse pas de Baudouin un évêque, il n'est pas douteux qu'une telle tradition ait existé, puisque Baudouin est ainsi appelé non seulement dans les deux versions du *Carl de Carlisle,* mais aussi dans *Sir Gawain and the Green Knight, The Turke and Gawain* et les *Mabinogion.* Une autre présomption existe encore en faveur de l'origine anglaise de notre histoire: c'est que, pour *The Anturs of Arther* et *The Avowynge,* œuvres du même genre, un ouvrage français n'a pas non plus été signalé. Le versificateur qui composa cette histoire, vraisemblablement avant la fin du XIVe siècle, possédait une grande habileté à agencer des données d'origines différentes en un tout cohérent, mais il valait mieux comme conteur que comme poète. C'était probablement un jongleur originaire du Nord-Ouest de l'Angleterre, et il est possible qu'il ait écrit son poème dans la forme que le texte de la version A nous a conservée de façon fort corrompue: strophes rimées de 12 vers.

Telles sont, brièvement résumées, les conclusions qu'a inspirées à M. K. la partie proprement littéraire de sa recherche. Elles sont acceptables, serrent incontestablement de plus près la réalité que ne le fai-

saient les considérations un peu rapides des précédents critiques, mais elles ne satisfont pas complètement notre curiosité ni notre besoin de précision. Malgré toute la diligence de M. K., elles restent des présomptions plutôt que des certitudes. Dans une étude qui avait pour but essentiel la recherche des sources, très rarement des preuves formelles ont pu être administrées de l'origine de tel ou tel épisode. Beaucoup d'appréciations restent subjectives, trop de conclusions ne sont que des hypothèses ou des approximations. La faute n'en est pas à l'auteur. Les textes qu'il a examinés sont souvent trop vagues; les rapprochements auxquels ils peuvent prêter sont trop généraux; la matière est fuyante et ne permet pas dans la plupart des cas de distinguer ce qui vient du folklore de ce qui a été puisé dans des œuvres littéraires. M. K. s'est évidemment rendu compte du peu de solidité du terrain sur lequel il s'avançait; la multiplicité de ses expressions restrictives ou dubitatives en témoigne: «this similarity suggests that . . . the theme may be derived . . .; it might be argued that . . . p. 84; the similarities might be regarded as . . .; the Carl may originally have been . . . p. 88; part of Carl of Carlisle is probably derived from . . . p. 89; this text, apparently derived from . . . p. 93; the question remains open . . . p. 95»; etc., etc. Malgré tout, un certain nombre de points semblent définitivement acquis, en particulier la provenance des deux premiers thèmes et l'origine insulaire du poème. Une confrontation plus étendue de textes d'ancien français et de moyen anglais, des interprétations plus subtiles ou plus pénétrantes, la découverte toujours possible de nouveaux documents permettront peut-être de serrer de plus près encore la solution des questions que posent les poèmes de *Sir Gawain* et du *Carl of Carlisle*. Mais on ne peut pas ne pas tenir compte à M. K. du soin qu'il a apporté à l'interprétation d'un texte, mineur sans doute, mais auquel le fait d'appartenir à la légende d'un des principaux héros romanesques du moyen âge confère une valeur réelle.

L.-F. Flutre.

Italo Siciliano, *Les origines des chansons de geste; théories et discussions. Traduit de l'italien par P. Antonetti. Paris, Ed. A. et J. Picard,* 1951. 233 Seiten.

Die italienische Fassung dieses Buches, das sich zum Ziele setzt, den Stand der Forschung in der Frage des Ursprungs des französischen Nationalepos zu fixieren, ist im Jahre 1942 erschienen. Die heutige französische Übersetzung erscheint also zehn Jahre später. Man wird daher, wenn man das Buch erneut durchliest, vor allem darnach suchen wie Siciliano sich mit den seither erschienenen Arbeiten auseinandersetzt. Leider wird man in seiner Erwartung schmerzlich enttäuscht. S. sagt (S. 11): 'en ce 1950 les choses en sont sensiblement là où elles étaient en 1939: dans le labyrinthe et dans l'impasse, dans le même panier, où les mêmes crabes se dévorent entre eux sans trêve et sans merci'. Abgesehen von der Frage ob diese ironisch-burschikose Ausdrucksweise, die übrigens das ganze Buch kennzeichnet, dem Gegenstand angemessen ist, muß gesagt werden, daß materiell S. nur deswegen so urteilen kann, weil er die Literatur seit dem Jahre 1942 nur noch lückenhaft verfolgt hat. Wäre die Übersetzung unmittelbar nach

dem Krieg erschienen, so könnte man das verstehen; doch so viele Jahre nach dessen Abschluß ist es erstaunlich, daß z. B. zwei so umfassende und in die Tiefe gehende Aufsätze nicht in die Diskussion einbezogen werden, wie die von Ph. A. Becker, vom Kurzlied zum Epos (ZFSL 63) und von E. R. Curtius, über die altfranzösische Epik (hier Band 64, 233–320). Man lese diese beiden Aufsätze und man wird sehen, wie wenig S. berechtigt war, ein so summarisches Urteil zu fällen.

Mit Recht sieht Siciliano im Rolandslied den Ausgangspunkt des Heldenepos, in der Frage nach dessen Entstehung das Kernstück der um den Ursprung der Chansons de geste kreisenden Diskussion. Wenn man nun alle die neuen Elemente und Gesichtspunkte zusammenhält, welche durch die Diskussion seit der ersten Auflage des Buches zusammengetragen worden sind [1]), so ergibt sich etwa folgendes Bild: Die Erwähnung von Apulien, Kalabrien, England unter den Eroberungen Karls ist, wie man schon oft angenommen hat, ein Hinweis auf die Zeit nach 1066, während die Erwähnung der Stadt Palermo unter den Ländern, die den Sarazenen gehören, auf die Zeit vor 1072 weist. Wir kämen also ungefähr auf das Jahr 1070. Anderseits weist die Erwähnung der Ortsnamen Butentrot und Jericho, der Völkernamen Esclavoz, Bugres, Pinceneis zwar nicht, wie man gemeint hat, auf den ersten Kreuzzug hin, wohl aber, wie Gregoire unwiderlegt dargetan hat, auf die Kämpfe der Normannen im Epirus (1081–1085). Der Widerspruch zwischen diesen beiden Daten, ca. 1070 und ca. 1085, löst sich durch eine Analyse des Epos nach seinen verschiedenen Bestandteilen. Die Namen, die auf 1085 weisen, finden sich alle in der Baligantepisode und nur dort. Man wird daher zu der Annahme gedrängt, daß dieser Teil des Rolandsliedes eine spätere Zutat ist, entstanden unter dem Eindruck der normannischen Unternehmungen auf dem Balken. Die Taten der Normannen haben ja schon im ersten Teil des Liedes (inkl. die Bestrafung Ganelons) ihre Spuren eingegraben in Form der Nennung ihrer Eroberungen, die Karl dem Großen zugeschrieben werden. In diesem Sinne behält die prachtvolle Analyse, die Knudsen von dem Epos gegeben hat, trotz des Einspruchs von Siciliano ihren Wert und ihren Sinn. Der erste Teil des Liedes ist ein eigentliches Rolandslied; die Baligantepisode wandelt dieses um zu einem Karlslied. Darum gibt nun der Dichter dem König Marsile einen Lehensherrn, der fern im Osten wohnt und der ihm jetzt zu Hilfe kommt. Über das Motiv, das die Keimzelle des ersten Teils ist, hat Curtius Entscheidendes gesagt. Die Antinomie von sapientia und fortitudo, die hier eine ihrer großartigsten Darstellungen findet, ist ein wichtiges Requisit der Epik seit Homer, den der sicherlich hochgebildete Verfasser des Liedes in der lateinischen Fassung kannte. Ganelons Groll ist notwendig, damit die Handlung in Bewegung kommt. Daher gesellt sich zum Motiv der Freundschaft zwischen den beiden durch ihr Temperament so verschiedenen Helden das Motiv des Verrats. So ist das Rolandslied wesent-

---

[1] Ich rechne dazu außer den beiden oben genannten Aufsätzen von Becker und Curtius vor allem auch diejenigen von Knudson und von Henri Gregoire. Die Argumente und Schlüsse des letzteren sind von Mario Roques nur in seinen Übersteigerungen, nicht aber im Kern widerlegt worden. Zu weit geht z. B. der Schluß, das Rolandslied müsse im Kreis der unteritalienischen Normannen entstanden sein.

lich beeinflußt durch die aus der Antiken hereinragende Tradition, wodurch aber auch nicht etwa in Abrede gestellt werden soll, daß der Dichter das Beste in seinem Werk seinem eigenen Genius verdankt.

Über den Zusammenhang der beiden Teile des Liedes hat Becker schlagende Beobachtungen angestellt, vor allem an Hand des Rhythmus. Er hat auf den distichisch-tristichischen Aufbau hingewiesen, der für das Rolandslied, und nur für dieses, so charakteristisch ist. Dieser Grundzug des Liedes, der von keinem andern nachgeahmt und also persönlichstes Gut des ersten Dichters ist, findet sich genau gleich in der Baligantepisode. Das weist darauf hin, daß der Dichter der beiden Teile der gleiche ist. Wir dürfen also vielleicht die Entstehung des Rolandsliedes folgendermaßen sehen: In einem der größten Augenblicke der französischen Geschichte, in einer Zeit, da die französische Ritterschaft, nationales Selbstbewußtsein und religiöse Inbrunst in ihrem Herzen vereinigend, sich zu gewaltigen Leistungen im heiligen Krieg zusammenfindet, hat Turoldus dieser Stimmung dichterischen Ausdruck verliehen. Das war um das Jahr 1070. Ungefähr fünfzehn Jahre später nahm er das Lied noch einmal vor und überhöhte es durch die Baligantepisode zu einem Karlslied, wobei er die aus dem epirischen Feldzug bekannt gewordenen Orts- und Völkernamen verwendete.

Wenn also die bekannte Auffassung Bédiers von der Entstehung der Chansons de Geste sicher für die Großzahl dieses Genre zutrifft, daß sie nämlich den Spielleuten und den Klöstern zuzuschreiben ist, so doch sicher nicht für das Rolandslied. Bei diesem liegen auch alle Erwähnungen von Heiligtümern und Pilgerherbergen, die an seinen Text erinnern, mindestens zwanzig Jahre nach dem Epos, wie besonders Becker nachgewiesen hat. Der Roland ist die einmalige Schöpfung eines großen Dichters, und auf Rechnung der Propaganda ist nicht er, sondern nur die durch seinen Erfolg angeregte Wucherung des nationalen Epos zu setzen.

Dieser Aspekt hätte sich dem Verfasser des Buches ergeben können aus den Forschungen, die zur Zeit der Übersetzung bereits vorlagen. Seither hat allerdings die Frage, woher der Dichter seinen Stoff habe, neue, bisher ungeahnte Aspekte erhalten durch die Forschungen von Rita Lejeune (Annales de l'Institut de phil. et d'hist. orient. et slaves 10, 371–401) von 1950. Eine von ihr systematisch vorgenommene Durchsicht der Cartulaires des 9.–12. Jahrhunderts hat gezeigt, daß ein Brüderpaar Roland-Olivier urkundlich bereits 1055 aus Marseille, ein anderes zwischen 1011 und 1031 aus Brioude bezeugt ist, neben andern mehr. Alle diese Brüderpaare waren in der Südhälfte Frankreichs beheimatet. Hier lebte also das Paar Roland-Olivier schon seit etwa 1000 im Gedenken der Menschen und entfaltete eine solche Strahlkraft, daß die Eltern ihre Söhne nach den beiden benannten. Das weist darauf hin, daß im Süden die Erinnerung an Roland und an Roncevaux ums Jahr 1000 lebendig war, und daß sich der Gestalt des Roland bereits diejenige des Olivier beigesellt hatte. Olivier ist also sicher nicht eine Schöpfung des Dichters des Oxforder Roland. Nach den Forschungen von R. Lejeune, ergänzt durch diejenigen von Paul Aebischer (L'équation Oliba-Olivarius, Cultura Neolatina 1951, 197–212) geht hervor, daß Olivarius die Latinisierung des Namens der Grafen von Carcassonne ist, die sich von 817 bis in die Mitte des 10. Jahr-

hunderts, mit einem auf gotische Weise deklinierten Namen *Oliba* nannten. Dank der von R. Lejeune zusammengestellten Namenlisten ist es möglich, noch weiter hinauf zu gehen. Vor 1000 findet sich nämlich der Name Roland (gewöhnlich *Rotlanus*) bereits häufig allein, 14 mal im 10. Jahrhundert, zweimal im 9. Jahrhundert (832, 880). Alle diese Belege stammen aus dem Süden (Septimanien, Provence, Limousin), während der Name Roland nördlich der Loire zu dieser Zeit völlig ungebräuchlich ist und erst gegen Ende des 11. und im 12. Jahrhundert in der Normandie und in der Bretagne die große Mode wird, dies ganz offenbar unter der Wirkung des Rolandsliedes. Wenn die Menschen im Süden und bis ans Mittelmeer eine Vorliebe für diesen Namen gezeigt haben, so kann das kaum etwas anderes bedeuten, als daß Roland hier, wo man die Gefahr immer vor Augen hatte und wo die Adelsgeschlechter vielfach auch verwandtschaftlich mit den stets mit den Sarazenen ringenden Baronen südlich der Pyrenäen verbunden waren, zum Symbol des Kampfes gegen die Mauren geworden war. Nördlich der Loire war man ja weniger interessiert an dem, was in Spanien und an der Südgrenze vorging. In Südfrankreich hielt also eine ununterbrochene Tradition das Gedenken an Roland als den großen Vorkämpfer gegen den so nahen und gefürchteten Feind fest. Wenn diesem Roland ums Jahr 1000 Olivier beigesellt wird, so ist das wohl dahin zu interpretieren, daß um diese Zeit der Süden, der die Last der maurischen Gefahr mit den spanischen Christen zusammen trug, seinen Anteil an der heroischen Legende forderte. Vielleicht hängt dies auch zusammen mit dem furchtbaren Vorstoß der Mauren gegen Ende des 10. Jahrhunderts, unter Almansor. So wurde etwa um 1000 dem nördlichen Roland der südliche Olivier beigesellt. Die Wahl des Namens hängt sicher damit zusammen, daß unter den Oliba, die während anderthalb Jahrhunderten, seit 817, als septimanische Grafen regiert hatten, sich sicher mehr als einer im Kampfe gegen die Ungläubigen ausgezeichnet hatte. Ob diese Waffenbrüderschaft bereits den Sinn hatte, den wir im Oxforder Roland treffen, ob bereits die Antinomie fortitudo-sapientia dem Paar die dramatische Spannung verlieh, wird sich wohl kaum entscheiden lassen. Er kann sehr wohl als Waffenkamerad neben Roland gestellt worden sein, und die Ausdeutung doch das Werk des späteren Dichters sein. Welche Form diese Erzählungen hatten, wird wohl schwer je festzustellen sein. Wahrscheinlich hatten sie legendenhaften Charakter, und die zwei Jahrhunderte werden diese Legende immer mehr ausgestaltet haben. Dazu gehören wohl auch die Grabstätten und Reliquien in Blaye und in Bordeaux. Mit diesen Legenden kamen auch die Nordfranzosen in Berührung, als sie, etwa seit der Mitte des 11. Jahrhunderts, als Krieger und als Pilger in immer größeren Scharen durch Frankreich nach Spanien zogen. Unter ihnen wird sich auch der Mann befunden haben – zweifellos ein Geistlicher – der unter den Eindrücken der Fahrt den in der lokalen Legende niedergelegten Stoff verband mit den Bildern, welche seine lateinische, literarische Bildung in ihm niedergelegt hatte, und der die Erzählung der Legende zu einer neuen Prägung des Themas fortitudo-sapientia umgestaltete, dieses durch den christlichen Grundgehalt gegenüber der Antike überhöhend.

Diese Gedankengänge und weitere ähnliche, die man daran anschließen könnte, sind in den von Siciliano nicht mehr berücksichtigten oder mit lässiger Handbewegung zur Seite geschobenen Aufsätzen jün-

geren Datums enthalten oder sie ergeben sich daraus, wenn man diese Aufsätze zusammenhält. Die Forschung gerade über das nationale Heldenepos ist in den letzten zwölf Jahren wieder sehr in Fluß gekommen. Da ihr S. nicht mehr gefolgt ist, ist sein Buch in der neuen Form schon beim Erscheinen großenteils überholt und antiquiert. W.

Cancionero Antequerano recogido por los años de 1627 y 1628 por Ignacio de Toledo y Godoy y publicado por Dámaso Alonso y Rafael Ferreres (Consejo Superior de Investigaciones Científicas. Instituto „Miguel de Cervantes", Cancioneros del Siglo de Oro I), Madrid 1950. XXXIX und 537 S.

Nach den beiden Teilen der *Flores de poetas ilustres de España* von Espinosa (1605) und A. Calderón (1611, gedruckt 1896) tritt nunmehr dank dieser schönen Veröffentlichung der dritte Antequeraner Sammelband spanischer Barocklyrik ins Licht der literarhistorischen Betrachtung.

Von seinem Kompilator Ignacio de Toledo y Godoy wissen die Herausgeber wenig mehr zu sagen, als daß er notario del Santo Oficio gewesen und zwischen 1668 und 1670 in Antequera gestorben ist. Er dürfte also noch ein junger Mann gewesen sein, als er – offenbar ein ausschließlich rezeptiver Amateur – rund um 1627/28 unter dem Einfluß des penetrant poetischen Klimas der Stadt am Guadalhorce eine stattliche Menge zeitgenössischer Dichtungen auf den rund 1500 Blättern vier hübscher Pergamentbände handschriftlich festhielt.

Einer dieser vier Bände bleibt in der Veröffentlichung von Alonso und Ferreres i. g. außer Betracht. Er enthält (lt. Beschreibung im Anhang des Vorworts, S. XXVII–XXIX) eine reichlich bunte Kollektion breiterer Vers- und Prosawerke, so z. B. von Góngora den *Panegírico al duque de Lerma*, einen Text der Urfassung des *Polifemo*, die erste *Soledad* und einen Teil der zweiten, ferner zwei apokryphe Quevedo-Werkchen: *El Monte Parnaso* und die jetzt meist dem Antonio Ortiz Melgarejo zugeschriebene *Casa de locos de amor*, zu deren Beurteilung der *Apéndice* wichtige, wenn auch nicht endgültige Klärungen beisteuert.

Die drei anderen Bände, erst von den Herausgebern numeriert und *Cancionero Antequerano* benannt, bergen eine umfangreiche Blütenlese Antequeraner, Sevillano-Granadiner und sonstiger spanischer Barocklyrik. Wenn man die zahlreichen Dubletten abrechnet, enthält der 1. Band (*Bariedad de Sonetos Recogidos de diferêtes authores por I. d. T. y G., Año* 1627) 483 Sonette, der 2. Band (nach Verlust des Titelblatts von den Herausgebern *Poesías de Arte Menor* benannt) 179 Gedichte, fast ausschließlich solche in Kurzversen, der 3. Band (*Cancionero en todo genero de barios autores recopilado por Y. d. T. y G., Año* 1628) 107 Kanzonen und sonstige Elfsilber-Dichtungen.

Von diesen 701 Gedichten, die vom Ende des 16. Jahrhunderts bis 1627/28 reichen, ist mehr als die Hälfte schon anderweitig veröffentlicht worden; viele befanden sich schon in den *Flores* von Espinosa und Calderón. So kann man die Herausgeber nur dazu beglückwünschen, daß sie von einem vollständigen Abdruck der drei Ms.-Bände Abstand nahmen; denn ein solcher hätte einen unnütz großen und unübersichtlichen Wälzer ergeben. Andererseits haben sie sich aber auch nicht pedantisch an den Begriff des Ineditums geklammert, sondern einen

glücklichen Mittelweg gefunden, indem sie alles aufnahmen, was sie für unveröffentlicht oder schwer erreichbar hielten. So bieten sie uns denn in ihrem stattlichen Band 183 Sonette, 53 Kurzversgedichte und 47 Kanzonen und Elfsilber-Dichtungen.

Im einzelnen geben die umfangreichen *Notas biográficas y criba de las poesías del cancionero* (S. 451–497) Auskunft über die Kriterien der Auswahl. Hier erscheinen die Gedichte nach Dichtern geordnet, wobei freilich allein schon die hohe Zahl der namenlosen Gedichte (über ein Drittel!) verrät, daß in vielen Fällen die Diskussion nun erst beginnen kann.[1] Zusammen mit den beiden Verzeichnissen, in denen die Gedichte der Hs. nach Anfangsversen erstens alphabetisch und zweitens in der Reihenfolge des Mss. geordnet sind, ermöglichen diese Notas eine bequeme Auswertung des ganzen Cancionero.

Über die literarische Bedeutung der Anthologie kommen die Herausgeber selbst zu wohlabgewogenen Urteilen. Daß Toledo y Godoy weder ein kritischer Kopf noch ein Mann von besonderem ästhetischem Feingefühl war, ergibt sich allein schon aus der linkischen Banalität der Prosa-Vorreden, die er seinen Bänden jeweils vorausgeschickt hat. So dürfen wir von ihm noch weniger als von seinen Vorgängern Espinosa und Calderón eine urteilskräftige Sichtung der Lyrik seiner Zeit erwarten. Er bringt unterschiedslos Vorzügliches, Mäßiges und Miserables. Thematisch und gesinnungsmäßig ist der Bogen nicht minder weit gespannt. Im *Cancionero Antequerano* findet sich neben Dichtungen, die echte Religiosität oder imperialen Stolz atmen, feinfühlige Liebespoesie ebenso wie handfeste Pornographie (letztere vor allem in den versos de arte menor). Den ungefähr 20 Jahren Distanz von der *Segunda parte de las Flores* entspricht einerseits die Verstärkung und Verbreiterung des gongoristisch-kultistischen Elements, andererseits die größere Häufigkeit der formspielerischen Verse (versos correlativos, Echoreime, Sonette in versos agudos, Schweif- und Dialogsonette). Aber gerade durch die Buntheit auch in Form und Qualität erhält die Sammlung doch den Charakter eines echten Querschnitts durch die Lyrik ihrer Zeit. Insbesondere die Sonette sind recht repräsentativ für die thematischen und formalen Möglichkeiten, die im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts dem 14-Zeiler zu eigen waren.

Für unser Gesamturteil über die spanische Lyrik dieser Epoche ergeben sich keine wesentlich neuen Momente. Blickfeld und Informationsreichtum hatten sich seit Espinosa offenkundig erheblich verengert. Von Lope und Góngora bringt Toledo y Godoy kaum etwas Neues von plausibler Authentizität, eher schon von Quevedo und vom Conde de Salinas.

[1] Einiges wurde in den während der Drucklegung hinzugekommenen inhaltsreichen *Adiciones y correcciones* (S. XXXI–XXXIX) von den Herausgebern selbst berichtigt. Über das Schicksal von Luis Martín de la Plazas Sonett *Hermosas ninfas que en alegre coro* ... (S. 59) vgl. meine Notiz im Band 70 dieser Zeitschrift. Hier möchte ich nur noch festhalten, daß die beiden von den Herausgebern als anonym geführten Sonette *Es la mujer del hombre lo más bueno* ... (*Notas* ... S. 456: „publicado como de Lope, BAE XXXVIII, 383“) und *Peligro tiene el más probado vado* ... (*Notas* ... S. 459: „Publ. en Gautier, *De quelques jeux d'esprit*, *Rev. hispanique*, XXXV, 18“) zweifellos von Lope de Vega stammen. Letzteres steht in *La fuerza lastimosa* (*Obras* XIV, 22); über ersteres vgl. meine Notiz zu Rimas Nr. 191 in *Die Formen des Sonetts bei L. d. V.*, Halle 1936, S. 319.

Imponierend aber ist die reiche Ausbeute an bisher unbekannten Gedichten Antequeraner Poeten. Auf die schon immer einprägsame Dichtergalerie dieser damals so seltsam poesiegeschwängerten kleinen Stadt fällt manches neue Licht. Rodrigo de Carvajal y Robles erscheint als ein am Erlebnis amerikanischer Natur geschulter und von Heimweh durchseelter Meister über Licht und Farbe. Agustín de Tejada, stilistisch ein Schüler von Herrera, Góngora und Espinosa, glänzt als Schilderer, zumal der Gudalhorce-Grotte (S. 441 ff.); die unvermeidliche Doña Cristobalina bewährt sich auch hier wieder als Spezialistin für himmlische Visionen.

Am wichtigsten ist der Zuwachs von 55 Gedichten zum Gesamtwerk des bedeutendsten Antequeraners: Luis Martín de la Plaza. Dámaso Alonso selbst hat im Vorwort angedeutet, wie das Gesicht dieses Dichters, der bisher vor allem als virtuoser Formbeherrscher in Sonett und Madrigal bekannt war, durch diese späteren Kinder seiner Muse sich für uns wesentlich verdeutlicht hat als das eines maßvollen und eigenwertigen Neuerers innerhalb der vorbarocken Gesamtbewegung, dem vielleicht nur wenige Persönlichkeitselemente gefehlt haben, um eine der großen Figuren der spanischen Barockdichtung zu werden, und der auf jeden Fall eine – auf Grund dieser neuen Publikation nun wirklich mögliche – eigene Darstellung verdient hätte.

Dámaso Alonso, dessen seit 1928 datierende Beschäftigung mit dem Cancionero des Toledo y Godoy durch diese wertvolle Veröffentlichung ihre Krönung findet, hat zusammen mit Luis Ferreres unserer Kenntnis der spanischen Siglo de oro-Dichtung einen beachtenswerten Dienst erwiesen, so sehr man andererseits seiner eigenen Bewertung der absteigenden Linie Espinosa – A. Calderón – Toledo y Godoy beipflichten muß.

Nach spanischer Übung haben die Herausgeber die Orthographie, soweit sie den Lautwert nicht berührt, einheitlich modernisiert, was bei dieser Anthologie angesichts der inkonsequenten und von Andalusismen durchsetzten Schreibweise des Kompilators tatsächlich den einzig gangbaren Weg zu einem gleichmäßig lesbaren Text darstellen dürfte. Fünf Tafeln mit Fotokopien von Titelblättern und Textseiten einzelner Ms.-Bände illustrieren die gut ausgestattete Ausgabe.

Otto Jörder

Manuskripte für die Zeitschrift sind an den Herausgeber

Professor Dr. Walther v. Wartburg, Predigerhofstraße 25, Basel

zu senden. Besprechungsexemplare an den Max Niemeyer Verlag Tübingen, Wilhelmstraße 22. Die Verfasser erhalten vom Verlag zwanzig Separate ihrer Beiträge gratis.

Nach Tradition und Raumberechnung bleiben Artikel und Rezensionen von Publikationen zur neufranzösischen Literaturgeschichte (von der Renaissance ab) anderen Zeitschriften vorbehalten. Doch gilt dies nicht für die anderen romanischen Sprachen, auch nicht für die neufranzösische Sprachgeschichte. Rücksendungen erfolgen nur nach Aufforderung.

Die Herren Mitarbeiter werden höflichst ersucht, Manuskripte druckfertig einzusenden und in den Korrekturbogen nach Möglichkeit solche Änderungen zu vermeiden, die mit Zeilen- oder Seitenumbrechung verknüpft sind. Die Verlagsbuchhandlung trägt nicht mehr die Kosten für die von der Druckerei nicht verschuldeten Korrekturen. Korrekturen bitte stets schleunigst zu erledigen.

BEIHEFTE ZUR ZEITSCHRIFT FÜR ROMANISCHE PHILOLOGIE

Begründet von Gustav Gröber

Herausgegeben von Walther von Wartburg. gr. 8°

---

94. August Buck

Italienische Dichtungslehren vom Mittelalter bis zum Ausgang der Renaissance

1952. 204 Seiten, geh. DM 18.–

Für Abonnenten der Zeitschrift für romanische Philologie DM 14.40

---

95. Kurt Wais

Frühe Epik Westeuropas und die Vorgeschichte des Nibelungenliedes

1. Band. Die Lieder um Krimhild, Brünhild und Dietrich in ihren frühen außerdeutschen Beziehungen

Mit einem Beitrag von Hugo Kuhn: Brunhild und das Krimhild-Lied

1953. 211 Seiten, geh. DM 22.–

Für Abonnenten der Zeitschrift für romanische Philologie DM 18.60

MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN